Slowakische Zeitschrift für Germanistik

2018, Jahrgang 10, Heft 1

Juni 2018

Impressum
Slowakische Zeitschrift für Germanistik

Herausgeber:
SUNG – Verband der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei
SUNG – Spoločnosť učiteľov nemeckého jazyka a germanistov Slovenska
Anschrift des Verbandes:
Univerzita Mateja Bela v Banskej Bystrici, Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
Tajovského 40, SK–974 01 Banská Bystrica
IČO: 17 310 628

Erscheinungsweise:
Jährlich 2 Hefte

Redaktionsrat
Vorsitzende:
Nadežda Zemaníková (Banská Bystrica)
Mitglieder:
Hana Bergerová (Ústí nad Labem), Ján Demčišák (Trnava), Dmitrij Dobrovoľskij (Moskau), Peter Ďurčo (Trnava), Alena Ďuricová (Banská Bystrica), Róbert Gáfrik (Bratislava), Helena Hanuljaková (Bratislava), Viera Chebenová (Nitra), Ján Jambor (Prešov), Vida Jesenšek (Maribor), Martina Kášová (Prešov), Dagmar Košťálová (Bratislava), Ružena Kozmová (Trnava), Jörg Meier (Innsbruck, Košice), Roman Mikuláš (Bratislava), Ingrid Puchalová (Košice), Wolfgang Schulze (München), Georg Schuppener (Trnava), Ladislav Sisák (Prešov), Libuše Spáčilová (Olomouc), Jozef Tancer (Bratislava), Mária Vajičková (Bratislava).

Anschrift der Redaktion:
PhDr. Nadežda Zemaníková, PhD.
Univerzita Mateja Bela
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
Tajovského 40
SK–974 01 Banská Bystrica

Herausgeber dieses Hefts:
Mgr. Ervín Weiss, PhD.
Univerzita Konštantína Filozofa v Nitre

Technische Redaktion:
Wolfram Karg
Univerzita sv. Cyrila a Metoda v Trnave
Filozofická fakulta, Katedra germanistiky
Nám. J. Herdu 2
SK–917 01 Trnava

Alle Beiträge der Slowakischen Zeitschrift für Germanistik werden einem internationalen wissenschaftlichen Begutachtungsverfahren unterzogen.

Slowakische Zeitschrift für Germanistik ist verzeichnet in:
Linguistik-Portal für Sprachwissenschaft (http://www.linguistik.de)
Online Contents Linguistik der Universitätsbibliothek Frankfurt
(http://cbsopac.rz.uni-frankfurt.de/LNG=DU/DB=3.3/)

Povolené MK SR pod evidenčným číslom EV 3892/09.
ISSN 1338-0796

Inhalt

Ervín Weiss
Vorwort 5

POLEMIK

Konrad Paul Liessmann
Die Sprache der Bildungsreform. Über die Gewalt des Euphemismus 7

STUDIEN UND AUFSÄTZE

Juraj Dolník
Kultur – Sprache – Gewalt 22

Lenka Vaňková
Manipulation durch Emotionen.
Am Beispiel der Berichterstattung aus dem medizinischen Bereich 30

Martin Mostýn
Zur Darstellung von Gewalt in Online-Diskussionsforen
zum Thema „selbstverletzendes Verhalten“
aus deutsch-tschechischer Perspektive 41

Marta Wimmer
„Sie fühlten sich als die einen. Ich war der andere.“ Stigmatisierung mittels
Sprache in Peter Henischs Roman Schwarzer Peter 54

Orsolya Lénárt
Sprachverwendung in der ungarndeutschen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg 65

Jana Lauková
Die Rolle des Translators als „Mediator“ zwischen „gewaltlosen“
Welten und Kulturen 74

Oksana Khrystenko
Geschlechterasymmetrie in stereotypen Vorstellungen deutscher Jugendlicher 84

Silvia Gajdošová
Interpiktorialität – der Dialog der Bilder in der Werbung 95

Boris Blahak
Übersetzung als Verschärfung: (sudeten-)deutsche Versionen
von Hanuš Kuffners Streitschrift *Náš stát a světový mír* 105

Elena Pavlova
Zur Geschlechtsspezifik der politisch funktionalisierten Körperbilder und -symboliken. Ein näherer Blick auf die weiblichen Siegesallegorien im Nationalsozialismus 120

REZENSIONEN

Anita Braxatorisová
Peter Ďurčo, Mária Vajičková et al. (2017): Kollokationen im Unterricht. Ein Lehr- und Übungsbuch. Nümbrecht: Kirsch Verlag. ISBN 978-3-943906-34-9 127

Anita Braxatorisová
Peter Ďurčo – Kathrin Steyer – Katrin Hein (2017): Sprichwörter im Gebrauch. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. ISBN-13: 978-3937241562 132

Autorinnen und Autoren 138

Manuskripthinweise 140

Der Druck dieses Hefts der Slowakischen Zeitschrift für Germanistik wurde durch den Karpatendeutschen Verein in der Slowakei finanziell unterstützt.

In den einzelnen Beiträgen geäußerte Meinungen spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider.

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

im Rahmen der Zusammenstellung unserer germanistischen Zeitschrift liegt es uns am Herzen, mannigfaltige Themenbereiche germanistischer Forschung zu erfassen, und daher ist das vorliegende Heft linguistisch fokussiert, wobei in vielen Beiträgen Interdisziplinarität in Bezug auf Geschichte, Soziologie und Marketing festzustellen ist. Im Mittelpunkt dieses Heftes steht die unbegrenzbare Macht der Sprache. Hiermit danken wir allen AutorInnen, welche mit ihren Beiträgen zur Bereicherung der gegenwärtigen germanistischen Forschung wesentlich beitragen.

Konrad Paul Liessmann (Wien) macht sich in seinem polemischen Vortrag Gedanken über die Macht der Sprache im Rahmen der gegenwärtigen Bildungsreform und bezieht den Euphemismus als rhetorische Figur der Reformkommunikation mit ein. Der Autor untersucht eingehend sprachgeschichtlich den Begriff „Reform" und landet bei der Erläuterung von der heutigen Sprache der Universitätsreform, welche durch Anglizismen geprägt ist. Der Autor analysiert das Umdenken der universitären Bildung, konzentriert sich auf die Kompetenzen, sowie die Unternehmensorientierung in Bezug auf die Verwaltung von Universitäten. Im Weiteren fragt sich der Autor, wie die wissenschaftlichen Forschungsleistungen zu evaluieren sind und auf welche Art und Weise sie einem internationalen Vergleich Rechnung zu tragen haben. Der Autor polemisiert über die Wissenschaftlichkeit moderner Studiengänge und begründet den euphemistischen Klang der Begriffe „Elite" und „Exzellenz" im Rahmen der Universitätsreform. Schlussfolgernd erklärt der Autor die Macht der Modernisierungsrhetorik der Gegenwart, welche einen eklatanten Niederschlag in der Universitätsreform findet.

Juraj Dolník (Bratislava) unternimmt einen eingehenden Diskurs über die gegenseitige Beeinflussung von Kultur, Sprache und Gewalt. In Bezug auf die Darlegung der Gewalt kehrt er zu psychologischen Ursachen der Gewalt an sich zurück. Er unterscheidet zwischen psychischer und physischer Gewalt und ihre Präsenz zeigt er in primärer natürlicher Ordnung (auf die Natur zurückgehend) und in sekundärer natürlicher Ordnung (von Kultur und Gesellschaft geprägt). Im Rahmen der Interpretation von Gewalt kommt er zum Schluss, dass der Mensch auf die Interpretation der Welt eingestellt ist und aufgrund der Verletzung der natürlichen Ordnung wird Gewalt ausgeübt. Mit Hilfe von diversen philosophischen Richtungen erläutert der Autor verschiedene Gewaltformen in der Kultur und im Zusammenhang mit der Kulturkritik formuliert er das Postulat, dass man gemäß der natürlichen Ordnung handeln sollte, um die Gewalt zu vermeiden. Im Verhältnis der sprachlichen Ordnung und Gewalt untersucht der Autor die gegenseitige Interaktion der grammatischen Gesetzmäßigkeiten, ihrer Verletzung und zusammenhängender Gewalt. Die Gewalt in der sozialen Interaktion kommt bei der Willenskonfrontation ihrer Akteure zum Vorschein, und zwar dann, wenn das Gleichgewicht zwischen Akkommodation und Assimilation eintritt.

Lenka Vaňková (Ostrava) beschäftigt sich in ihrem Artikel mit der sprachlichen Macht von Medien und stellt verschiedene Emotionalisierungsmittel in Bezug auf die Leser fest. Sie vergleicht ausgewählte Artikel über Zika-Virus in den Onlineversionen der Süddeutschen Zeitung, der Zeit und der Bildzeitung, wodurch sie eine ausgewogene Gegenüberstellung erzielt.

Martin Mostyn (Ostrava) konzentriert sich auf das Verhältnis von Sprache und Gewalt, die an sich selbst ausgeübt wird. Das Untersuchungskorpus bilden tschechische und deutsche Online-Diskussionsforen, aufgrund deren untersucht wird, welche sprachlichen Mittel bei der Beschreibung der jeweiligen psychischen Störung und der damit verbundenen Verhaltensweisen festzustellen sind.

Marta Wimmer (Poznań) spricht das Thema der Stigmatisierung im Roman „Schwarzer Peter" (2000) von Peter Henisch an. Der Artikel untersucht die Möglichkeiten der Narrativisierung verbaler Gewalt und richtet seine Aufmerksamkeit auf die Wirkungsmacht der verletzenden Wörter sowie die Verfestigung von Rassenstereotypen.

Orsolya Lénárt (Budapest) nimmt die Sprachverwendung in der ungarndeutschen Literatur nach dem II. Weltkrieg ins Visier. Das Schreiben an sich wird bei den untersuchten Schriftstellern als Dienst an der Volksgruppe mit pädagogischer Intention aufgefasst.

Jana Lauková (Banská Bystrica) befasst sich mit der Rolle des Translators als „Mediators" zwischen gewaltlosen Welten und Kulturen. Aus ihrer Sicht spielt zwecks einer gelungenen Translation das Handhaben der interkulturellen Kompetenz die wichtigste Rolle.

Oksana Khrystenko (Innsbruck) widmet sich den stereotypen Vorstellungen deutscher Jugendlicher in Bezug auf die Geschlechtsasymmetrie, welche als Resultat der Ungleichverteilung von Geschlechtsrollen aufgefasst wird. Mit Hilfe eines Experiments kam sie zum Ergebnis, dass die Wortbedeutung als veränderbares Menschenwerk offen zu legen, und die Konstruktion von Weltansichten im Wort lernen und zu lehren.

Silvia Gajdošová (Nitra) untersucht den Begriff der Interpiktoralität und die Verwandtschafts- und Beziehungsverhältnissen der Bilder und ihrer visuellen Darstellung in der modernen Printwerbung. Neben der Malerei betrifft die Interpiktoralitätsforschung auch den Film, Fotografie sowie andere künstlerische Bereiche. Die Autorin kommt zum Schluss, dass interpiktoriale Bezüge oft modifiziert werden und in einem neuen Kontext erscheinen.

Boris Blahak (Regensburg/Pilsen) kehrt in die Zeiten der nazistischen Propaganda zurück und hebt die Macht einer Übersetzung als Verschärfung im translatologischen Prozess hervor.

Elena Pavlova (Greifswald) untersucht in ihrem Beitrag funktionalisierte Körperbilder von Frauen in Zeiten des Nationalsozialismus, in denen die Frauenbilder als sichtbare Verkörperung des Imaginären der Nation vorkommen. Die Autorin macht an vielen Beispielen die unterschiedlichen Frauendarstellungen und den Bezug zur Gewalt im NS-Regime sichtbar.

Ervín Weiss

Die Sprache der Bildungsreform. Über die Gewalt des Euphemismus

Abschlussvortrag der Tagung „Gewalt und Sprache“ des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei (SUNG), gehalten am 2. Juli 2016 an der Philosophischen Fakultät der Comenius-Universität Bratislava

Konrad Paul Liessmann

Der Euphemismus ist eine rhetorische Figur, mit der man unangenehme Sachverhalten schonend und beschönigend darstellen will. Der Euphemismus kann aber auch zum Ausdruck einer sprachlichen Gewalt werden, wenn damit Formen der Verschleierung und Immunisierung einhergehen, die jede kritische Auseinandersetzung nicht nur erschweren, sondern nahezu unmöglich machen. Liegt die Absicht des Euphemismus darin, etwas als gut darzustellen, hat man es schwer, dieses Gute zu kritisieren, ohne in den Verdacht zu geraten, selbst böse zu sein. Im Kontext moderner Bildungsreformen ist der Euphemismus zu einer universellen Strategie geworden, die es überhaupt erst erlaubt, bestimmte Dinge, die ansonsten am Einspruch der Vernunft oder der Erfahrung scheitern müssten, dennoch durchzusetzen. Begriffe wie Kompetenz, Inklusion, Individualisierung, Evaluation, Effizienz, Praxisorientierung, Exzellenz oder Internationalisierung gehören zu diesen Euphemismen, die im Folgenden einer exemplarischen Betrachtung unterzogen werden sollen.

Unternehmensideologie

Die Sprache der Universitätsreform, und dies ist ihr erstes Signum, unterscheidet sich nicht von der Phraseologie anderer Reformprojekte. Sie gehorcht, affirmativ und nachahmend, den Wendungen und Terminologien, die überall im Schwange sind, wo modernisiert, privatisiert und globalisiert wird. Es ist die Sprache im „Zeitalter von Coaching, Controlling und Monitoring“ (vgl. Kastberger 2006). Universitäten reformieren sich, indem sie sich, wenigstens in Sprache, Gestus und Habitus, zu *Unternehmen* transformieren. Traditionsbelastete Ämter und Funktionen werden verabschiedet, Führungskräfte und Abteilungen treten anstelle von Professoren und Instituten, Aufsichtsräte kontrollieren das Unternehmen Universität, die Dienstleistungseinrichtungen für *Controlling*, *Finanzwesen*, *Qualitätssicherung* und *Corporate Design* blähen sich auf, die *Career-Centers*, in deren Schatten sich die *Startups* tummeln, blühen und gedeihen, und natürlich dürfen auch Einrichtungen für *Ressourcenmanagement*, *Personalentwicklung*, *Diversity Management* und *Veranstaltungsmanagement* nicht fehlen. Die vielbeschworene und überall gesuchte *Corporate Identity* der modernen Universität besteht offenbar darin, keine Identität mehr zu haben und zu einem beliebigen Unternehmen herabgekommen zu sein. Finanziert wird dieses Unternehmen von der öffentlichen Hand und von emsig eingeworbenen Drittmitteln sowie von privaten Geldgebern, produziert werden dafür verwertbare Forschungsergebnisse sowie beschäftigungsfähige Inhaber akademischer Grade aller Art. Diese Aktivitäten und ihre Resultate werden fein säuberlich beobachtet, aufgelistet und verglichen, denn es geht schließlich um *Exzellenz* und *internationale Sichtbarkeit*. Dass Wissenschaft und ihre Lehre etwas sein könnten, das aufgrund einer gewissen Eigengesetzlichkeit auch andere Organisationsformen braucht als profitorientierte Wirtschaftsunternehmen, ist ein Gedanke, der angesichts des geltenden betriebswirtschaftlichen

Paradigmas und der Stilisierung des Managers zur Leitfigur der Epoche nicht einmal mehr gedacht werden darf.

Reformfuror

Diese Entwicklung und ihre Sprache lassen sich in nuce schon am Begriff der *Reform* demonstrieren, der den Modernisierungsdiskurs der Gegenwart insgesamt dominiert. Im Bereich der Bildung war und ist der Reformdiskurs allerdings besonders beliebt. Bildung, dieser Eindruck lässt sich nicht vermeiden, fällt geradezu zusammen mit ihrer Reform. Von den Schulreformen der Aufklärung über die Humboldtschen Bildungsreformen, die Reformpädagogik der 20er Jahre, die Reform(hoch)schulen, die nach Ausrufung der deutschen Bildungskatastrophe in den 60er und 70er Jahren gegründet worden waren, bis zu den wettbewerbsorientierten Universitäts- und Schulreformen der Gegenwart zieht sich der Bogen jener Veränderungen, die Bildung als unablässiges Bemühen um Ausweitung, Strukturveränderung und Anpassung erscheinen lassen. Gleichzeitig, und auch dies gehört zu den Paradoxien der Bildungsreform, leidet kein gesellschaftliches Segment so sehr unter dem Stigma, unbeweglich, verkrustet, antiquiert, erstarrt, mit Nutzlosem vollgeräumt und in jeder Hinsicht verstaubt zu sein wie der Bereich der Bildung. Das Credo der Studentenbewegung der 60er Jahre – „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren" – illustrierte nur eine Haltung, die allen Bildungsreformern zu eigen ist: Das Alte muss weg, das Neue muss her. Der Revoluzzer aus dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) erweist sich bei näherer Betrachtung als vom selben Ungeist kontaminiert wie der forsche Leiter einer Unternehmensakademie, der stolz verkündet, das Wichtigste wäre, dass die Studenten bei ihm einmal alles vergessen, was sie an den herkömmlichen, verknöcherten Universitäten gelernt hätten. Mittlerweile haben alle diese Lektion gelernt, die politischen Utopien sind verpufft, was bleibt, ist das Bewusstsein, dass der Bildungssektor der Bereich ist, der noch immer oder schon wieder seiner Durchlüftung harrt. Und deshalb lauten die Wahlsprüche der Reformer auch: Mobilität allerorten, Flexibilisierung überall. Heraus aus erstarrten Verhältnissen und verkrusteten Strukturen, flexible Forschungsfelder statt starrer Fakultäten, umtriebige Wissenschaftsmanager statt beamteter Professoren, frei kombinierbare Module statt fixer Studienpläne, aufgeblasene Projektanträge statt klar umrissener Forschungsvorhaben, ausgefranste Vernetzungen statt definierter Einheiten, Zukunftsoffenheit statt Geschichtsbewusstsein, Schnittstellen statt Ideen.

So sehr die Bildung durch ihre Reformen bestimmt ist, so sehr erweisen sich die Bildungsreformen der Gegenwart als paradigmatisch für den Reformgeist, der die modernen Gesellschaften überhaupt in Atem hält (vgl. Liessmann 2005). Am Bildungsbereich lassen sich so auch jene Tendenzen ablesen, die für den seit den späten 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Umbau der Gesellschaft insgesamt stehen können. Kaum ein Begriff hat im Laufe seiner Geschichte allerdings solche Wandlungen erfahren wie *Reform*. Das im 15. Jahrhundert aus dem Lateinischen entlehnte Wort „reformieren" meinte ursprünglich, eine Sache, die zu entgleiten drohte, wieder in ihre ursprüngliche „Form" zu bringen. Die „Reformation" des Augustinermönches Martin Luther wollte keine neue Kirche gründen, sondern die bestehende Kirche durch Rückbesinnung auf ihre ursprünglichen Aufgaben und Erscheinungsformen erneuern. Die „Reform", die als Substantiv erst seit dem 18. Jahrhundert belegt ist, hatte so ursprünglich eine stark restaurative Komponente, die damit angestrebte Erneuerung und Verbesserung einer Institution war wesentlich durch das Konzept der Rückbesinnung motiviert. Die „Reformpädagogik" des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die sich gegen die Disziplinierungs- und Paukanstalten wandte, zu denen die Schulen geworden

waren, war dann auch durch Rückkehrbewegungen gekennzeichnet: zurück zur Ursprünglichkeit und Spontaneität des kindlichen Lebens und Erlebens, zurück zu einem lebensnahen Lernen, zurück zur Einheit von Körper und Geist, von Arbeit und Lernen. Zumindest insofern Reformen im Bildungsbereich von einem rousseauistischen Geist getragen oder zumindest kontaminiert waren, dominierte der Gestus des großen Zurück.

Der Reformbegriff der Gegenwart setzt demgegenüber zumindest vordergründig auf das Neue und vor allem auf die Zukunft. Wo von Reformen heute die Rede ist, wimmelt es nur so von *Herausforderungen der Zukunft*, die man anzunehmen gewillt ist, von den *Zukunftschancen*, die durch Reformen eröffnen werden sollen und von der *Zukunftsfähigkeit*, die man Einrichtungen und Institutionen durch die Reform verpassen will (vgl. auch Liessmann 2007). Der naive Impetus, zu einem Ursprung zurückzukehren, hat sich in eine nicht minder platte Verachtung eines jeden Zurück verwandelt. Noch der grimmigste Kritiker einer rezenten Reform kann mit der einfachen Frage zum Verstummen gebracht werden, ob er denn zu dem endlich Überwundenen „zurück" wolle. Wie schlimm, unsinnig, chaotisch sich gegenwärtige Zustände auch darbieten mögen: es führt, wie die gängige Formel lautet, ganz sicher kein Weg zurück. Die Reform, die, ähnlich wie die zahlreichen Renaissancen der europäischen Kultur, immer auch von einem Willen zur Rückbesinnungen und zur Wiedergewinnung verlorenen Wissens gekennzeichnet war, hat sich in den alles beherrschenden Modus eines besinnungslosen Immerweiter verkehrt.

Zu erinnern ist allerdings daran, dass die Rede von anstehenden, überfälligen oder rasch durchzuziehenden Reformen nicht immer so positiv besetzt war wie im frühen 21. Jahrhundert. So lange ist es noch gar nicht her, dass *Reformist* ein Schimpfwort war, und wer etwas auf sich gehalten hat, wollte damals nicht *reformieren*, sondern selbstredend *revolutionieren*: die Sexualität, die Familie, die Kultur, die Schule vor allem, dann die Universität und überhaupt: die Gesellschaft. Wer damals, in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, gegen die selbst ernannten Revolutionäre für Reformen eintrat, war für das Langsame, das Bedächtige, das Umbauen einer Gesellschaft Stück für Stück, war für den evolutionären Prozess, war vor allem für die schrittweise Durchlüftung und Demokratisierung der Gesellschaft, für die Öffnung von Schulen und Universitäten, für die Emanzipation bislang benachteiligter Menschengruppen und Gesellschaftsschichten, für mehr Mitbestimmung, für Transparenz, Sicherheit und soziale Wohlfahrt. Ist heute von Reformen die Rede, wird in der Regel das Gegenteil intendiert. Entstaatlichung, Privatisierung, Risikobereitschaft, Eigenverantwortung und Eigenvorsorge, Flexibilisierung, Kürzung der Sozialausgaben, Erhöhung der Sozialbeiträge, Elitenbildung und Zugangsbeschränkung sind dafür die Stichworte. Natürlich: die Reformutopien der Vergangenheit waren nicht weniger ideologisch als die Reformphrasen der Gegenwart. Auffallend ist allerdings, wie sich unter der Hand die geistige Grundstimmung, als deren Zuspitzung die Reformrhetoriken verstanden werden können, geradezu verkehrt haben. Dies führt dann auch zu der besonderen Pointe, dass die Reformen der Gegenwart, die gnadenlos auf Zukunft und das Neue zu setzen scheinen, tatsächlich die größte Rückkehrbewegung der neueren Geschichte darstellen: prekäre Beschäftigungsverhältnisse, soziale Unterversorgung, Mobilitätszwang, Anpassungsdruck, privatisierte Infrastrukturen, medizinische Versorgung und anspruchsvolle Bildung zunehmend nur mehr für die neuen Eliten. All das hatten wir schon einmal.

Performative Selbstimmunisierung

Die Sprache der Universitätsreform ist geprägt und durchsetzt von Anglizismen. Abgesehen von dem bildungs- und wissenschaftspolitisch durchaus nicht unproblematischen Trend, zahlreiche Studiengänge unter dem Deckmantel der Internationalisierung ausschließlich in Englisch anzubieten, gehört es mittlerweile zum guten Ton, dass universitäre Einrichtungen und Disziplinen, Studienabschlüsse und akademische Grade, Forschungsprojekte und Studiengänge prinzipiell mit einem englischen Namen benannt werden. Dass es dabei nicht um internationale Verständigung geht, sondern um eine sprachpolitisch motivierte symbolische Codierung, ergibt sich schon daraus, dass die meisten Informationsseiten von Universitäten ohnehin auch in englischen Versionen vorhanden sind. Die Programme, Kurse und Module aber heißen auch in deutscher Sprache – und dies ist eine zufällige Auswahl – *Image & Science, Educational Leadership, Gifted Education, Communication Management, Business Ethics* usw. Keine Rede davon, dass es sich immer um international standardisierte Bezeichnungen handelt, eine ganze Reihe dieser Studien und ihre Bezeichnungen wurden im Zuge der Bologna-Reform überhaupt erst erfunden, und mancherorts dominiert der englische Neologismus deutscher Provenienz, den wir auch vom *Handy* kennen. Keine Frage: Was in der eigenen Sprache womöglich holprig, schwerfällig und unmodern, dafür aber eindeutig klingt, verwandelt sich im Reform-Englisch sofort in eine schnittige, dafür allerdings weniger eindeutige Vokabel. Dass man diese Begriffe dann vielleicht nicht mehr genau in allen Bedeutungsnuancen erfasst, ist Absicht. Der Anglizismus signalisiert nicht nur Weltläufigkeit und Modernität dort, wo diese der Sache nach vielleicht gar nicht vorhanden sind, sondern immunisiert die damit verbundenen Konzeptionen und Intentionen auch gegen mögliche Kritik. Einem Anglizismus widerspricht man nicht.

Ansonsten kreist das Vokabular der Universitätsreform um wenige Begriffe, die mantraartig bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten heruntergebetet werden: *Evaluation*, *Qualitätssicherung* und *Qualitätssteigerung*, *Internationalisierung* und *Effizienz*, *Elitenbildung* und *Forschungsoffensive*, *Wettbewerb* und *Wissensbilanz*, *Drittmittel* und *Projektorientierung*, *Zielorientierung* und *Leistungsvereinbarung* sind die Zauberwörter, die gegenwärtig das bildungspolitische Denken in einer Weise blockieren, die es kaum mehr erlaubt, zu erkennen, was sich hinter dieser Begriffsinflation tatsächlich verbirgt (vgl. auch Liessmann 2008, 90–102). Dabei funktionieren alle diese Ausdrücke nach einem einfachen, allerdings höchst wirkungsvollen Schema: Sie bezeichnen nie das, was die Wortbedeutung nahe legt, verbergen aber, was durch sie tatsächlich indiziert wird. Gelingen kann dieses Täuschungsmanöver nur, weil alle diese Begriffe dem Prinzip der performativen Selbstimmunisierung gehorchen. Wer *Evaluation*, *Qualitätssicherung* oder *Internationalisierung* auch nur sagt, hat immer schon gewonnen, da diese Begriffe ihre Negation nur um den Preis der Selbstbeschädigung des Kritikers zulassen. Denn natürlich will niemand in den Verdacht geraten, Leistungen nicht messen zu wollen, der Qualität kein Augenmerk zu schenken, sich dem Wettbewerb nicht zu stellen und damit in der Provinzialität zu versinken. Das bedeutet, dass mit diesen Begriffen kein Urteil, keine Aussage, kein Satz, nicht einmal eine Phrase verbunden sein muss, die bloße Artikulation des Begriffs verbürgt schon seine Wirksamkeit. Keine Fakultät, kein Institut – pardon: *Department* –, das sich mit der Ankündigung einer *Comprehensive Evaluation* konfrontiert sieht, käme noch auf die Idee, nach Gründen, Zielen, Dringlichkeiten oder überhaupt nach dem Verhältnis von aufgewendeter Zeit und erwartbarem Effekt zu fragen.

Kompetenz

Kompetenzorientierung lautet das Zauberwort, das nun die Lehr- und Studienpläne dominiert, das alles, was man bisher glaubte, lehren und vermitteln zu müssen, hinfällig werden lässt, das endlich garantieren soll, dass anstelle toten Wissens brauchbare Fähigkeiten erworben werden, und das verspricht, dass nichts Unnützes mehr gelernt wird, sondern nur mehr das, was mit der Lebenswelt von Schülern und Studenten, mit ihren Bedürfnissen und Problemen zu tun hat oder auf diese anzuwenden ist. Das Ziel von Bildungsprozessen ist nicht mehr eine wie auch immer definierte Bildung, weder als Inhalt noch als Form, sondern der umfassend kompetent gewordene Mensch, der mit einem Satz von allgemeinen Fähigkeiten ausgestattet ist, der es ihm erlaubt, sich in jeder Situation die wichtigen Informationen zu beschaffen und die angemessenen Entscheidungen zu treffen. Gleichzeitig verspricht die Umstellung von Bildung auf Kompetenzen endlich verlässliche Instrumentarien zu schaffen, um genaue Messungen und Bewertungen vorhandener Kompetenzen auf unterschiedlichen Niveaus vornehmen zu können. Orientiert am „Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für das Erlernen von Sprachen", wie ihn der Europarat empfohlen hat, werden im „Europäischen Qualifikationsrahmen" mittlerweile für alle Bereiche und Fächer acht Kompetenzniveaus unterschieden. Der Nimbus internationaler Tests wie Pisa rührt auch daher, dass damit Kompetenzen angeblich genau vermessen und deshalb auch verglichen werden können.

All das hat eine gewisse Logik. Historisch gesehen wurzelt das Kompetenzkonzept nicht in der Pädagogik oder Bildungstheorie, sondern in der Ökonomie, genauer in dem Bestreben, Arbeitsleistungen messbar, vergleichbar und damit optimierbar zu machen. Möglich, dass dieser Hang zum permanenten Beobachten und Überprüfungen von Leistungen tatsächlich bis in die pietistische Kultur der Gewissenserforschung zurückgeführt werden kann (vgl. Gelhard 2011: 26f.). Wichtig ist, dass die ersten Kompetenzmessungsmodelle im Zuge der „Psychologisierung des Wirtschaftslebens" mit dem Ziel entwickelt worden waren, Prüfungsverfahren für die unterschiedlichsten Fähigkeiten, Fertigkeiten und Persönlichkeitsmerkmale von Menschen zu gewinnen, um deren Einsatz für das Unternehmen zu optimieren (vgl. Gelhard 2011: 63). Durchaus in diesem Geist wurde dieses Konzept dann in die Pädagogik übertragen und machte dort Karriere. Heinrich Roth, der den Begriff der Kompetenz in den Erziehungswissenschaften propagierte, hatte noch im Anschluss an klassische emanzipatorische Konzepte als zentrales Bildungsziel die „Mündigkeit" definiert und diese als „Kompetenz für verantwortliche Handlungsfähigkeit" bestimmt. Die von ihm vorgeschlagene Unterscheidung in „Selbstkompetenz", „Sachkompetenz", „Methodenkompetenz" und „Sozialkompetenz" (Roth 1971: 180) eröffnete die Perspektive auf eine beliebige Erweiterung der Kompetenzen: Aktuell wird neben der „Handlungskompetenz" gerade die „Systemkompetenz" entdeckt.

Wirkmächtig wurde allerdings die Definition der Kompetenz, wie sie Erich Weinert im Auftrag der OECD entwickelt hat: „[Kompetenz ist] die bei Individuen verfügbaren oder durch sie erlernbaren kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten, um bestimmte Probleme zu lösen, sowie die damit verbundenen motivationalen, volitionalen und sozialen Bereitschaften und Fähigkeiten, um die Problemlösungen in variablen Situationen erfolgreich und verantwortungsvoll nutzen zu können" (Weinert 2001: 27 f.). Es geht also nicht nur um Fähigkeiten und Fertigkeiten – von Wissen, Erkenntnis und Neugier ist nicht mehr die Rede –, sondern auch, und dies ist entscheidend, um Bereitschaften, also Haltungen, es geht um die Kontrolle und Steuerung von inneren Beweggründen, willentlichen Intentionen und sozialem Verhalten, und dies mit einem Ziel: Problemlösungen „nutzen" zu können – was immer dies heißen mag.

Was im Kontext bildungsphilosophischer Theoriebildung noch als interessante Wende in der pädagogischen Anthropologie diskutiert werden konnte, erwies sich – kaum gelangten diese Konzepte in die Hände von Fachdidaktikern, empirischen Bildungsforschern, Schulreformern und ministeriellen Bürokratien – in der Praxis als verheerend. Abgesehen davon, dass sich durch diese folgenreiche und maßgebliche Kompetenzdefinition die Vermutung bestätigt, dass es bei der Entwicklung und Überprüfung von Kompetenzen immer auch um den Zugriff auf die Innerlichkeit und die damit verbundenen Formen von Bereitschaft geht, waren dadurch zwei wesentliche Gesichtspunkte der Kompetenzorientierung festgelegt: Alles dient dem Lösen von Problemen und muss deshalb als eine Form von Handlung beschrieben werden können; und alles Problemlösen ist nur dann sinnvoll, wenn es erfolgreich eingesetzt und genützt werden kann, also auf konkrete Situationen unterschiedlichster Art angewandt werden kann. Denn nun muss alles, was in einem Lern- und Unterrichtsprozess geschehen kann, als Aktivität der Lernenden beschrieben werden, und alles, was in einem Unterrichts- oder Lernprozess thematisiert werden kann, muss anwendungsorientiert und mit dem Nachweis der Nützlichkeit erfolgen. Dass es etwa auch Ziel eines Lernprozesses sein kann, eine vermeintliche Selbstverständlichkeit oder erfolgreiche Praxis überhaupt erst als – womöglich gar nicht lösbares – Problem zu erkennen, kommt diesem Konzept nicht mehr in den Sinn.

Gleichzeitig erlaubt es der Kompetenzbegriff, als Universalbegriff eingesetzt zu werden, der nicht nur Begriffe wie Schlüsselqualifikation, *soft skills* oder Sachkenntnis in sich aufnimmt, sondern auch beliebig differenziert und aufgefächert werden kann. Dies führt im praktischen Umgang mit dem Begriff der Kompetenz dann zu solchen Absurditäten wie vollkommen beliebigen Kompetenzzuschreibungen, da jede zielorientierte menschliche Tätigkeit irgendwie auch als eine Form von Kompetenz aufgefasst werden kann – gleichgültig, wie sie zustande kommt oder sich entwickelt. Das Neugeborene ist dann schon ein umfassend kompetentes Wesen, denn es bringt alles mit, um zu überleben: die Schreikompetenz, die Verdauungskompetenz und die Saugkompetenz. Andererseits kann jede noch so einfache Aktivität oder Lernanstrengung in eine Unzahl von Kompetenzen übergeordneter und untergeordneter Art zerlegt werden. Der für die Schweiz vorgelegte „Lehrplan 21“ brachte es für die Grundschule (!) auf immerhin 4500 (!) Kompetenzen, die entwickelt, geübt, getestet, überprüft und angewandt werden sollen. Das geht natürlich nur, wenn noch jede Selbstverständlichkeit als Kompetenz gewertet und bewertet wird, und stimmige Lern- und Kommunikationsprozesse bis zur Unkenntlichkeit zergliedert und isoliert werden. Dass Schüler im Sprachunterricht ihre „Aufmerksamkeit auf die sprechende Person richten“ können (Lehrplan 21), wird rasch zu einer Kompetenz. Es verwundert wenig, dass sich zu diesem Lehrplanprojekt eine Protestbewegung aus Lehrern und Wissenschaftlern gebildet hat.

Unter dem Titel „Kompetenz“ und den damit verbundenen Versprechen objektiver Bildungsstandards und ihrer Messbarkeit hat sich eine bislang noch nie gekannte Subjektivität und Beliebigkeit in die Unterrichtspraxis eingeschlichen, bei gleichzeitiger exzessiver Ausdehnung des damit verbundenen bürokratischen Aufwands. Und das erklärt, warum die Verben, mit denen angeblich Kompetenzen exakt beschrieben werden, sich für eine Grundschule und für eine Sekundarstufe II in nichts voneinander unterscheiden. Auch der Grundschüler *reflektiert* sein Verhältnis zur Sprache genauso wie der Abiturient, und es bleibt dem Lehrer überlassen festzustellen, wann wer in welcher Situation unter welchen Bedingungen sein Verhältnis zur Sprache nun auf welchem Kompetenzniveau angemessen reflektiert hat.

Blickt man genauer hin, muss man erkennen, dass sich unter dem Deckmantel der Kompetenzorientierung eine Grundkonstellation des Erkennens und damit der Bildung glatt in ihr Gegenteil verwandelt hat. In dem Maße, in dem Kompetenzen als formale Fertigkeiten verstanden werden, die an beliebigen Inhalten erworben werden können, konterkariert man die Idee jedes durch Neugier motivierten Erkenntnis- und damit Bildungsprozesses:

„Noch nie hat sich ein Mensch in einem wirklichen Bildungsprozess etwa für eine bestimmte philosophische Lebensauffassung interessiert, bloß um daran seine eigene Argumentationskompetenz zu üben, sondern es läuft immer umgekehrt: Ein bestimmter Inhalt fasziniert, lässt nicht mehr los und erhält dadurch eine Verbindlichkeit, auf die der verstehenwollende Mensch gleichsam genötigt ist, durch die Ausbildung bestimmter Kompetenzen zu antworten, um dem Anspruch der Sache gerecht werden zu können.“ (Gaitsch 2012).

Genau um diese Faszination, die von einer Sache, einem Thema, einem Gegenstand, einem Namen, einem Buchtitel, einer Frage ausgehen kann, werden kompetenzorientiert unterwiesene Kinder und Jugendliche gebracht; sie werden damit um die Chance gebracht, überhaupt ein substantielles Interesse an der Welt und an sich selbst entwickeln zu können. Gerade die vielgerühmte „Selbstkompetenz“ erweist sich als ungeheuerliches Betrugsmanöver, an dessen Ende die Phraseologie des Selbst jede Form der Selbsterkenntnis sabotiert.

Evaluation

Die Sprache der Universitätsreform besteht in zu Begriffsformeln erstarrten Imperativen. Hinter jedem dieser Begriffe steht ein „Du sollst“. Keiner dieser Begriffe steht zur Disposition, jeder trägt eine Handlungsanweisung in sich. Die Herrschaft durch Selbststeuerung erfolgt an den Universitäten zunehmend über diese Begriffsschablonen, die eine Zwangsläufigkeit suggerieren, wo doch nur ziemlich eindeutige Interessen notdürftig damit kaschiert werden. *Evaluation* ist ein solches Beispiel. Der aus dem Französischen – nicht aus dem Lateinischen – stammende, über die englische Variante erst in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts in den deutschen Sprachraum importierte Begriff signalisierte im höheren Bildungswesen ein vordergründig harmloses neues Denken: Die Leistungen von Universitäten in Forschung und Lehre sollten wie die Leistungen in anderen Bereichen auch einer kontinuierlichen, standardisierten und objektiven Bewertung unterzogen werden. Wer wollte gegen dieses edle Ansinnen etwas vorbringen, zumal in Zeiten, in denen der „faule Professor“ zum Lieblingsziel der Massenmedien und Bildungspolitiker geworden war. Kriterien und Methoden für diese Leistungsmessung und Leistungsbewertung fand man allerdings nicht nur in jenen Instrumentarien, die im Wissenschaftsbereich immer schon als Indikatoren für Qualität gegolten hatten – Publikationstätigkeit, Aufmerksamkeit und Anerkennung bei der Fachkollegenschaft, öffentliche Wirksamkeit, Beliebtheit und Anerkennung bei den Studenten –, sondern zunehmend in quantifizierenden Verfahren, die aus der Betriebswirtschaftslehre und der Unternehmensberatung ins Bildungssystem übernommen wurden: Indizes, Kennzahlen, Punktesysteme, Impact-Faktoren, Steigerungsraten, Kosten-Nutzen-Rechnungen, finanzgebarungsähnliche Bilanzen, Input-Output-Diagramme, Mitarbeiterbefragungen, Erstellung von Organigrammen, Systemanalysen und ähnliches mehr.

Dass Evaluationen nicht das messen, was sie zu messen vorgeben, resultiert schon aus der Tatsache, dass es übereinstimmende Vorstellungen weder von den Methoden noch von den Kriterien gibt, nach denen evaluiert werden soll. Nicht einmal darüber, was evaluiert werden soll, um zum Beispiel ein Bild von der Qualität einer Universität zu bekommen, herrscht Übereinstimmung: Geht es um die Forschungsleistungen oder um die Qualität der Ausbildung, geht es um die Angepasstheit an internationale Trends oder um spezifische Potentiale, geht es um das Verhältnis von Lehrenden und Lernenden oder um das Wohlfühlgefühl von Studierenden, geht es um Ausstattungsfragen der Labors oder um akademische Freizeit- und Betreuungsangebote, geht es um die Verankerung einer Universität im kulturellen Milieu ihrer Umgebung oder um abgeschottete, in sich geschlossene Denkfabriken mit Eliteanspruch, geht

es um die Berufschancen der Absolventen oder um die Attraktivität für Professoren, oder geht es um all diese Faktoren und wenn ja, in welchen Mischungsverhältnissen?
Nach welchen Kriterien wissenschaftliche Forschungsleistungen bewertet werden sollen, ist also alles andere als klar. Der Spielraum ist groß und die übliche Kombination von Fremd- und Eigenevaluation schafft auch hier eine ziemliche Bandbreite der Einschätzungen mit höchst unscharfen Rändern. Welchen Stellenwert etwa Publikationen in nationalen und internationalen Zeitschriften im Vergleich zu monographischen Veröffentlichungen oder editorischen Aktivitäten haben sollen, ist prinzipiell ebenso wenig ausgemacht wie die Frage nach der Bedeutung von fremdfinanzierter oder projektgebundener Forschung im Gegensatz zu individuellen Leistungen. In der Evaluationspraxis aber werden die Wertigkeiten bald klar. Die Einwerbung von Drittmitteln steht fast überall an erster Stelle. Die offenbar am Paradigma naturwissenschaftlicher Auftragsforschung orientierten Evaluationsstandards zeitigen mitunter dann auch Ergebnisse, die ein scharfes Licht auf die eigentlichen Intentionen der evaluierenden Rationalität werfen. Wenn etwa die in Fachkreisen und der Öffentlichkeit durchaus beachtete Publikationstätigkeit eines Humanwissenschaftlers von der Evaluationsinstanz mit der Bemerkung abqualifiziert wird, es handle sich dabei nur um „Gelegenheitsforschung", da diese weder durch Aufträge noch durch sonstige Drittmittel „gefördert" gewesen sei, dann sagt dies nichts über die Qualität der Forschungsleistung, aber einiges über die Pervertierung von Forschung unter ökonomistischen Gesichtspunkten. Auf die Idee, dass eine Forschung im Rahmen der individuell zu verantwortenden universitären Forschungsfreiheit prinzipiell höher bewertet werden müsste als drittmittelfinanzierte Forschung, weil sie eben gerade keinen externen Interessen diverser Auftraggeber und Financiers untergeordnet ist, kommt ohnehin niemand mehr.
Der Evaluationsdruck zeitigt allerdings bemerkenswerte Konsequenzen. Die Anpassungsfähigkeit der Universitäten, wenn auch durch einen permanenten Reformzirkus auf eine harte Probe gestellt, führt dazu, dass sie externe und informelle Standards schnell verinnerlichen und sich selbstredend daran orientieren. Die Evaluation „schafft so erst die Wirklichkeit, die sie zu bewerten vorgibt" (Bröckling 2004: 78). Sobald man weiß, was von einem erwartet wird, werden diese Erwartungen erfüllt. Soll mehr publiziert werden, wird mehr publiziert; sollen die Präsenz am *Science Citation Index* und der *Journal Impact Factor* erhöht werden, wird, auf welche Weise auch immer, dem entsprochen; soll es mehr Projektanträge geben, gibt es mehr Projektanträge; soll Wissenschaft vernetzt betrieben werden, sprießen die Netze nur so aus dem Boden; sollen Drittmittel requiriert werden, werden diese aufgetrieben, und sei es auch nur auf dem Papier – Forschungsfinanzierungsmodelle zu entwickeln gehört gegenwärtig zu den florierenden Sparten der ökonomisierten Wissensgesellschaft. Eine Evaluation ist zwar nicht imstande, auch nur im Ansatz die Qualität und Eigensinnigkeit wissenschaftlicher Leistungen zu erfassen oder gar zu messen, aber sie kanalisiert die Tätigkeiten von Wissenschaftlern: Alles konzentriert sich nun darauf, den quantitativen Vorgaben in quantitativer Weise zu entsprechen. Da kann es schon einmal vorkommen, dass man es mit Quellen, Autorschaften und Seriosität nicht ganz so ernst nimmt – bis hin zu Betrug und Fälschung (vgl. u. a. Finetti/Himmelrath 1999). Und nebenbei produziert der Evaluationsdruck eine neue, eigene Literaturgattung: die Antrags-, Projektbeschreibungs-, Selbstdarstellungs- und Bewertungsprosa. Zu dieser gehört nicht nur das gekonnte Jonglieren mit Zahlen und Statistiken, sondern auch die bemerkenswerte Fähigkeit, dem Zeitgeist genau abzulauschen, welche wissenschaftlichen Trends als zukunftsfähig gelten könnten und in welchen Segmenten es sich daher lohnt, jene transdisziplinär vernetzten und international begutachteten Projektanträge zu stellen, die dann bei einer allfälligen Evaluation als die großen Pluspunkte verbucht werden können. Unter diesen Bedingungen wächst natürlich nicht Forschung, wohl aber der organisatorische, bürokratische und poetische Aufwand für diese. Projektanträge erreichen mittlerweile Dimensionen, die dem Vernehmen nach dazu führen, dass

manch ein Antragsteller gleich den Antrag als wissenschaftliche Publikation deklariert – was insofern durchaus sinnvoll ist, als ja, wie schon Daniel Defoe wusste, ein Projekt ein „großartiges Unternehmen ist, das zu breit angelegt ist, als dass aus ihm etwas werden könnte“ (zit. nach Bröckling/Krasmann/Lemke 2004: 218).
Unter diesen Bedingungen verbessert sich zwar nicht die Qualität der Forschung, aber die damit verbundenen Zahlen werden immer schöner. Der geistige und materielle Aufwand zur Erzeugung dieser hochgestochenen Scheinrealität nimmt mittlerweile allerdings unverantwortbare Ausmaße an und verschlingt Ressourcen, die anderswo, vor allem in Forschung und Lehre, wahrlich sinnvoller eingesetzt werden könnten. Stattdessen sind Heerscharen von Wissenschaftlern ständig mit dem Abfassen von Gutachten, dem Evaluieren von Kollegen, dem Erstellen von Statistiken, dem Berechnen von Planziffern und Impact-Faktoren, dem Bewerten von Anträgen und Einreichungen und dem Eintreiben von Drittmitteln beschäftigt. Und damit sie auch ja nie zur Ruhe kommen, werden die Kriterien und Verfahren, nach denen evaluiert wird, mit jeder Evaluation verändert oder gleich neu definiert. Möglich aber, dass Evaluationen gerade wegen solcher Widersinnigkeiten ihren eigentlichen Zweck erfüllen: Die schleichende Transformation von freier Wissenschaft in ein unfreies Dienstleistungsgewerbe.

Bologna

Ein anderer Ausdruck, der als Abbreviatur nahezu schon symbolträchtig für die Veränderungen in der Hochschullandschaft steht, ist *Bologna*. Die Geschwindigkeit, mit der die Neuordnung der europäischen Hochschulen vor allem in Deutschland und Österreich durchgesetzt wird, wäre nicht denkbar gewesen, wenn mit der Kürzel *Bologna* nicht eine Vokabel zur Verfügung gestanden hätte, die mit allem aufgeladen war, was dem Zeitgenossen lieb und teuer sein muss: Internationale Vergleichbarkeit und Mobilität, Erhöhung der Akademikerquoten und Praxisorientierung, Verkürzung der Studienzeiten und Verbesserung des Studienangebots, und nicht zuletzt: ein Beitrag zum neuen Europa. Angesichts solcher ideologisch-semantischen Schutzwälle stand jede noch so rationale und gut argumentierende Kritik an *Bologna* – sofern sie denn überhaupt geäußert wurde – auf ziemlich schwachen Beinen. Wer will sich schon Antieuropäismus vorwerfen lassen? Mittlerweile ist zwar Ernüchterung eingetreten, aber nun wird darauf gepocht, dass niemand in die alten Strukturen zurück wolle.
Zur Erinnerung: Die von den europäischen Bildungsministern im Jahre 1999 in Bologna vereinbarte Umstellung des postsekundären Bildungssektors auf ein nur vordergründig dem angloamerikanischen Modell nachempfundenes dreistufiges System entsprang der Idee, einen einheitlichen europäischen Hochschulraum zu schaffen, um die Vergleichbarkeit und damit die Mobilität von Wissenschaftlern und Studenten zu erhöhen. Was auf den ersten Blick durchaus plausibel erscheint – die Schaffung eines einheitlichen europäischen Hochschulwesens – erweist sich im Konkreten jedoch als ein weiteres Moment im Prozess der Verabschiedung der europäischen Universitätsidee (vgl. auch Hörisch 2006: 47–65).
Initiiert wurde dieser Prozess durch die gemeinsame „Sorbonner Erklärung“ der Bildungsminister Frankreichs, Deutschlands, Großbritanniens und Italiens vom Mai 1998, in der ein einheitlicher Rahmen des europäischen Hochschulwesen zur Erleichterung der Anrechnung von Studien vorgeschlagen wurde. Dabei wurden noch zwei Zyklen, Studium und Postgraduiertenstudium, als wahrscheinliche Zukunftsentwicklung angenommen, wobei das „Studium“ als „angemessene berufliche Qualifikation“ definiert wurde, an das sich ein kürzeres „Master-Studium“ oder ein längeres „Promotionsstudium“ anschließen können sollte. Daraus entwickelte sich eine dreigliedrige Struktur, die *Bachelor*- und *Masterstudien* (BA und MA) als

Voraussetzung für ein dann mögliches Doktoratsstudium oder *PhD-Programm* erachtet. Verstand sich die „Sorbonner Erklärung" noch als eine Absichtserklärung, so versteht sich der ohne große Diskussion davon abgeleitete Bologna-Prozess als eine für alle verbindliche Neuordnung des europäischen Hochschulwesens, die einer Selbstaufgabe der im EU-Recht verbrieften nationalstaatlichen Kompetenz in Bildungsfragen gleichkommt. Und es stellt sich sehr wohl die Frage, ob die europaweite Vereinheitlichung von Studienordnungen ungeachtet der unterschiedlichen akademischen Kulturen, der einzige Weg ist, um Mobilität und wechselseitige Anerkennung zu fördern. Bedenkt man, dass die Mobilitätsprogramme der EU für Studierende von etwa 10% eines Jahrgangs genutzt werden können und stellt man in Rechnung, dass nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen diese Zahl sich nicht wesentlich erhöhen wird, zumal für die verschulten *Bachelor-Studien* kaum Zeit für Auslandssemester bleiben wird, dann entpuppt sich das Mobilitätsargument als doch ziemlich schwach. Wegen einer relativ kleinen Minderheit von Studierenden alle Staaten zu zwingen, ihr Hochschulwesen einer kostenintensiven Umstrukturierung zu unterwerfen, scheint dann doch höchst merkwürdig. Hohe Mobilität und eine wechselseitige Anrechnung von Studien hätte man auch durch andere, wesentlich einfachere Maßnahmen erreichen können. Aber letztlich ging es wohl gar nicht um Mobilität. Diese dient, weil sie mittlerweile einen Wert darstellt, dem ebenso wenig widersprochen werden kann wie der Internationalisierung, als eher vordergründiger Rechtfertigungsgrund für eine Vereinheitlichung und Normierung des europäischen Hochschulwesens, die sich als seine Enteuropäisierung erweisen könnte.

Exzellenz

Die Intention war klar. Durch die verpflichtende Einführung dreijähriger *Bachelor-Studien* für alle Fächer sollen die Universitäten die Aufgabe erhalten, primär eine *protowissenschaftliche Berufsausbildung* zu leisten. Das mag sinnvoll für Länder sein, die kein differenziertes berufsbildendes Schul- und Fachhochschulwesen kennen. Für andere Länder bedeutet der BA aber eine an sich völlig unnötige Umstrukturierung der Universitätslandschaft. Auf kaltem Wege wird der Sinn der Universität als Stätte der *wissenschaftlichen Berufsvorbildung*, die ihre Voraussetzung in der Einheit von Forschung und Lehre hat, liquidiert. Die flächendeckende Einführung berufsorientierter Kurzstudien wird das Bild der Universität nachhaltiger verändern als alle anderen Reformen zuvor. Der wissenschaftspolitische Sinn des BA, der es für viele Bildungsminister so attraktiv erscheinen ließ, lag auf der Hand: Verkürzung der Studienzeit und Hebung der Akademikerquote. Polemisch ausgedrückt: Der *Bachelor* war unausgesprochen als Studienabschluss für Studienabbrecher gedacht. Wer bislang mangels Qualifikation an einer Diplomarbeit scheiterte, sollte nun zum Akademiker befördert werden. Dass sich nach einer Untersuchung des Hochschul-Informations-Systems (HIS) die Anzahl der abgebrochenen Studien in den BA-Lehrgängen nach ersten Erfahrungen nicht vermindert, sondern entgegen allen Erwartungen erhöht hat (Heublein/Schmelzer/Sommer 2008: 20) lässt auch das neben dem prekären Mobilitätsargument zentrale Anliegen der Bologna-Reform, die Studienzeitverkürzung, nun kläglich an der Empirie scheitern. Empirie aber war noch nie die Stärke innovationssüchtiger Bildungsplanwirtschaftler.

Wie auch immer diese Kurzstudien aussehen: Den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Reflexivität werden sie nicht mehr stellen können. Da diese Kurzstudien rasch, kostensparend und ohne Zeitverlust absolviert werden sollen, ist klar, dass für Studenten, die nicht mehr als einen *Bachelor* anstreben, auch die vielgerühmte Internationalisierung ein leeres Versprechen bleiben wird. Die an den *Bachelor* anschließenden Masterprogramme werden für eine Minderheit der Studenten dann erst jene Form von Wissenschaftlichkeit offerieren, die für Universitäten schlechthin bestimmend hätte sein sollen. Im Idealfall schließt dann für gute Absolventen von Masterprogrammen ein strukturiertes Doktoratsprogramm an, das mit einem

dem US-System nachempfundenen *PhD* belohnt wird. Für karrierebewusste Jungwissenschaftler empfiehlt es sich ohnehin, dieses Doktorat an einem Exzellenzzentrum oder einer ausländischen Eliteuniversität zu absolvieren, was auch dazu beitragen wird, dass die Einheit von Forschung und Lehre aus den Universitäten insgesamt verschwinden und nur noch in besonderen Programmen und Abteilungen spürbar sein wird. Es ist abzusehen, dass für wissenschaftliche und universitäre Karrieren in naher Zukunft der *PhD* die maßgebliche Qualifikationshürde sein wird, die Habilitation wird weiter an Bedeutung verlieren und schließlich aus pragmatischen Gründen ganz verschwinden. Aus der alten Dreigliedrigkeit Diplom – Doktorat – Habilitation wird so nur eine neue Dreigliedrigkeit werden: *Bachelor* – *Master* – *PhD*. Dennoch wird sich einiges geändert haben: Im Grundstudium wird das wissenschaftliche Niveau sinken, die Zahl der Studienabschlüsse wird dafür steigen, für an der Wissenschaft oder einer wirklich guten Ausbildung Interessierte wird sich das Studium verteuern und verlängern, so dass es sogar nach den Kriterien der Ökonomisierung fraglich wird, ob sich das alles rentiert.
Betrachtet man schon existierende oder projektierte Studienprogramme neuen Typs, fällt allerdings eines auf: Alles, vom *Bachelor* bis zum *PhD*, wird nun durchstrukturiert, als modularisiertes *Programm* angeboten. *Prógramma* aber: das ist das Vorgeschriebene. Und genau so ist es gemeint. War es bislang, zumindest in den Geistes- und Humanwissenschaften, möglich, spätestens im Doktoratsstudium und natürlich in der Habilitation in thematischer Selbstbestimmung und methodischer Freiheit zu forschen, so führen die vernetzten Kollegs und vorgegebenen Doktoratsprogramme zu einem Wissenschaftsverständnis, das durch die Parameter Vorgabe, Planbarkeit, Vernetzung, Standardisierung und Kontrolle gekennzeichnet ist. Zwar möchte man durch solche Graduiertenprogramme jungen Wissenschaftlern auch ökonomisch helfen, sie in bestehende Forschungszusammenhänge einbinden und so ihre Karrierechancen erhöhen, aber die Möglichkeiten für individuelle Zugänge, wirklich originelle Forschungsansätze und unorthodoxe Fragestellungen schwinden damit. Fast scheint es so, als kennten die modernen Universitätsreformer nur einen wirklichen Feind: einen unabhängig forschenden Geist, der sich ihren Vorstellungen von strukturierter und kontrollierter Wissenschaft entzieht. Nichts verdeutlicht vielleicht so sehr diese Entwicklung wie die Tatsache, dass im Sinne eines effizienten Managements von Humanressourcen mittlerweile schon Volksschüler in *Kinderuniversitäten* spielerisch für die Wissenschaften begeistert werden sollen, während die neuen *Postgraduates* in nun so genannten *Doctoral Schools* nach einem strengen Curriculum für den wissenschaftlichen Wettbewerb konfiguriert werden. Verkehrte Welt!

Elite

Ein anderer Begriff, dessen Nennung im universitätspolitischen Diskurs mittlerweile nahezu gleichbedeutend mit dessen Affirmation ist, ist die *Elite*. Dies ist umso bemerkenswerter, als dieser Begriff bis vor Kurzem noch nahezu mit einem Tabu belegt war, zu sehr erinnerte er an soziale Ungleichheitskonzeptionen, die zumindest in Europa nach dem 2. Weltkrieg nur von einer konservativen Minderheit offensiv verteidigt wurden. Mittlerweile hat sich das Blatt gewendet, und Begriffe wie *Elite* oder *Exzellenz* haben sich binnen weniger Jahre nicht nur einen festen Platz im bildungspolitischen Diskurs erworben, sondern wurden auch mit einer Aura umgeben, die eine Kritik etwa am Konzept von Elite-Instituten kaum mehr zulässig erscheinen lässt. Eine auf Rekorde und Spitzenleistungen versessene Gesellschaft kann gar nicht anders, als sich auch Wissenschaft nach eben diesen Prinzipien organisiert vorzustellen, und die Berichte über *Big Science* und weltweit umworbene Spitzenforscher erinnern immer

öfter an die Hintergrundreportagen über die Transfersummen in der *Champions League*. Dass dabei in der Regel an Naturwissenschaft und Technik gedacht wird, an Klonforscher, Molekularbiologen, Quantenmechaniker, Biomediziner und Nanotechniker, gehört zum Bild einer Wissenschaft, deren Bedeutung eng mit den aufzuwendenden Mitteln und den anvisierten Profiten korreliert. Den Geisteswissenschaften wurde es zum Verhängnis, dass sie ohne großen materiellen Aufwand betrieben werden können. Wenn die Eintreibung von Drittmitteln zum Qualitätskriterium einer Wissenschaft wird, wird der zum Versager, der solche Mittel gar nicht benötigt, weil ein Kopf zum Denken genügt.

Was an der neuen Konzentration von Exzellenz-, Schwerpunkt- und Elitenbildung so stört, ist vorab weniger die Idee, dass ausgezeichnete Leistungen in der Wissenschaft angestrebt und nach bestem Wissen und Gewissen unterstützt werden sollen, sondern ein dahinter stehender Ungeist, der letztlich nicht Forschungsförderung betreibt, sondern Wissenschaftsplanung nach vorgegeben Zielvorstellungen. Investiert wird in Bereiche, in denen man die Märkte der nahen Zukunft wittert. Rund um den Erdball werden, sofern man das Geld dafür aufbringt, die „besten Köpfe" eingekauft, um einer Institution Gewicht und Reputation zu verleihen. Angetrieben wird alles vom Diktat der Rankings. Alles andere gerät dabei notgedrungen ins Abseits. Naiv wäre es zu glauben, dass solche Fixierung auf sogenannte Spitzenleistungen ohne Auswirkungen auf den Alltag der Universitäten bliebe. Die Forderung nach Elite und Exzellenz dient nur allzu schnell dazu, unliebsam gewordene Forschungsbereiche und Studienrichtungen zuerst finanziell auszuhungern und dann, wegen mangelnder Leistungsfähigkeit, zu schließen. Der Gegensatz zur Elite war immer schon das gemeine Volk. Das ist in der Wissenschaft nicht anders. Gegenüber den verhätschelten Spitzeninstituten stehen die verarmten Universitäten und Hochschulen, die mit dem Makel der Wettbewerbsunfähigkeit leben müssen.

Der Hang zur Elite und zur Etablierung von Exzellenz-Clustern hat natürlich seinen plausiblen Kern. Dieser lässt sich, wenn auch leicht verkürzt, in einen einzigen Satz fassen: Nachdem die Universitäten durch die Reformen der letzten Jahrzehnte hoffnungslos ruiniert worden sind, müssen sie unter anderem Namen noch einmal erfunden werden. Zumindest ist es auffallend, dass man alles das, was den Universitäten in den letzten Jahren fraglos zugemutet wurde, an den neuen Eliteeinrichtungen gerade nicht haben will. Natürlich werden diese per definitionem keine Massenveranstaltungen sein, und wenn überhaupt noch ausgebildet wird, dann nur solche Nachwuchswissenschaftler, die schon einen akademischen Abschluss vorzuweisen haben und sich durch herausragende Leistungen für eine weitere forschungsorientierte Ausbildung empfehlen. Die Verwaltung soll schlank sein, und selbstredend wird den Eliteforschern all das an Administration, Planungs- und Gremienarbeit, Mitteleinwerbung und Erstellen von Statistiken aller Art, was den Universitätsalltag so unerträglich macht, nicht zugemutet werden können; an den Elitestätten soll gelten, was man den Universitäten als Flausen ausgetrieben hat – dass Forschung vor allem eines braucht: Zeit und Freiheit. Mit einem Wort: Zumindest was die Forschung betrifft, wird einiges von dem, was nach der Humboldtschen Idee eine Universität auszeichnet, und was jahrzehntelang als unmodern, reaktionär, überholt oder nicht mehr zeitgemäß denunziert worden war, an der Elite-Universität wieder reüssieren. Während die traditionellen Universitäten zu mehr oder weniger berufsqualifizierenden Ausbildungsgängen mit knappen Ressourcen heruntergewirtschaftet werden, rettet sich die halbierte humanistische Universitätsidee in die aus dem neoliberalen Geist des Wettbewerbs geborene Elitekonzeption. Hegel nannte solche Vertracktheit die List der Vernunft. Am Ende werden, so zumindest die These von Jochen Hörisch (2006: 123), genau jene vier Prozent der Studierenden in den Genuss einer fundierten akademischen Ausbildung kommen, die auch vor den Reformen die damals noch funktionierenden Universitäten besuchten. Die hohen Akademikerraten, die durch eine Inflation an *Bachelors* und *Masters* aller Art noch einmal geschönt werden, stellen so das größte bildungspolitische Täuschungsmanöver der Neuzeit dar.

Kritik

Doch auch wenn man diese Entwicklung für notwendig hält – warum eigentlich die neue Faszination für den Begriff der Elite? Warum genügt es nicht, das Scheitern der Universitätsreformen einzugestehen und deshalb die Gründung kleiner, aber gut ausgestatteter Institute zu fordern, damit – zumindest in Wissenschaften mit Marktchancen – eine ungestörte Forschung möglich ist. Warum differenziert man nicht zwischen höheren Berufsschulen, zu denen die meisten sogenannten Universitäten gehören, und jenen Einrichtungen, an denen tatsächlich durchgängig an der Einheit von Forschung und Lehre orientierte Bildungsgänge angeboten werden? Warum die Ausweitung des Universitätsbegriffs auf nahezu alle postsekundären Ausbildungen, und gleichzeitig der Ruf nach Elite und Exzellenz? Die neue Liebe zu diesen alten Begriffen speist sich nicht nur aus wissenschafts- oder forschungspolitischen, sondern auch aus sozialpolitischen Motiven. Elite kann immer nur als Gemeinschaft gedacht werden – die Gemeinschaft der Auserlesenen. Einmal abgesehen von der Frage, wer nach welchen Kriterien diese Auslese vornimmt, geht es bei Elitenbildung um die Konstitution einer sozialen Einheit, die sich durch eine eigentümliche Differenz gegenüber allen anderen konstituiert: Diese sind nämlich per definitionem einfach die Schlechteren. Die betulichen Versicherungen der Elitenbildner, dass es ja dabei um funktionale Eliten geht, um Leistungseliten, und dass niemand daran denkt, aus der Tatsache wissenschaftlicher Spitzenleistungen soziale Privilegien abzuleiten, sind ein Märchen. Dort, wo es funktionierende Eliteuniversitäten gibt, fungieren diese nicht nur als hervorragende Plätze für Forschung und mitunter auch für Lehre, sondern vor allem auch als Produktions- und Reproduktionsstätten sozialer Zugehörigkeiten, die bei weitem nicht immer mit den intellektuellen Ansprüchen korrelieren, die man an eine Elite stellen möchte. Die Internationalisierung der Wissenschaften ist auch ein weltweiter sozialer Segregationsprozess, in dem sich eine schmale Schicht herauskristallisiert, deren Mitglieder in der Regel nur mehr mit ihresgleichen kommunizieren, von ihresgleichen bewerten lassen und mit ihresgleichen durch Rituale, Verbindungen und wechselseitige Hilfestellungen bei aller Konkurrenz eine verschworene Gemeinschaft bilden. Dem wissenschaftlichen Fortschritt sind institutionalisierte Elitenbildungen übrigens nicht sonderlich dienlich: Sie erzeugen einen informellen Druck zur sozialen und intellektuellen Anpassung und sabotieren so gerade jene unorthodoxen und abseitigen Charaktere, ohne die es keine Innovationen gäbe.

Die euphemistische Sprache der Universitätsreform ist verräterisch und unangreifbar in einem. Tatsächlich signalisieren die Vokabeln der Planung und Kontrolle, der Exzellenz und des Wettbewerbs ziemlich genau, worum es geht. Erstaunlich ist dabei allerdings, wie sehr es gelungen ist, eingebettet in die Modernisierungsrhetorik der Gegenwart, diese Begriffe so mit positiven Bedeutungen zu besetzen, dass ihre Verwendung schon einen ersten Schritt zum Vollzug der Imperative darstellt, der ihren Kern ausmacht. Fraglich ist, ob unter dieser Perspektive eine immanente Kritik, die nicht weiter kommen kann, als zu dem überall gehörten Seufzer, dass man versuchen müsse, unter den gegeben Bedingungen noch das Beste zu machen, in einem luziden Sinn noch möglich ist. Vielleicht müsste eine Reflexion der Universitätsreform und ihrer Sprache versuchen, von einem ganz anderen Standpunkt aus zu operieren, um das, was geschieht, scharf in den Blick zu bekommen. Ein Versuch, und sei es auch nur aus heuristischen Überlegungen, könnte sich allemal lohnen. Ein erster Ansatz – und damit schließt sich der Kreis – könnte darin bestehen, darauf zu insistieren, dass Universitäten keine Unternehmen welcher Art auch immer sind.

Literaturverzeichnis

Bröckling, Ulrich (2004): Evaluation. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hgg.): Glossar der Gegenwart. 76–81. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Deutschschweizer Erziehungsdirektoren-Konferenz: Lehrplan 21, Fachbereichslehrplan Deutsch (http://konsultation.lehrplan.ch/downloads/container/30_1_1_0_0_1.pdf, abgerufen am 5.7.2014).

Finetti, Marco/Himmelrath, Armin (1999): Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft. – Stuttgart: Raabe.

Gelhard, Andreas (2011): Kritik der Kompetenz. – Zürich: Diaphanes.

Gaitsch, Peter (2012): Bildung ist kein Wunschkonzert. Verstehen als Geschehen. – In: Die Presse, 9.7.2012 (http://diepresse.com/home/meinung/gastkommentar/1263340/Bildung-ist-kein-Wunschkonzert_Verstehen-als-Geschehen, abgerufen am 24.4.2014).

Heublein, Ulrich/Schmelzer, Robert/Sommer, Dieter (2008): Die Entwicklung der Studienabbruchquote an den deutschen Hochschulen. HIS Projektbericht Februar 2008 (http://www.his.de/pdf/21/20080505_his-projektbericht-studienabbruch.pdf, abgerufen am 5. Mai 2008).

Hörisch, Jochen (2006): Die ungeliebte Universität. – München: Carl Hanser.

Kastberger, Klaus (2006): Im Assessment-Center. Sprache im Zeitalter von Coaching, Controlling und Monitoring. – Weitra: Bibliothek der Provinz.

Liessmann, Konrad Paul (2005): Der Reformgeist. – In: Dimmel, Nikolaus/Schmee, Josef (Hgg.): Politische Kultur in Österreich. 39–48. Wien: Promedia.

Liessmann, Konrad Paul (2007): Zukunft kommt! Über säkularisierte Heilserwartungen und ihre Enttäuschung. – Graz: Styria.

Liessmann, Konrad Paul (2008): Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft. 16. Aufl. – Wien: Zsolnay.

Roth, Heinrich (1971): Pädagogische Anthropologie. Bd. 2. – Hannover: Schroedel.

Sorbonne Joint Declaration (Sorbonner Erklärung). Joint declaration on harmonisation of the architecture of the European higher education system by the four Ministers in charge for France, Germany, Italy and the United Kingdom. Paris, 25.5.1998 (http://www.bologna-berlin2003.de/pdf/Sorbonne_declaration.pdf, abgerufen am 5. Mai 2008).

Weinert, Franz E. (Hg.) (2001): Leistungsmessung in Schulen. – Weinheim und Basel: Beltz.

Annotation

The Language of Education Reform. About the Violence of Euphemism

Konrad Paul Liessmann

Violence in language doesn't only transpire when language hurts, humiliates, insults, and persecutes. Violence can also be present in language which asserts and establishes certain positions of power by means of euphemisms, disguise and strategies of rhetorical immunization. These positions of power subject human beings to one particular political view and prohibit any form of criticism. The vocabulary and the phrases used during education reforms associated with the Bologna Process can be interpreted and analysed as examples of this kind of language.

Keywords: violence in language, education reforms, Bologna Process, euphemisms, rhetorical immunization

Univ. Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann
Universität Wien
Institut für Philosophie
Universitätsstraße 7/III
A–1010 Wien
konrad.liessmann@univie.ac.at

Kultur – Sprache – Gewalt

Juraj Dolník

Zum Verständnis der Gewalt dürfte der Versuch beitragen, einen prointuitiven, in der Natur der Sache begründeten Begriff zu konstruieren, dessen Wert in seinem erhöhten Erklärungspotenzial liegt. Im vorliegenden Text wird der Versuch vorgenommen, den Begriff *Gewalt* aus drei fundamentalen menschenkonstitutiven Faktoren abzuleiten, der es ermöglicht, die Gewalt aus der Sicht des Betroffenen systematisch zu beschreiben und erklären. In die Erörterungen werden Kultur und Sprache involviert und innerhalb von drei Subthemen – Interpretation und Gewalt, sprachliche Ordnung und Gewalt, soziale Interaktion und Gewalt – wird ihre Einbeziehung in die „Welt der Gewalt" aus besonderen Perspektiven ins Visier genommen.

Gewalt

Es gehört zur Normalität des human- und sozialwissenschaftlichen Herangehens an die Forschungsobjekte, dass ein alltäglicher Begriff aufgegriffen wird, um auf seine Vagheit hinzuweisen und das entsprechende Objekt zu einem wissenschaftlichen Problem zu erheben. So wird auch der Begriff *Gewalt* behandelt. Obwohl er in der geläufigen Kommunikation reibungslos funktioniert, stellen die Forscher fest, dass es ein riskantes, letztlich gewaltsames Unterfangen sei, wenn ein für alle Mal festgelegt werden soll, was Gewalt ist (Heitmeyer/Hagan 2002). Ein für alle Mal festlegen zu wollen, was Gewalt ist, ist auch kaum vernünftig. Erstrebenswert ist jedoch der Versuch, die Frage zu beantworten, worauf das Phänomen Gewalt zurückzuführen ist, mit der Zielvorstellung, dass man auf diese Weise an die Grundlage der Wissenseinheit *Gewalt* herankommt, auf die sich die Verwendungen des Wortes Gewalt zurückführen lassen. Meine Ausgangsposition ist, dass der Weg zu dieser Grundlage die Evolution nicht umgehen kann, durch die Lebewesen mit einem selbsterhaltenden Regulierungsmechanismus ausgestattet wurden und somit den werdenden Menschen in die Lage versetzte, sich analog zu verhalten bzw. zu handeln.

Der Regulierungsmechanismus funktioniert durch Zusammenwirken von drei Komponenten mit der Dominanz des **Selbsterhaltungstriebs**. Das Zusammenspiel dieses Triebs mit der **Disposition zur Interpretation** und der **Disposition zur Assimilation** ist unsere fundamentale Existenzbedingung. Die Fortdauer unserer biologischen Existenz beruht darauf, dass durch den Selbsterhaltungstrieb die beiden Dispositionen aktiviert werden, wenn unser Organismus auf Stimuli aus der Umwelt reagiert, die seine Erhaltung betreffen. Die Stimuli werden bezüglich ihrer Assimilierbarkeit instinktiv interpretiert, d. h. mit Rücksicht darauf, ob sie mit der Natur des Organismus vereinbar sind und in eigene Strukturelemente umgewandelt werden können (vgl. es mit dem Begriff assimilieren in der Biologie, dessen Inhalt etwa der Beschreibung „aufgenommene Nährstoffe in körpereigene Stoffe umwandeln" entspricht, die das Duden-Deutsches Universalwörterbuch anbietet). **Was der Organismus instinktiv als nicht assimilierbar interpretiert, ist ihm fremd.** Aus der Perspektive des Organismus ist die Welt trichotomisch strukturiert: eigene Welt – nicht eigene Welt – Epiwelt (Begleitwelt). Während die nicht eigene Welt in Bezug auf die Assimilierbarkeit abgegrenzt ist, hat dieser Maßstab für die Epiwelt keine Relevanz (diese Welt „begleitet" nur den Organismus bei seiner

„Konzentration“ darauf, was für seine Erhaltung relevant ist, d. h. was er als eigen und nicht eigen wahrnimmt).

Die große Leistung der Evolution war die Überwindung der instinktiven trichotomischen Wahrnehmung der Welt, der Reduziertheit der Reaktionen des Organismus auf Instinkte. Die Evolution brachte ein Wesen von neuer Qualität hervor, die ihm ermöglichte, sich analog, dem „trichotomisierenden“ Instinkt entsprechend, zu verhalten. **Das neuartige Wesen konnte sich auch überinstinktiv verhalten, und zwar so, dass seine überinstinktiven Reaktionen seinem instinktiven Verhalten entsprachen**. Es konnte die Welt auch überinstinktiv als eine trichotomische Struktur wahrnehmen, ja es wurde darauf eingestellt, mit dem entsprechenden Verhalten und Handeln als seiner grundlegenden Orientierung in der Welt zu leben.

Halten wir fest, dass unsere Strukturierung der Welt durch die Begriffe *eigen – nicht eigen – begleitend* auf die **natürliche, d. h. sich aus den Gesetzen der Natur ergebende Perspektive der Perzeption der Welt** gründet und von uns auch als natürlich empfunden wird. Diese Natürlichkeit schließt auch die Reaktion ein, mit der unser Organismus auf die Stimuli aus seiner Umwelt abwehrend reagiert, die seine eigene Welt nicht assimilieren kann. Analog reagieren wir auf der überinstinktiven Ebene. **Wird trotz Abwehrreaktion in den Organismus etwas Uneigenes eingetragen, so wird Gewalt ausgeübt**. In diesem Sinne können wir sagen, dass **Gewalt auf die Verletzung der Natürlichkeit zurückgeht**. Da für uns die eigene Welt als unsere natürliche Ordnung gilt, kann man die Grundlage der Gewalt als Verletzung dieser Ordnung erfassen.

Die auf die Natur zurückgehende Ordnung ist unsere **primäre natürliche Ordnung**. Der Mensch lebt allerdings auch in einer Ordnung, die durch Kultur geschaffen wird und die von Einzelnen in den betreffenden Kollektiven als ihre Normalität empfunden wird. Die Verletzung dieser **sekundären natürlichen Ordnung** durch Handlungen wird von den Mitgliedern des betreffenden Kollektivs als Gewalt wahrgenommen, falls sie nicht imstande sind, die Handlungen zu assimilieren und trotzdem diese in ihre Ordnung hineingelangen. Es kommt dabei darauf an, inwieweit diese Ordnung für das Kollektiv als rigid oder offen vorliegt. Die fundamentalistisch orientierten Kulturen sind dementsprechend extrem empfindlich gegen die Verletzung ihrer Ordnung und somit äußerst gewaltempfindlich, was damit zu tun hat, dass das Kollektiv seine sekundäre Ordnung mit der primären identifiziert, d. h. das Überleben seiner des durch Kultur geprägten und aufrechterhaltenen Kollektivs dem physischen Überleben seiner Mitglieder gleichgestellt wird. Aber auch in den mehr oder weniger offenen Kulturen gibt es fundamentalistische Neigungen, die im Bereich des zentral Kulturellen zu erwarten sind, d. h. im Teilbereich der Kultur, der für die Identität des Kollektivs als wesentlich gilt. Z. B. im Kollektiv der Slowaken wird die Schriftsprache als der wichtigste Kulturtext („Text“ im Sinne der Kultursemiotik: Kultur ist ein Text, weil sie aus Zeichen besteht und folglich „gelesen“ werden kann) – als identitätsstiftendes Zeichen – betrachtet und dementsprechend fast fundamentalistisch behandelt: Die Verletzung der kodifizierten Norm in dem Sinne, dass dadurch ein fremdes Element in das System der Schriftsprache hineingebracht werden könnte, aktiviert die Gewaltempfindlichkeit der betreffenden Edukationselite. Es ist symptomatisch auch, dass die reflexive Gewaltempfindlichkeit mit dem Sprachverhalten im Widerspruch steht. Wenn z. B. die Sprachteilhaber gefragt werden, ob sie es wollen, dass in ihrem Kulturmilieu zu viele Fremdwörter verwendet werden, ist die Antwort negativ, weil sie meinen, dass die Überzahl der Fremdwörter ihre Sprachordnung (und somit auch ihre Kulturordnung) verletzt und die Identität ihrer Sprache gefährdet. Ihr Sprachverhalten ist aber anders, die befürchteten Fremdwörter kommen in der Kommunikation in Hülle und Fülle vor. Höchstwahrscheinlich trifft es auch auf das deutsche Kulturmilieu zu.

Die beiden Ordnungen sind freilich lediglich analytisch zu trennen. Normalerweise sprechen wir von physischer und psychischer Gewalt. Analog der physischen Gewalt fassen wir die psychische Gewalt als Verletzung der primären natürlichen Ordnung – diesmal der Ordnung der

physischen Welt – auf, die darin besteht, dass diese Welt die Botschaft der Worte, Äußerungen nicht assimilieren kann, aber trotzdem sie in diese Welt transportiert wird. Es scheint ein rein psychisches Phänomen zu sein. Der Adressat erlebt die Botschaft als psychische Gewalttat auf Grund ihrer Unverträglichkeit mit seiner psychischen Ordnung (er reagiert im Sinne: „Das kann ich nicht ertragen"). Es erfolgt jedoch nicht ohne Mitwirkung der sekundären, durch die Kultur geschaffenen Ordnung. **Die psychische Gewalt ist zugleich auch moralische Gewalt, da das, was man als psychische Gewalt erlebt, wird durch die ethisch-sittlichen Normen mitbestimmt.** Was einer als Beschimpfung, Herabwürdigung, Demütigung, Verspottung usw. empfindet, ist ein Teil der sozialen Wirklichkeit, die von dem betreffenden Kollektiv als seine sekundäre Ordnung geschaffen wurde. Erst die Vertrautheit mit dem standardisierten Sprachgebrauch ermöglicht ihm, die Beschimpfung, Herabwürdigung usw. als sprachliche Gewalt zu erfahren.

Interpretation und Gewalt

Für unser Thema ist auch die Frage nach dem entscheidenden Moment in der Hominisation (Menschwerdung in der Evolution) von Bedeutung. Ich gehe von der Überzeugung aus, dass es die Disposition zur überinstinktiven Interpretation war. Diese Disposition ist das fundamentale konstitutive Merkmal des Menschen. Die Evolution brachte das menschliche Wesen hervor, indem sie in der Hominisation diese Disposition heranreifen ließ. Das Heranreifen dieser Disposition ist wiederum mit Hilfe der Analogie erklärbar: das zum Menschen werdende Wesen lernte, sich analog der instinktiven Interpretation der Welt zu verhalten. **Das analoge Verhalten bestand darin, dass es auf die Stimuli aus seiner Umwelt nicht mehr nur instinktiv reagierte, sondern sie auch semiotisierte, d. h. sie als Form mit Bedeutung aufnahm** (etwa schwarze Wolken als die Form mit der Bedeutung „Regen ankündigend"). Auf diese Weise begann es die Außenwelt zu verinnerlichen und somit seine mentale Welt zu konstruieren – das war der Anfang der Existenz des menschlichen Wesens. Plakativ gesagt, ließ die Natur ein Wesen heranreifen, das imstande war, ihre Sprache zu verstehen, sie als einen Text zu lesen. Dieses Wesen war der Mensch mit der Disposition zur überinstinktiven Interpretation. Ohne diese Disposition könnte er als die höchste Art nicht existieren, so dass er mit diesem Merkmal sozusagen schicksalhaft verbunden ist und es ihm nichts anderes übrig bleibt, als die Interpretation zu reproduzieren. **Der Mensch wurde existenziell auf die Interpretation der Welt eingestellt, seine Erhaltung als Spezies ist dadurch bedingt, dass er diese Disposition aufrechterhält, und das kann sich vollziehen, indem er die Interpretation praktiziert**. Als ein biologisches Wesen interpretieren wir die Welt, um physisch zu überleben, als ein vernunftbegabtes Wesen interpretieren wir die Welt (überinstinktiv), um als Mensch (als Vertreter der höchsten Art) zu überleben.

Zu unserer natürlichen Ordnung gehört es auch, dass wir auf die Realisierung unseres Interpretationspotenzials ausgerichtet sind. Wird diese natürliche Ordnung verletzt, so wird Gewalt ausgeübt. Das geschieht, wenn wir an der Realisierung dieses Potenzials gehindert sind. Je mehr die Realisierungsmöglichkeiten dieses Potenzials reduziert werden, umso größer ist die Gewalt. Falls der Einzelne in eine Lage gerät, in der seine natürliche Ausrichtung auf neue Bedeutungen, neue Sinngehalte gedämpft wird, widerfährt ihm objektiv Gewalt. Seine natürliche Ordnung wird insofern verletzt, als er die menschenkonstitutive Disposition nicht aktiviert und somit geistig verfällt, sodass er sich an der Vorgabe der Natur nicht hält. Die von der Natur des Menschen erforderte Abwehrreaktion wird entweder verdrängt oder trotz Abwehrreaktionen wird die Realisierung des Abwehrpotenzials eingeschränkt bzw. aufgehalten. So kann es zur Gewalt gegen sich selbst kommen (etwa falls man sich im

apathischen Zustand befindet) oder wird gezwungen, auf seine interpretatorische Einsatzfähigkeit zu verzichten, etwa wenn der Pädagoge die Interpretationen des Schülers autoritär ausschließt und ihn zur puren Reproduktion zwingt.

Das Verhältnis zwischen Interpretation und Reproduktion ist übrigens auch im Fremdsprachenunterricht nicht belanglos. Die naturgemäße Einstellung auf die Interpretation kann bei der Reproduktion die Gewaltempfindlichkeit aktualisieren. Die Reproduktion des Gehörten/Gelesenen ist natürlich von dem Spracherwerb nicht wegzudenken, aber die puren Reproduktionsübungen mit Ausschaltung der Interpretation, die normalerweise in der Verwendung von Sprache eingeschlossen sind, provoziert die Gewaltempfindlichkeit und die Einsatzbereitschaft der Abwehrreaktionen. In Abhängigkeit davon, wie der Schüler die Rolle der Reproduktionsübungen begreifen konnte, tritt diese Empfindlichkeit und Bereitschaft mit unterschiedlicher Kraft in Erscheinung und somit wird auch der Lehrer provoziert, entsprechend zu reagieren. Dabei muss er sich dessen bewusst sein, dass das zu lösende methodische Problem mit unserer Gewaltempfindlichkeit zu tun hat, die auf unseren naturgemäßen Interpretationsdrang zurückgeht. Zur Kultur des Fremdsprachenunterrichts gehört auch die Behandlung des Verhältnisses zwischen Reproduktion und Interpretation mit Rücksicht auf die mögliche Folge der Verletzung der natürlichen Ordnung.

Diese Denkrichtung führt zur Frage **der möglichen degenerierenden Wirkung der Kultur** auf die Einzelnen. In unserem Kontext passt gut die schlichte Definition der Kultur von Klaus P. Hansen (2000: 39): „Kultur umfasst Standardisierungen, die in Kollektiven gelten." Mit „Standardisierungen" sind Konventionen gemeint und ihre Extension schließt die Standardisierungen der Kommunikation, des Denkens, des Empfindens, des Verhaltens und Handelns ein. Durch Standardisierungen wird in den Kollektiven Normalität geschaffen und Ordnung hergestellt, die „eventuell sogar als Zwang wirksam wird" (ebd.: 302), und die können „Orientierung geben, aber auch in die Irre führen" (ebd.: 311). Nun es sei hinzugefügt, dass sie auch die Interpretationsvitalität der Einzelnen neutralisieren und somit auf diese gewaltsam einwirken können. Die Konsumkultur ist ein eklatantes Beispiel. Durch endlose Telenovelas wird ein Konsumverhalten standardisiert, aus dem das Interpretationsbedürfnis der Konsumenten verbannt ist, so dass sie zum Opfer der Gewalt werden, ohne es zur Kenntnis zu nehmen, was auf die durch die Standardisierung geschaffene Normalität zurückgeht. Es ist eine „schleichende" Gewalt mit erosiver Wirkung auf das Interpretationspotenzial des Einzelnen.

Die Erwähnung der Konsumkultur evoziert die Denkrichtung, die in der Kulturphilosophie als **Kulturkritik** bekannt ist und deren Genese in den Werken von Michel E. de Motaigne und Jean Jacques Rousseau gesehen wird. Die Botschaft der beiden Philosophen ist, dass alle menschlichen Aktivitäten, die sich von der Natur lösen, schädlich sind, da die sinnvolle Ordnung der Welt bereits in der Natur angelegt ist, so dass in der Natur auch das vorprogrammiert ist, was für den Menschen vernünftig und moralisch ist. Es ist daraus die Lehre zu ziehen, dass der Mensch auf die Natur hören soll, d. h. dass er gemäß seiner Natürlichkeit zu handeln hat. Wird anders gehandelt, wird ihm Gewalt angetan. Auch der Psychoanalytiker Sigmund Freud erblickte in der Kultur Gewalt, als er die Schlussfolgerung zog, dass die kulturellen Normen die natürlichen Triebe und Instinkte unterdrücken, die dann im Unterbewusstsein sozusagen brodeln mit der Folge der psychischen Störung. In dem viel zitierten Ausspruch von Karl Marx, dass die Religion Opium fürs Volk sei, findet das Gewaltpotenzial der Kultur – vertreten durch die Religion –, seinen Niederschlag (er meinte die Gewalt gegen die arbeitende Klasse, indem sie durch Religion von den armseligen irdischen Zuständen abgelenkt wurde). Die Kulturkritik hält an, etwa innerhalb der Kulturökologie, die die Kulturen als ökologische Systeme deutet und zur These gelangt: „Wir gehen mit den kulturellen Ökosystemen nicht vernünftiger um als mit der natürlichen" (Finke 2003: 266). Beispiele sind die Verminderung der kulturellen Vielfalt im Zuge der ökonomischen Globalisierung, die Behinderung der kulturellen Kreativität etwa durch Fundamentalismus und

Nationalismus oder die Entwicklung zerstörerischer Kulturen wie Faschismus und Bürokratie. Durch solche Aktivitäten wird die natürliche Ordnung des menschlichen Lebens verletzt. **Die Botschaft der Kulturkritik: „Handelt der natürlichen Ordnung gemäß, um somit die Gewalt zu vermeiden!“** Diese Botschaft entspricht dem Lebensprinzip, demzufolge unser Verhalten und unsere Handlungen unseren natürlichen Lebensgrundlagen angepasst werden sollen. Ich finde die Kulturkritik als ein fruchtbares Denkmodell bei der Erklärung der Erscheinungen, die die Ausübung der Gewalt repräsentieren.

Sprachliche Ordnung und Gewalt

Wir erfahren alltäglich Verstöße gegen die Sprachnorm und als Linguisten sind wir geneigt, zu sagen, dass es Verstöße gegen die Gesetzmäßigkeiten der Sprache sind, die sich in den Sprachnormen kundtun. Da die Gesetzmäßigkeiten der Sprache ihre Ordnung herstellen, wird durch Verstöße ihre Ordnung verletzt, woraus folgt, dass der Sprache Gewalt angetan wird. Viele empören sich über diese Gewalt, weil sie darin die Verletzung der kollektiven Ordnung erblicken. Aus dieser Sicht üben die Individuen Gewalt gegen das Kollektiv aus. Unsere Ausgangsposition jedoch ist, dass die Gewalt mit der Verletzung der *natürlichen* Ordnung zu tun hat. **Er stellt sich wieder einmal die Frage, ob die durch die Gesetzmäßigkeiten hergestellte (konstruierte) Ordnung in der Sprache (d. h. das Sprachsystem) ihre natürliche Ordnung ist.**

Wenn wir die Sprache in ihren Erscheinungsformen beobachten, so verhalten wir uns analog den Beobachtungen von nichtsprachlichen Objekten, bei denen wir fragen, was hinter den Erscheinungsformen steckt, worauf sie zurückzuführen sind (etwa: Worauf ist es zurückzuführen, dass es regnet?) Wir sind darauf eingestellt, die „versteckte“ Voraussetzungsbasis der Erscheinungsformen sichtbar zu machen. Mit dieser Einstellung ist die klassische Dichotomie *langue* : *parole* vereinbar – *langue* ist die unsichtbare Basis der *parole* –, so dass wir die entsprechende Theorie gerne akzeptieren. Wir haben diese dichotomische Sehweise ohne Bedenken zu Eigen gemacht, wenngleich diese Theorie bei der Konfrontation mit der Realität den Einwand provoziert, dass sie **kontraintuitiv** ist. Entspricht sie der realen Beherrschung der Muttersprache, die wir in der Sprechpraxis erwerben? Gibt es so etwas wie das Sprachsystem – *langue* – in unseren Köpfen, das unserem Sprechen zugrunde liegt? Ist es nicht so, dass wir diese Frage lediglich unter dem Einfluss der Schule und unserer außersprachlichen Logik bejahen?

Zur Klärung der Frage können wir die klassische Strategie zu Hilfe nehmen, die man beim Fremdsprachenunterricht anwendet. Sie beruht auf der Schrittfolge von der Kenntnis der Regeln über die Fähigkeit, sie anzuwenden zu ihrer Automatisierung und ist mit der Idealvorstellung des Fremdsprachenlehrers verknüpft, derzufolge der Schüler den Zustand erreicht hat, in dem er die erlernten Regeln nicht mehr braucht (kurz gesagt, soll er die Regeln lernen, um sie „am Tagesende“ zu vergessen). Das ist der Zustand des Muttersprachlers, sein natürlicher Zustand. **Es ist ein Zustand, in dem er die Sprache so beherrscht, dass sein Verhalten ihren Regeln entspricht, obwohl er die Regeln nicht zu kennen und zu befolgen braucht.** Für die Muttersprachler gibt es keine abstrakten Regeln (*langue*), die sie in der Rede (*parole*) anwenden; **es gibt nur in der Sprechpraxis verankerte Regeln**. Diese Behauptung entspricht Wittgensteins „praxeologischem Regelverständnis“ (Krämer 2001: 130), das mit der Idee einhergeht, dass „es nicht die Interpretation und die Anwendung von Regeln, sondern die praktische Wiederholung erlernter Muster, durch die eine Übereinstimmung im Verhalten entsteht“ (ebd.: 129). In diesem Sinne erklärt auch J. R. Searle die Beherrschung der Regeln der Institution, die darin besteht, dass die Person dazu disponiert ist, „sich so zu verhalten, wie sie

es tut, weil das die Art und Weise ist, die den Regeln der Institution entspricht"; d. h. „sie ist [...] einfach dazu disponiert, sich in einer bestimmten Weise zu verhalten, aber sie hat diese unbewussten Dispositionen und Fähigkeiten in einer Weise erworben, die auf die Regelstruktur der Institution reagiert" (Searle 2013: 154). Im Anschluss an diese Denklinie schreibe ich dem normalen Sprachteilhaber eine **wissensfreie grammatische Disposition** zu, die es ihm ermöglicht, **sich den grammatischen Regeln zu fügen, ohne sie zu kennen und zu befolgen**. Das ist seine natürliche sprachliche Ordnung. Wird etwa dadurch, dass man sich auf die Gesetzmäßigkeiten der Sprache beruft, diese Ordnung verletzt, wird ihm Gewalt angetan. Die Unbeliebtheit der Grammatik bei den Schülern geht offensichtlich auch darauf zurück, dass sie diese Gewalt empfinden und sich ihr Sprachorganismus instinktiv wehrt.

Soziale Interaktion und Gewalt

Es sei nochmals vor Augen gestellt, dass unsere Natürlichkeit auf Selbsterhaltung und Überleben gründet. Unser biologisch-psychischer Organismus zielt mit seinen Basisreaktionen auf das Überleben als biologisches, menschliches und sozial-kulturelles Wesen sowie als Einzelwesen ab. Wird die Ordnung, die dem Überleben zugrunde liegt, verletzt, wird Gewalt ausgeübt. Der Organismus ist auf die Aufrechterhaltung dieser Ordnung und auf entsprechende Reaktionen eingestellt. In der sozialen Interaktion, in der wir uns als **sozial-kulturelle Wesen** und auch als **Einzelwesen** verwirklichen wollen, geht es ums Überleben in diesen Wesensmodalitäten. Es gehört zur natürlichen Ordnung auch, dass sich das Wesen in den beiden Modalitäten verwirklichen kann. Seit diesem Moment befinden wir uns im Kontakt mit der populär gewordenen Höflichkeitstheorie von P. Brown und S. Levinson (1987).

Wie bekannt, versteht man – laut Höflichkeitstheorie – unter Höflichkeit die Mittel, mit denen in der sozialen Interaktion das gegenseitige Wahren des Gesichts realisiert wird, wobei mit dem Ausdruck Gesicht die eigene öffentliche Identität (das Image) gemeint ist. Dem Menschen in seiner sozial-kulturellen Modalität entspricht in unserer Terminologie das positive Gesicht der Interagierenden, d. h. sein Bedürfnis nach einem Gemeinschaftsgefühl und seine individuelle Modalität korrespondiert mit dem negativen Gesicht, verstanden als innerer Drang nach individueller Freiheit, Autonomie. In der sozialen Interaktion werden auch Sprechakte ausgeführt, durch die beide Gesichter des anderen bedroht werden. Diese Sprechakte bringen auch Gewalt mit sich. **Falls einem sein positives Gesicht insofern verletzt wird, als seine Anerkennung – aus seiner Sicht ungerecht – in Frage gestellt wird, wird ihm Gewalt angetan.** Bekanntlich ist die Anerkennung des Einzelnen eine Beziehungsform, die sein Sicherheitsgefühl stärkt und somit seinem Bedürfnis nach Selbsterhaltung entgegenkommt. Die Verdrängung dieser Beziehungsform etwa durch Beleidigung ist eine Attacke gegen dieses Gefühl, die von dem Betroffenen als ein gewaltsamer Akt empfunden wird, weil dadurch seine Existenz in ihrer sozial-kulturellen Modalität angegriffen wird. **Wenn die negative Höflichkeit, die dem Wahren des negativen Gesichts (der Autonomie des Empfängers) dient, auf die Weise verletzt wird, dass sich die Person in ihrer individuellen Modalität (als Einzelwesen) bedroht fühlt, weil diese Verletzung über die Grenze der kollektiv anerkannten Einschränkung der individuellen Autonomie hinausgeht, wird ihm Gewalt angetan.** Beharren auf Ausführung eines als unberechtigt wahrgenommenem Befehls gilt als Gewaltakt, weil dadurch in die Überlebenssicherheit des Menschen als Einzelwesen eingegriffen wird.

Man kann sagen, die soziale Interaktion beruht auf Willenskonfrontation ihrer Akteure. Sie wollen ihr positives und negatives Gesicht wahren und das erfordert entsprechende Kooperation. Eines der Prinzipien, die der sozialen Interaktion zugrunde liegen, ist **das Prinzip**

des Gleichgewichts zwischen Akkommodation und Assimilation, d. h. zwischen dem Willen des Akteurs, sich der Motivationswelt (den Bedürfnissen, Interessen, Wünschen, Vorstellungen usw.) der Ko-Akteure anzupassen, und seinem Willen, die Motivationswelt dieser Akteure seiner eigenen Welt anzupassen. Selbstverständlich kann dieses Gleichgewicht objektiv nicht festgelegt werden, es hängt von den Akteuren selbst in der jeweiligen Interaktion ab. **Gewalt tritt ein, falls das Gleichgewicht in dem Maße verletzt wird, dass es der Akteur für Verletzung der Toleranzgrenze seines Willens hält, und sie kann alle Aspekte der Kommunikation betreffen**. Mit Bezug auf das bekannte Nachrichtenquadrat von Schulz von Thun (1994: 14), nach dem ein und dieselbe Nachricht vier grundlegende Botschaften enthält, handelt es sich um **Gewalt bezüglich des Sachinhalts, des Appells, der Selbstoffenbarung und der Beziehung**. Als gewaltsamer Akt gilt die Überschreitung der Toleranzgrenze mit Rücksicht darauf, was der Ko-Akteur hören und wovon er sprechen will (Sachinhalt), was er tun bzw. wie er reagieren soll (Appell), „wie viel" Selbstpräsentation des Senders er zu ertragen bereit ist (Selbstoffenbarung) und was für eine Beziehung des Kommunikationspartners zu ihm er als annehmbar einschätzt (Beziehung). Zum Sachinhalt gehört auch der Informationsaspekt der Nachricht, so dass Gewalt auch dann vorkommt, wenn die Toleranzgrenze überschritten wird, die das Quantum der Informationen oder ihr Angemessensein betrifft. Die Reflexion über derartige Gewalt läuft darauf hinaus, dass sie auf die Einstellung des Individuums auf Selbsterhaltung in seiner individuellen sowie sozial-kulturellen Existenzmodalität zurückgeht.

Schlussbemerkung

In den Sozialwissenschaften wird das Phänomen Gewalt mit Macht behandelt. Die Standard-Position ist: „Nach allgemeiner Überzeugung kann Macht auf sehr verschiedene Weise ausgeübt werden: etwa durch Überzeugungskraft, Drohung, Bestechung oder durch Gewalt" (Anter 2012: 96). Gewalt ist demgemäß eine Form der Machtausübung. Es ist so aus der Sicht des Gewalttäters. Vom Blickpunkt des Opfers aus hat Gewalt mit Fremdheit zu tun: Gewalt ist aufgezwungene Fremdheit. In diesem Sinne wurde das Phänomen oben erläutert und somit angedeutet, dass es auch innerhalb der Fremdheitslehre untersucht werden kann. Folglich gehört der sprachliche Aspekt der Gewalt (auch) zur Xenolinguistik.

Literaturverzeichnis

Anter, Andreas (2012): Theorien der Macht. – Hamburg: Junius.

Brown, Penelope / Levinson, C. Stephen (1987): Politeness: Some Universals in Language Usage. – Cambridge: Cambridge University Press.

Finke, Peter (2003): Kulturökologie. In: Konzepte der Kulturwissenschaften. Hrsg. Ansgar Nünning und Vera Nünning. – Stuttgart: Metzler. 248–279.

Hansen, Klaus Peter (2000): Kultur und Wissenschaft. – München: Fink.

Heitmeyer, Wilhelm / Hagan, John (Hgg.) (2002): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. – Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Krämer, Sybille (2001): Sprache, Sprechakt, Kommunikation. – Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Searle, John R. (2013): Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. – Berlin: Suhrkamp.

Schulz, Friedemann (1994): Miteinander reden. Bd. 1: Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. – Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Annotation

Culture – Language – Violence

Juraj Dolník

This paper is intended to be a contribution to clarification of the phenomenon violence with regard to culture and language. The elucidation is based on the concept of natural order that is embedded in the structure own world – not own world – epiworld. The author began by focusing on the idea that our natural order includes defensive reactions, too. If elements penetrate into our natural order in spite of these reactions, we perceive it as violence i.e. the disturbing of our natural orders against our will is an act of violence. The author then touches on the ways in which our natural orders are disturbed. He examines the disturbing of cultural order, considering the difference between more or less open and closed culture, and then shows that the constriction of realization of our interpretational potential is a form of violence, too. Another facet of violence he explores is the disturbing of the linguistic order in view of two approaches to this order that raise the fundamental question about the nature of this order in connection with the problem of violence. Finally, he turns to social interaction with respect to face-threatening acts and to the principle of balance between accommodation and assimilation in the interaction.

Keywords: culture, language, violence, natural order, social interaction, interpretation, accommodation, assimilation.

prof. PhDr. Juraj Dolník, DrSc.
Katedra slovenského jazyka Filozofickej fakulty Univerzity Komenského
Gondova 2
SK–814 99 Bratislava
juraj.dolnik@uniba.sk

Manipulation durch Emotionen. Am Beispiel der Berichterstattung aus dem medizinischen Bereich

Lenka Vaňková

1 Einleitung: Emotionalisierung als Instrument der Persuasion

Die Berichterstattung in den heutigen Medien hat oft nicht nur eine informative, sondern auch eine persuasive Funktion:[1] zusammen mit Informationen werden Perspektiven und Einstellungen vermittelt – mit dem Ziel, eine bestimmte Wirkung auf den Rezipienten zu erreichen, ihn zu überzeugen und zu beeinflussen. Eine wirkungsvolle Persuasion geht mit Manipulationen einher. Man kann zwar daraus, worüber, wie oft und auf welche Weise berichtet wird, die präsentierte Beurteilung bestimmter Sachverhalte erschließen, für einen durchschnittlichen Leser ist es aber meist nicht leicht, die persuasiven Strategien zu durchschauen. Ein bewährtes, immer häufiger eingesetztes Instrument im Dienste der Persuasion ist die Emotionalisierung des Textes.[2] Bei der Emotionalisierung geht es seitens des Produzenten um „die gezielte Aktivierung von bestimmten Gefühlswerten beim Leser" (vgl. Schwarz-Friesel 2007: 212). Unter Emotionalisierung einer sprachlichen Äußerung versteht man einen intendierten Einsatz von solchen verbalen bzw. nonverbalen Mitteln und textuellen Strategien, durch die man absichtlich bei Rezipienten Emotionen hervorrufen und das emotionale Potenzial des Textes erhöhen kann. Dieses Potenzial schließt ein:

– in einem Text vorkommende verbale emotive Mittel (auf der lexikalischen, grammatischen, textuellen sowie pragmatischen Ebene);[3]
– nonverbale bzw. paraverbale emotive Mittel;
– das ganze Inferenzpotential des Textes. Dies ergibt sich einerseits aus den im Text enthaltenen Informationen, andererseits aus dem Vor- und Weltwissen der Sprecher/Hörer/Leser (vgl. Vaňková 2014: 12).[4]

Wie die öffentliche Meinung manipuliert werden kann, wird im Folgenden am Beispiel der Berichterstattung aus dem medizinischen Bereich demonstriert. Ich habe dafür Artikel über das Zika-Virus gewählt, vor allem deshalb, weil besonders in den ersten Monaten des Jahres 2016 die Verbreitung dieses Virus enorm häufig thematisiert wurde und Emotionen dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben.

---

[1] Daneben wird im Zusammenhang mit der Berichterstattung die unterhaltende Funktion erwähnt („Infotainment"): „Die Journalisten sowie Medienforscher sind sich in der letzten Zeit einig, dass alles, sogar die Politik, durch einen „Tainment-Katalysator" geschleust werden müsse, um bei den Rezipienten anzukommen (vgl. Hoffmann 2008: 555, zitiert nach Malá 2014: 264).

[2] Auf eine effektive Emotionalisierung der Texte wird z. B. der kommerzielle Erfolg der BILD-Zeitung zurückgeführt (vgl. die Untersuchung von Voss 1999).

[3] Eine Übersicht solcher Mittel ist bei Ortner (2014: 189f.) zu finden.

[4] Auf die Untersuchung von Mitteln, durch die sich die Emotionalität in unterschiedlichen Textsorten manifestiert, war das Projekt *Ausdrucksmittel der Emotionalität im Deutschen und im Tschechischen im Vergleich* ausgerichtet, in dessen Rahmen sowohl literarische Texte als auch verschiedene Texte der Massenmedien (vgl. Vaňková et al. 2012) analysiert wurden. Die Ergebnisse dieses Projekts liegen in mehreren Monographien vor sowie in zahlreichen Studien, die zum großen Teil in der Zeitschrift Studia Germanistica (vgl. URL 1) publiziert wurden.

2 Zu Korpus und Zielen der Untersuchung

Das Untersuchungskorpus stellen ausgewählte Artikel über Zika dar, die in der online Version der *Süddeutschen Zeitung*, der *Zeit* und in der *Bildzeitung* in den ersten zwei Monaten dieses Jahres publiziert wurden. Insgesamt besteht das Korpus aus 30 Artikeln, wobei jedes Periodikum mit 10 Artikeln vertreten ist. Es wurden also überregionale Zeitungen gewählt, die als Vertreter einerseits der seriösen und andererseits der Boulevardpresse zu betrachten sind. Bei der Untersuchung wurde die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die sprachlichen Mittel gerichtet, die der Emotionalisierung in den untersuchten Texten dienen. Es sei jedoch betont, dass zum Hervorrufen von Emotionen in der Online-Berichterstattung (noch in viel höherem Maße als in gedruckten Periodika) nonverbale Mittel beitragen: neben typografischen Mitteln sind es Fotos, Bilder, Infografiken, Videos eventuell auch Musik oder Geräusche, also Elemente verschiedener semiotischer Systeme, die in ihrem Zusammenspiel dem Text einen multimodalen Charakter[5] verleihen. Diese werden hier außer Acht gelassen.

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welche sprachlichen Mittel zur Emotionalisierung der Berichterstattung über das Zika-Virus gewählt wurden und ob es Unterschiede in den Emotionalisierungsstrategien zwischen den einzelnen untersuchten Zeitungen gibt. Dabei ist anzunehmen, dass die Sprache der Boulevardzeitung *Bild* viel stärker emotional gefärbt ist als die der anderen Zeitungen.

3 Zika – ein Angst erregendes Virus

Das Zika-Virus[6] wurde zwar schon 1947 entdeckt, eine intensive Aufmerksamkeit zog es jedoch erst Ende 2015 und Anfang des Jahres 2016 auf sich, als sich in Brasilien nach den Angaben der Presse mehr als eine Million Menschen mit dem Virus infizierten. Auch wenn das Zika-Virus bislang nicht als Erreger einer schwerwiegenden Erkrankung galt, wurde es nun in Brasilien mit dem massenhaften Auftreten von Mikrozephalie, also Schädelfehlbildungen bei Neugeborenen, in Verbindung gebracht. Da Brasilien im Jahre 2016 zwei touristisches Großereignisse erwartete – im Februar den Karneval und im August die Olympischen Spiele – und da bald auch Meldungen vom Vorkommen des Zika-Virus in anderen Ländern erschienen, wurde das Virus für die Medien ein brennendes Thema, über das online manchmal mehrmals am Tag berichtet wurde. Dabei wurden Emotionen der Leser nicht nur durch das Thema selbst – weil Nachrichten über eine schnelle Verbreitung einer unbekannten Krankheit Befürchtungen, Angst, Mitleid bzw. Zorn über die Machtlosigkeit auslösen können – sondern auch durch die Wahl spezifischer lexikalischer Mittel angesprochen. In allen untersuchten Periodika wurde explizit die in den betroffenen Ländern vorherrschende Emotion – ANGST – durch entsprechende emotionsbezeichnende Lexeme (*Angst, befürchten*) benannt und dadurch auch bei Lesern evoziert, weil insbesondere die Gefahr und Möglichkeit, dass das Zika-Virus in andere Länder eingeschleppt werden könnte, immer wieder thematisiert wurden:

Angst und Misstrauen erfassten das Land (SZ 25.1.)
längst grassiert die Angst vor dem Zika-Virus in fast ganz Lateinamerika (SZ 25.1.)
Schneller als das Zika-Virus verbreitet sich die Angst (SZ 30.1.)
die WHO schürt die Angst vor Zika (Zeit 29.1.)

[5] Zu Multimedialität/Multimodalität in den Massenmedien vgl. z. B. Burger (2005: 425ff.) oder Schneider/Stöckl (2011).

[6] Der Name des Virus stammt vom gleichnamigen Regenwald nahe der Stadt Entebbe in Uganda, in dem das Virus 1947 erstmals an Affen nachgewiesen wurde (vgl. URL 2).

weil in Brasilien derzeit die blanke Angst regiert (Zeit 29.1.)
Die Angst in Südamerika ist groß (Bild 30.1.)
Eine Mücke löst weltweit Angst (Bild 30.1.)
Ein massiver Ausbruch wie in Brasilien ist hierzulande nicht zu befürchten (Bild 30.1.).

Darüber hinaus treten in den Artikeln sehr oft Lexeme auf, mit deren denotativen Bedeutungen negative Emotionen verbunden sind und die in der Regel negative Assoziationen und Bewertungen hervorrufen. Durch ihr häufiges Vorkommen evozieren solche Lexeme schon die Emotion ANGST (z. B. *Tod, Gesundheitsalarm, Zika-Alarm, Gefahr, Katastrophe, drastische Maßnahmen, Ansteckungsgefahr, gefährlich, verzweifelt*). Wiederholt wurden in allen drei Periodika die Symptome beschrieben, die bei Neugeborenen erschienen und die selbstverständlich Angst schürten, aber auch Mitleid weckten: *Schädelfehlbildungen, Fehlbildungen im Gehirn, schlimme Fehlbildungen bei Babys, Missbildungen, Babys mit zu kleinen Köpfen, geistige Behinderung.*

Zu den Mitteln, die zur Emotionalisierung der Aussage beitragen, gehören wertende attribuierende Adjektive. Besonders in der *Bild* werden sie zur Charakteristik des Zika-Virus eingesetzt, wobei ihm negative, mit der Emotion ANGST verbundene Eigenschaften zugewiesen werden:

ein mysteriöses Virus (Bild 26.1.)
das gefürchtete Zika-Virus (Bild 31.1.)
mit dem gefährlichen Virus (Bild 31.1.)
das heimtückische Zika-Virus (Bild 1.2.)
Teuflischer Erreger aus Südamerika (Bild 27.1.)
Virus mit dem furchterregend klingenden Namen Zika (Zeit 18.2.)
das mysteriöse Zika-Virus (SZ 6.2.)

In allen drei Periodika begegnet man in den Texten oft Adjektiven, die das Ausmaß und die Schnelligkeit der Verbreitung des Zika-Virus betonen und dadurch die emotionale Wirkung verstärken:

Das Virus breitet sich explosionsartig aus (SZ 18.1)
WHO warnt vor "explosionsartiger" Verbreitung des Zika-Virus (SZ 28.1.)
Das Zika-Virus breitet sich der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zufolge rasend schnell aus (SZ 28.1.)
Das Zika-Virus verbreitet sich rasend schnell (Zeit 30.1.)
Die Epidemie breitet sich rasant aus (Zeit 28.1.)
Es breitet sich derzeit rasant in Süd- und Mittelamerika aus (Bild 30.1.)
Seit 2015 gibt es einen massenhaften Ausbruch… (Bild 1.2.)
massiver Zika-Ausbruch (Bild 31.1.)
Angesichts der rasanten Ausbreitung des gerade für schwangere Frauen gefährlichen Zika-Virus (Bild 30.1.)

Der Emotionalisierung dient der Einsatz von Gradpartikeln (vgl. Grammis) und verschiedenen Intensifikatoren, die partikelhaft eingesetzt werden und die bezeichneten Eigenschaften einer Gradskala zuordnen.[7]

[7] Schwitalla (2003: 164) spricht von pragmatisch-kommunikativen Allquantoren, die den konkreten Grad einer Eigenschaft näher bestimmen. Zur Problematik der Ausdrucksverstärkung bei der Versprachlichung von Emotionen vgl. Pišl (2011).

In Kolumbien gab [sic]wegen Zika sogar Gesundheitsalarm. (Bild 1.2.)
Bis zur Entwicklung eines Impfstoffes dürften noch viele Monate oder sogar Jahre vergehen. (Bild 31.1.)
dabei wird das Kind mit einem extrem kleinen Kopf und damit auch einem besonders kleinen Gehirn geboren. (Bild 31.1.)
Weit dramatischer ist die Lage in Südamerika. (Bild 6.2.)
das wirkliche Risiko für Schwangere [ist] nicht einmal näherungsweise bekannt. (Zeit 15.2.)

Als Mittel der Emotionalisierung ist die Kontrastierung – *Ihr Kopf ist viel zu klein und die Gefahr zu groß, dass sie geistig behindert bleiben* (Bild 2.2.) – oder Personifizierung zu bezeichnen: *Zika täuscht das Immunsystem* (Zeit 30.1.).
In den Texten sind auch Metaphern zu finden: darunter auch innovative Metaphern, die die Kreativität von Journalisten verraten und manchmal als Mittel der ironischen Darstellung von Sacherhalten dienen: *Gesundheitspolitik wurde auf Showeinsätze des Militärs reduziert* (Zeit 5.2.)

In den Artikeln kommen auch Phraseologismen vor, wobei ihre Aufgabe hauptsächlich darin besteht, der Aussage Expressivität zu verleihen. Besonders reich an Phrasemen sind die Artikel in der *Zeit*. Die Situation der letzten Monate wird hier mit Hilfe folgender Phraseme trefflich charakterisiert:

Das Zika-Virus hält die Welt in Atem.[8] (Zeit 29.1.)
Doch da diese noch nicht in Kraft getreten ist, hängen die Wissenschaftler in der Luft.[9] (Zeit 5.2.)
Was die Zika betrifft, so scheinen nicht alle Verantwortlichen ganz bei der Sache zu sein.[10] (Zeit 15.2.)

Zu den Emotionalisierungsmitteln auf der Satzebene gehören unumstritten Fragesätze. Ihr Ziel ist nicht nur Neugier und Interesse der Leser zu wecken, sondern sie oft zu überraschen oder zu schockieren. Sie erscheinen deshalb in Titeln: *Bedroht Zika jetzt Europa?* (Zeit 28.1.), *Schädel-Missbildungen durch Zika-Virus?* (Bild 1.2.) und noch häufiger in Untertiteln, wobei einige Texte sogar als künstliche Dialoge aufgebaut werden. Zum Beispiel wird der Text des Artikels in der *Zeit* vom 28.1. durch eine Reihe von Fragen strukturiert, die ermüdende Aufzählungen von Daten unterbrechen und somit der Auflockerung des Textes dienen.

Wie gefährlich ist die Ansteckung durch Sex? Ein Notfall für die Weltgesundheit – was ist das? Was macht Zika zu einem potenziellen Notfall? usw.

Man kann auch eine Aneinanderreihung von Fragesätzen verzeichnen, die die Eindringlichkeit des Textes erhöht:

Es sind drängende Fragen. Und zwar viele. Warum hat das seit Jahrzehnten bekannte Zika-Virus ausgerechnet jetzt in Lateinamerika eine so heftige Epidemie ausgelöst? Ist der Erreger mutiert? Was ist anders als früher? Forscher betonen: Die eigentliche Erkrankung ist harmlos, gleicht einer leichten Erkältung. Aber wieso hat Zika jetzt und nur in einem

[8] Jmdn., etw. in A. halten: ‚jmdn., etw. in Spannung halten, nicht zur Ruhe kommen lassen, pausenlos beschäftigen)‘ (Duden 2011).
[9] In der L. hängen/schweben: (ugs.): 1. ‚noch ganz ungewiss, unsicher, noch nicht entschieden sein‘ (Duden 2011).
[10] Bei der S. sein: ‚bei einer Arbeit o. Ä. sehr konzentriert, ganz aufmerksam sein‘ (Duden 2011).

> bestimmten Gebiet Brasiliens offenbar zu Fehlbildungen (Mikrozephalie) bei Neugeborenen geführt?
> Die Liste der ungelösten Rätsel ist lang: Warum werden aus anderen Zika-Regionen nicht gehäuft Mikrozephalie-Fälle bei Babys gemeldet? Wieso kommt es im Seuchengebiet gehäuft zum Guillain-Barré-Syndrom, einer schweren Nervenerkrankung? Und wie lange wird es dauern, eine Impfung zu entwickeln? (Zeit 5.2.)

Eine stark emotionalisierende Wirkung haben Ausrufesätze. Jedoch lassen sich die vornehmlich in der Bildzeitung vorkommenden Sätze mit einem Ausrufezeichen nicht exklamativ interpretieren. Das Ausrufezeichen stellt hier bloß ein beliebtes Mittel zum Wecken der Aufmerksamkeit dar, das insbesondere in Titel eingesetzt wird:

> Brasilien warnt Schwangere vor Olympischen Spielen! (Bild 2.2.)
> Wissenschaftler beweisen. Zika-Virus durch Sex übertragbar! (Bild 2.2.)

Man kann Sätze mit einem Ausrufezeichen auch im Vorspann und inmitten des Textes antreffen, wobei dadurch die Bewertung akzentuiert wird:

> Babys mit zu kleinen Köpfen – Missbildungen dieser Art kommen auch bei Neugeborenen in Deutschland vor! Und die Dunkelziffer der Zika-Fälle dürfte um einiges höher liegen als offiziell bekannt! (Bild 27.1.)

Auch die Satzgliedstellung (z. B. die unechte Topikalisierung) kann eine emotionalisierende Wirkung haben:

> Sie holten sich das Virus auf Reisen in die Tropen. Gefährlich ist das erstmal nicht. (Zeit 27.1.). Überraschend schnell haben sich in den vergangenen Monaten Hundertausende Menschen … angesteckt. (Zeit 1.2.)
> Verbreitet wird der Erreger durch infizierte Mücken. (Zeit 1.2.)

Die Angst-Atmosphäre wurde durch die Äußerungen von Autoritäten noch verstärkt, die ihre feste Überzeugung zum Ausdruck gebracht haben, dass die Befürchtungen berechtigt sind. Diese kann man in allen drei Periodika finden:

> „Ein Zusammenhang zwischen dem Virus und der Häufung von Mikrozephalie-Fällen ist sehr wahrscheinlich", sagt der Virologe Jonas Schmidt-Chanasit vom Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin. (SZ 25.1.)

In der *Bildzeitung* erschien die Warnung eines Epidemiologen von der Stattlichen Universität in Rio de Janeiro, der auf die Gefährlichkeit der Situation mit Hilfe des Phrasems *die Spitze des Eisberges*[11] metaphorisch Bezug genommen hat:

> Bei den überlebenden betroffenen Kindern drohten Langzeitfolgen, warnte der Epidemiologe Roberto Medronho von der Staatlichen Universität in Rio de Janeiro: „Was wir jetzt sehen, ist nur die Spitze des Eisbergs.“ Er verglich die Lage mit dem Contergan-Skandal in den 60er Jahren. (Bild 27.1.)

[11] Die Spitze des Eisbergs: ‚der offen zutage liegende, kleinere Teil einer üblen, misslichen Sache, die in Wirklichkeit weit größere Ausmaße hat‘ (Duden 2011).

Durch die Erinnerung an den Contergan-Skandal sollte das Weltwissen der Leser aktiviert werden: es ging um einen der größten Arzneimittelskandale in der Bundesrepublik Deutschland, als der Zusammenhang zwischen dem millionenfach verkauften Beruhigungsmedikament *Contergan* (das unter anderem auch gegen die typische morgendliche Schwangerschaftsübelkeit in der frühen Schwangerschaftsphase empfohlen wurde) und den Fehlbildungen bei Neugeborenen aufgedeckt wurde. Nach den Angaben des Bundesverbandes Contergangeschädigter sollen in Deutschland noch etwa 2.400 Contergan-Geschädigte leben (vgl. URL 3).

In der *Süddeutschen Zeitung* beschreibt eine Epidemiologin von der School of Tropical Medicine in London die aktuelle Situation in Brasilien mit Hilfe eines ähnlichen Parallelismus. Der Vergleich mit Europa in der Zeit der Pest soll das Weltwissen der Leser aktivieren. Diejenigen, die über entsprechendes Wissen verfügen, denken gleich an Pestwellen, die seit 1347 Europa plagten und denen ein Drittel Europas Bevölkerung zum Opfer fiel. Wenn man diese Fakten in Betracht zieht, wirkt die Äußerung von Rodriges stark hyperbolisch. Die Modalisierung der Aussage durch epistemisches *muss es gewesen sein*, durch die die feste Überzeugung der Sprecherin zum Ausdruck gebracht wird, unterstreicht noch die negative emotionale Auswirkung.

> So muss es in Europa während der Pest gewesen sein“, beschreibt Laura Rodrigues die Stimmung in ihrer Heimat. Rodrigues ist Epidemiologin an der London School of Tropical Medicine und wurde nach Brasilien gerufen um bei der Untersuchung der Fälle zu helfen. (SZ 25.1.)

Durch die Präsentation in den Medien wurde eine Angstsituation geschaffen, die zu Überlegungen geführt hat, ob die Olympischen Spiele in Brasilien stattfinden sollten:

> Die US-amerikanischen Wissenschaftler Lee Igel und Arthur Caplan von der New York University fordern im Magazin Forbes die Absage oder Verschiebung der Spiele […] sie nennen Zika eine „ernste Gefahr für die Menschen“. Alles andere als eine Verschiebung oder Absage der Olympischen Spiele sei „unverantwortlich und sinnlos“. (Zeit 16.2.)

4 Die Wende in der Berichterstattung

Es wurde in der Presse zuerst von mehr als 4000 geschädigten Babys gesprochen. Die ersten Angaben wurden aber Ende Januar in Zweifel gezogen und es wurde darauf hingewiesen, dass der Zusammenhang zwischen der Infizierung durch das Virus und Fehlbildungen des Gehirns (Mikrozephalie) nicht eindeutig geklärt wurde und dass nur in sechs Mikrozephalie-Fällen bestätigt wurde, dass sich Schwangere zuvor mit Zika infiziert haben.

Diese Wende im Kenntnisstand wurde in den untersuchten Zeitungen auf unterschiedliche Art und Weise präsentiert. Die *Zeit* bediente sich einer starken Ironie**:** Schon im Titel des Artikels, der am 29. Januar publiziert wurde (*Das Märchen von den 4000 geschädigten Babys*), werden die früheren Äußerungen der brasilianischen Behörden als Märchen, also als unglaubwürdige, erfundene Geschichte (vgl. die Bedeutung 2 im Duden)[12] bezeichnet. Eine ironische Bezeichnung findet der Autor dieses Artikels auch für die Epidemiologen

[12] Märchen, das: 1. ‚im Volk überlieferte Erzählung, in der übernatürliche Kräfte u. Gestalten in das Leben der Menschen eingreifen u. meist am Ende die Guten belohnt u. die Bösen bestraft werden‘ 2. (ugs.) ‚unglaubwürdige, [als Ausrede] erfundene Geschichte‘ (Duden 2011).

(*Seuchenjäger)* und die WHO (*Weltgesundheitswächter*) und er bezweifelt auch die Richtigkeit von deren Entscheidung:

> Es ist bislang nicht zu erkennen, dass die Weltgesundheitswächter bei Zika eine bessere Figur als bei Ebola machen.[13] (Zeit 29.1.)

In diesem Artikel wird weiter festgestellt:

> … die Gefahr für Schwangere wird von der WHO massiv übertrieben […] Zudem schürt die WHO die globale Aufregung um das Zika-Virus, indem sie falsche Zahlen zu den angeblichen Geburtsschäden in Brasilien verbreitet.[…] Die Zahlen sind zudem übertrieben, weil unter Schwangeren und ihren Ärzten in Brasilien derzeit die blanke Angst regiert… (Zeit 29.1.)

Zum Schluss dieses Artikels wird das Zika-Virus als *der arme Verwandte von Gelbfieber und Dengue* und die vorherigen Informationen in Medien abwertend als *Panikmache*[14] bezeichnet.
Die *Süddeutsche Zeitung* reagierte auf die neuen Informationen zurückhaltender, nicht so stark emotionalisierend, es wird nach der Begründung der neuen Fakten gesucht:

> Die hohe Zahl der Fehldiagnosen ließe sich nach Auffassung der Experten allein durch die erhöhte Aufmerksamkeit hinreichend erklären. Die Krankheitswelle wäre demnach nur ein Artefakt der Angst. Als wahrscheinlicher gilt derzeit jedoch, dass es durch das Virus tatsächlich mehr Fehlbildungen gibt. Dennoch sind viele Aspekte unverstanden. (SZ 30.1.)

Der Autor des Artikels beruft sich auf Experten, die jedoch nicht konkret genannt werden: die Distanz von ihrer Aussage wird durch den Gebrauch der Konjunktiv II-Formen angedeutet. Die Tatsache, dass die Diagnosen nicht genau überprüft wurden und dass es sich vielleicht nur um Spekulationen handelte, wird metaphorisch ausgedrückt: Die Krankheitswelle wird als ein *Artefakt der Angst,* also als etwas Künstliches, durch die Angst Geschaffenes bezeichnet (vgl. das Interpretament des Lemmas im Duden).[15]

Überraschend wirkt die Reaktion der Bildzeitung auf diese veränderte Situation im Vergleich zu den anderen untersuchten Medien ziemlich sachlich. Schon am 26.1. erschien im Rahmen des Artikels Moskito-Alarm in Brasilien eine unauffällige Bemerkung, die die vorherigen alarmierenden Informationen über den Zusammenhang zwischen dem Zika-Virus und der Mikrozephalie auf den Punkt bringt:

> Im am stärksten betroffenen Brasilien wurden bisher 3893 Fälle der sogenannten Mikrozephalie ermittelt […] In sechs Mikrozephalie-Fällen hatten Schwangere sich zuvor mit Zika infiziert. (Bild 26.1.)

Eine ausführlichere, jedoch auch unauffällig inmitten des Textes platzierte Information brachte der Artikel mit dem Titel *Abtreibungswelle wegen Zika-Virus* am 1.2. Die direkte Verbindung zwischen dem Zika-Virus und Mikrozephalie wird hier relativiert und es wird versucht eine objektivere Darstellung der möglichen Ursachen der Erkrankung anzubieten.

---

[13] Eine gute, schlechte, klägliche o. ä. F. machen/abgeben: ‚durch seine Erscheinung, sein Auftreten einen guten, schlechten, kläglichen o. ä. Eindruck machen' (Duden 2011).

[14] Panikmache, die (abwertend): ‚Heraufbeschwören einer Panikstimmung durch aufgebauschte Darstellung eines Sachverhalts o. Ä. (Duden 2011).

[15] Artefakt, das: 1. (Archäol.) ‚Gegenstand, der seine Form durch menschliche Einwirkung erhielt' 2. (Med.) ‚[mit Täuschungsabsicht] am eigenen Körper herbeigeführte Veränderung, Schädigung; Selbstverstümmelung' 3. (bildungsspr.) ‚etw. von Menschenhand Geschaffenes' 4. (Elektronik) ‚Störsignal'.

> In Brasilien gibt es bisher 4180 Verdachtsfälle für Schädelfehlbildungen. Erst in sechs Fällen von Mikrozephalie konnte definitiv nachgewiesen werden, dass sich die Frauen zuvor mit Zika infiziert haben. Neben Infektionen können ein Gendefekt und umweltbedingte Ursachen, zum Beispiel Alkoholmissbrauch in der Schwangerschaft oder erhöhte radioaktive Strahlung, zur Schädel-Hirnfehlbildungen führen. Es ist wissenschaftlich noch nicht eindeutig bewiesen, dass das Zika-Virus Mikrozephalie verursacht. Allerdings liegt ein Zusammenhang nach Angaben von Experten durchaus nahe. (Bild 1.2.)

Am 1.2. hat die Weltgesundheitsorganisation den weltweiten Gesundheitsnotstand ausgerufen, was zum vierten Mal in der Geschichte dieser Organisation passiert ist.[16] Dieser Umstand wurde in der *Bild* ohne jegliche Stellungnahme als bloße Faktenfeststellung angekündigt:

> Wegen des Zika-Virus hat die Weltgesundheitsorganisation WHO den globalen Gesundheitsnotstand ausgerufen, die USA Reisewarnungen für 28 Länder ausgegeben. (Bild 1.2.)

In der *Süddeutschen Zeitung* ist jedoch eine scharfe Kritik erschienen:

> Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) erinnert an einen aufgeschreckten Haufen Bahnreisender, der bei einer ungewohnten Erschütterung die Notbremse zieht. Weil sie während der Ebola-Krise in der Kritik stand, zu spät reagiert zu haben, ruft sie jetzt vorschnell. … Bei allem Leid: Die WHO macht mit ihrem Alarmgeschrei aus der Zika-Mücke einen Elefanten. Panikmache ist fehl am Platz. (SZ 2.2.)

Der Autor des am 2.2. publizierten Artikels wirft der Weltgesundheitsorganisation metaphorisch eine voreilige Entscheidung vor. Die Erklärung des globalen Gesundheitsnotstandes wird ironisch mit der phraseologischen Wendung *aus einer Mücke einen Elefanten machen* bezeichnet. Die negative, kritische Stellungnahme kommt auch durch das Kompositum *Alarmgeschrei* und das abwertende *Panikmache* zum Ausdruck. Auch im folgenden Beispiel aus diesem Artikel kombiniert der Autor verschiedene emotionalisierende Mittel – evaluative Adjektive (*schrill, grotesk*) und Intensivierungsmittel (*besonders*):

> Vor diesem Hintergrund wirkt die schrille Warnung der WHO besonders grotesk (SZ 2.2.)

Zweifel wurde auch in der *Zeit* geäußert:

> Es sind diese Unsicherheiten und die fast täglich neuen Meldungen, die Raum für abstruse Vorstellungen lassen. Kann Zika durch Küsse übertragen werden (so wie viele andere Krankheiten übrigens auch)? Man weiß es nicht genau, der Verdacht liegt nahe, dass Forschungsinstitute Ergebnisse vorschnell hinausposaunen, weil es natürlich immer auch um Aufmerksamkeit und Geld geht. (Zeit 16.2.)

5 Fazit

Die oben angeführte Feststellung in der *Zeit* kann als eine passende Charakteristik der Situation in dem ersten Monat des Jahres betrachtet werden. Die Medien haben voreilig Informationen

[16] Die vorigen Fälle waren Schweinegrippe (2009), Kinderlähmung (2014) und Ebola (2014).

über nicht bestätigte Zusammenhänge zwischen dem Vorkommen des Zika-Virus und Mikrozephalie verbreitet, die Informationen zum Teil missinterpretiert und in der Öffentlichkeit eine Angstatmosphäre geschürt. Die Leser konnten sich unmittelbar bedroht fühlen. Schon in den ersten Monaten war der Alarm in der Presse so hoch, dass auch Politiker erklärten, dass die Suche nach einem Impfstoff gegen Zika vorangetrieben werden sollte. Es wurden große Finanzmittel für die Impfstoffforschung zur Verfügung gestellt. Die scharfe Wende in der Perspektivierung des Sachverhaltes, die besonders in der *Zeit* und in einer milderen Form in der *Süddeutschen Zeitung* zu verzeichnen war, hat die Öffentlichkeit verwirrt. Interessant ist in diesem Zusammenhang der sachliche Ton der *Bild*, die im Vergleich zu den anderen zwei untersuchten Periodika auf Ironie und Kritik verzichtet hat.

Beim Vergleich der untersuchten Periodika lassen sich sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede in Bezug auf die Verwendung der Emotionalisierungsmittel feststellen.

Für die *Bild* ist typisch, dass der Schwerpunkt der Emotionalisierungsstrategien in der Verwendung visueller Mittel (Typographie, zahlreiche emotionalisierende Bilder, Missbrauch des Ausrufezeichens) liegt. Daneben spielt auch die Wahl der Aspekte, die thematisiert werden, eine entscheidende Rolle, z. B. werden die Fragen hervorgehoben, ob Küssen oder Sex im Zusammenhang mit Zika gefährlich sind, während die offensichtlichen Widersprüche in den publizierten Meldungen unkommentiert geblieben sind.

Interessant ist, dass die beiden seriösen Zeitungen auf der sprachlichen Ebene zahlreiche emotive Mittel eingesetzt haben, die viel variabler waren als diejenigen in der Bild. Besonders in den Aussagen von befragten Experten oder in Artikeln, die von Experten selbst verfasst wurden, erschienen viele Metaphern und phraseologische Wendungen. Viel deutlicher traten in den seriösen Zeitungen auch kritische Meinungen und Ironie hervor.

Abschließend noch eine Bemerkung, die von einem Journalisten formuliert wurde: „Die Zika-Epidemie ist ein Paradebeispiel dafür, was in der Kommunikation über Seuchen oft schiefgeht.“ (vgl. Zeit: URL 4)

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Süddeutsche Zeitung (SZ): die Artikel sind verfügbar unter: https://www.google.cz/search?q=Zika-Virus+S%C3%BCddeutsche+zeitung&ie=utf-8&oe=utf-8&client=firefox-b-ab&gfe_rd=cr&ei=E4SgWOe3AcHw8Ae63LPYAg#q=S%C3%BCddeutsche+Zeitung+Zika-Virus&start=10 [zuletzt geprüft am 10.01.2017].
Wo Frauen nicht schwanger werden sollen (25.1.2016)
Krieg gegen das Zika-Virus **(**26.1.2016**)**
Gefährliches Virus WHO warnt vor "explosionsartiger" Verbreitung des Zika-Virus (28.1.2016)
Zika-Virus: WHO erwägt, globalen Notfall auszurufen (28. 1. 2016)
Virus in Brasilien. Schneller als das Zika-Virus verbreitet sich die Angst (30.1.2016)
Globaler Seuchenalarm? (1.2.2016)
Was über das Zika-Virus bekannt ist (2.2.2016)
Lateinamerika Zika-Virus: Die WHO übertreibt massiv (2.2.2016)
Virus-Alarm. Wie gefährlich ist Zika? (2.2.2016)
Das mysteriöse Zika-Virus - Fakten und Fragen (6.2.2016)

Zeit: die Artikel sind verfügbar unter *https://www.google.de/?gws_rd=ssl#q=Zika-Virus+Zeit* [zuletzt geprüft am 10.01.2017].
Zika-Virus: Infektionswelle in Lateinamerika (17.1.2016)
Mücken-Virus in Südamerika. Frauen sollen Kinderwunsch verschieben (27.1. 2016)
Einzelne Reisende bringen Zika-Virus auch nach Deutschland (27.1.2016)
Bedroht Zika jetzt Europa? (28.1. 2016)

Das Märchen von den 4000 geschädigten Babys (29.1.2016)
USA und Brasilien wollen Zika-Impfung entwickeln (30.1.2016)
Diese Länder sind vom Zika-Virus betroffen (1.2.2016)
Brasilien behindert die Zika-Forschung (5.2.2016)
Die zwei-Klassen Seuche (15.2.2016)
Zika und Olympis: Rio hat ganz andere Probleme (16.2.2016)

Bild: die Artikel sind verfügbar unter https://www.google.de/?gws_rd=ssl#q=Zika-Virus+Bild&start=10 [zuletzt geprüft am 10.01.2017].
Moskito-Alarm in Brasilien. 220 000 Soldaten sollen diese Mücken ausmerzen (26.1.2016)
Teuflischer Erreger aus Südamerika. Urlauber bringen Zika-Virus nach Deutschland (27.1.2016)
Bis zu vier Millionen Infizierte, 68 tote Babys. Wie gefährlich ist das Zika-Virus für uns? Muss sich Deutschland vor einer Epidemie fürchten? (30.1.2016)
2000 Schwangere infiziert. Massiver Zika-Ausbruch jetzt auch in Kolumbien (31.1.2016)
Brasilien. Abtreibungs-Welle wegen Zika-Virus (1.2.2016)
Schädel-Missbildungen durch Zika-Virus? Schon 68 tote Babys in Brasilien (1.2.2016)
Wissenschaftler beweisen. Zika-Virus durch Sex übertragbar! (2.2.2016)
Zika-Angst. Kuss-Verbot für Schwangere in Rio de Janeiro! (6.2.2016)
Im Karibik-Urlaub. Berliner infiziert sich mit Zika-Virus (12.2.2016)
Können sie Dengue-Fieber oder Zika übertragen? Forscher untersuchen unsere Mücken (23.2.2016)

Sekundärliteratur

Burger, Harald (2005): Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. Mit einem Beitrag von Martin Luginbühl. 3., völlig neu bearbeitete Aufl. – Berlin: de Gruyter.

DUDEN. Deutsches Universalwörterbuch. 7. Aufl. Mannheim 2011 [CD-ROM].

Grammis 2.0 (2012): Intensitätspartikel. Online verfügbar unter: http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/sysgram.ansicht?v_typ=d&v_id=391 [zuletzt geprüft am 10.01.2017].

Hoffmann, Michel (2008): „Wenn Zeichen auf Froh-Sinn stehen. Infotainment-Analysen am Beispiel des James-Bond-Diskurses". – In: H.-H. Lüger / H. E. H. Lenk (Hgg.): Kontrastive Medienlinguistik: Landau: Empirische Pädagogik, 57–78.

Malá, Jiřina (2014): Textlinguistische Mittel der Emotionalisierung in der Berichterstattung über Filmfestivals. – In: L. Vaňková (Hg.): Emotionalität im Text. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Linguistik, Bd. 85), 263–272.

Ortner, Heike (2014): Text und Emotion. Theorie, Methode und Anwendungsbeispiele emotionslinguistischer Textanalyse. – Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag (= Europäische Studien zur Textlinguistik, Bd. 15).

Pišl, Milan (2011): Mittel der Ausdrucksverstärkung bei der Versprachlichung von Emotionen am Beispiel zeitgenössischer Dramentexte. – In: Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica, Nr. 9, 71–84.

Schneider, Jan Georg / Stöckl, Hartmut (Hgg.) (2011): Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze. – Köln: Herbert von Halem Verlag.

Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. – Tübingen, Basel: A. Francke.

Schwitalla, Johannes (2003): Gesprochenes Deutsch. – Berlin: Erich Schmid.

Vaňková, Lenka et al. (2012): Emotionalität in deutschen und tschechischen Medientexten. – Ostrava: Universität Ostrava.

Vaňková, Lenka (2014): Einleitend: Emotionalität im Text. – In: L. Vaňková (Hg.): Emotionalität im Text. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Linguistik, Bd. 85), 11–18.

Voss, Cornelia (1999): Textgestaltung und Verfahren der Emotionalisierung in der BILD-Zeitung. – Frankfurt am Main: Peter Lang (= Münchener Studien zur literarischen Kultur in Deutschland, Bd. 31).

Internet-Quellen

URL 1: http://periodika.osu.cz/studiagermanistica/
URL 2: https://de.wikipedia.org/wiki/Zika-Virus
URL 3: https://de.wikipedia.org/wiki/Contergan-Skandal
URL 4: https://www.google.de/?gws_rd=ssl#q=Mit+etwas+Denksport+Zika

Dieser Beitrag ist im Rahmen des Projekts „Präsentation von fachlichen Informationen in fachlichem und nichtfachlichem Kontext“ (Prezentace odborných informací v odborném i neodborném kontextu) SGS1/FF/2016-2017 entstanden.

Annotation

Manipulation through emotions. The example of news reporting on medical topics

Lenka Vaňková

News reporting in the print media is often used not only to present information, but also to manipulate public opinion. The emotionalization of the text is used as a tool for manipulation. The article explores the linguistic means used to emotionalize texts using the example of reports in the German press concerning the spread of the Zika virus. The article shows how emotional linguistic resources are used in the presentation of information by three periodicals ranging from the tabloid press to the quality press.

Key words: emotionalization of the text, tool for manipulation, emotional linguistic resources, Zika-Virus.

Prof. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Lehrstuhl für Germanistik
Universität Ostrava
Reální 5
CZ–701 03 Ostrava 1
lenka.vankova@osu.cz

Zur Darstellung von Gewalt in Online-Diskussionsforen zum Thema „selbstverletzendes Verhalten“ aus deutsch-tschechischer Perspektive[1]

Martin Mostýn

1 Einleitung

„Gewalt“ in der Lesart ‚[gegen jemanden, etwas rücksichtslos angewendete] physische oder psychische Kraft, mit der etwas erreicht wird‘ (*Duden Online-Wörterbuch*, im Folgenden *DOW*, URL 1), kann verschiedene Formen einnehmen. Sie ist nicht nur gegen andere, sondern kann auch gegen sich selbst gerichtet sein. Wir sprechen dann von selbstverletzendem Verhalten (im Folgenden SVV). SVV als eine Form der selbst zugefügten Gewalt stellt eines der gesellschaftlichen Phänomene dar, mit denen sich Industrienationen zunehmend auseinandersetzen müssen.

Im Fokus dieses Beitrags steht das Verhältnis von Sprache und Gewalt, die an sich selbst ausgeübt wird, insbesondere deren Versprachlichung und der damit einhergehende Gebrauch (fach)spezifischen Wortschatzes. Bei der Analyse wird der Frage nachgegangen, wie SVV in Online-Diskussionsforen für Betroffene und deren Angehörige dargestellt wird. Der Fokus liegt dabei auf den sprachlichen Mitteln bei der Beschreibung dieser psychischen Störung und der damit verbundenen Verhaltensweisen. Eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielen dabei pragmatische Komponenten der Textgestaltung, insbesondere die der Emotionalität. Dies wird aus einer deutsch-tschechischen Perspektive betrachtet, um einen interlingualen Vergleich der Darstellung des Verhältnisses von Gewalt und Sprache zu ermöglichen.

Einer kurzen Beschreibung des SVV, einschließlich seiner Definition, einschlägiger Terminologie, der Prävalenz dieser Erkrankung und ihrer Formen, folgen Angaben zum untersuchten Textkorpus und die wichtigsten Ergebnisse der Analyse. Dabei wird der Fokus auf den Gebrauch fachspezifischer Terminologie, auf den Einfluss textexterner Faktoren bei der Darstellung von Gewalt, auf Emotionalität und abschließend auf rekurrente Themen gelegt.

2 Selbstverletzendes Verhalten

2.1 Definition und einschlägige Terminologie

Die von der WHO (Weltgesundheitsorganisation) als „X84 –Vorsätzliche Selbstbeschädigung auf nicht näher bezeichnete Art und Weise“ (URL 2) genannte Krankheit kann als Begleiterscheinung zahlreicher psychischer Störungen auftreten und zeichnet sich durch verschiedene Arten der Selbstverletzung aus. Sie ist bereits in Liedern, Büchern, aber auch in Filmen rezipiert worden (s. dazu URL 3).

Diese psychische Erkrankung wird zwar mit Industrieländern in Verbindung gebracht, dies ist jedoch vor allem darauf zurückzuführen, dass nur wenige verlässliche Daten über den Stand

[1] Dieser Beitrag ist im Rahmen eines auf zwei Jahre angelegten Projekts „Präsentation von fachlichen Informationen in fachlichem und nichtfachlichem Kontext“ (Prezentace odborných informací v odborném i neodborném kontextu), SGS21/FF/2016-2017, entstanden.

in Ländern des globalen Südens vorhanden sind (vgl. URL 4). Es lässt sich eher annehmen, dass SVV eine weltweite Erscheinung ist, die sich in ihrem Ausmaß je nach sozioexternen Faktoren unterscheiden kann. Petermann/Nitkowski (2015: 22) definieren diese Erkrankung folgendermaßen: „Selbstverletzendes Verhalten ist gleichbedeutend mit einer funktionell motivierten Verletzung oder Beschädigung des eigenen Körpers, die in direkter oder offener Form geschieht, sozial nicht akzeptiert ist und nicht mit suizidalen Absichten einhergeht".

Dabei ist zu beachten, dass sich die einschlägige Terminologie im Laufe der Zeit entwickelt hat, und von verschiedenen Autoren teilweise unterschiedliche Klassifizierungen verwendet werden, was sich auch in der englisch-, deutsch- und tschechischsprachigen Terminologie niederschlägt: Auf eine uneinheitliche Verwendung der einschlägigen Terminologie in der englischsprachigen Fachliteratur weist z. B. Kriegelová (2008: 17–26) hin. Dementsprechend sind konkurrierende Termini wie „self-destructive behavior", „automutilation", „self-mutilation", „self-harm", „risk-taking", „deliberate self-harm", „self-injury", „self-aggression", „self-damaging behavior", zunehmend auch „non suicidal self-injury" u. a. zu finden. Nach Muehlenkamp (2005, zit. nach Petermann/Nitkowski 2015: 19) existieren in der englischsprachigen Literatur mehr als 30 Begriffe, die SVV repräsentieren sollen (vgl. auch Rojahn/Bienstein 2013: 29). Eine Übereinkunft in der Terminologie gab und gibt es lange Zeit nicht. Diese terminologische Vielfalt hatte nicht nur in angelsächsischen Ländern zur Folge, dass die Forschung einschließlich der Entwicklung diagnostischer Methoden erschwert wurde (vgl. Kriegelová 2008: 50). In der deutschsprachigen Fachliteratur erscheinen ebenfalls konkurrierende – teils gleichbedeutende, teils in der Bedeutung differenzierte – Bezeichnungen wie beispielsweise „Artefakthandlung", „Autoaggression", „Automutilation", „Selbstaggression", „Selbstschädigung", „(nicht suizidales) selbstverletzendes Verhalten", „Selbstverstümmelung" und „parasuizidales Verhalten" (vgl. Petermann/Nitkowski 2015: 19; Sachsse/Herbold 2016: 54; URL 3; URL 5). In der tschechischsprachigen Fachliteratur lassen sich u. a. Termini wie „automutilace", „sebepoškozování", „syndrom záměrného sebepoškozování", „záměrné sebepoškozování", „sebepoškozující chování" und „sebezraňování" verzeichnen (vgl. Kriegelová 2008: 27–31).

In diesem Zusammenhang wird selbstverletzendes Verhalten mit entsprechenden Erscheinungsformen (s. folgenden Abschnitt) in terminologischer Hinsicht untersucht, wobei einer der Schwerpunkte der Analyse im Gebrauch einschlägiger Terminologie liegt. Es soll u. a. ermittelt werden, ob und inwiefern medizinische Terminologie von Usern ausgewählter Diskussionsforen (s. Kapitel 3) bei der Bezeichnung dieser Erkrankung verwendet wird und welche kontextuellen Modifizierungen diese erfährt.

2.2 Prävalenz und Formen

Alleine in Deutschland wird laut dem Kontakt- und Informationsforum für SVV-Angehörige *rotelinien.de* derzeit mit 600 000 bis 1,2 Millionen Betroffenen gerechnet – mit steigender Tendenz (URL 5). Im Artikel *Wenn die Seele blutet*, der in der *Süddeutschen Zeitung* am 26.1.2015 erschienen ist, wird die Zahl der Betroffenen in Deutschland sogar auf 1,2 Millionen Kinder und Jugendliche, die sich selbst verletzen, geschätzt (URL 6). In Deutschland wurden verschiedene Schülerstichproben durchgeführt. Laut einer solchen Stichprobe wurde bei Schülern eine Lebenszeitprävalenz von 25,6 % für zumindest einmaliges SVV ermittelt (In-Albon/Plener u. a. 2015: 6), eine andere Studie hat eine Ein-Jahresprävalenz von gelegentlichem SVV (bis zu 3-Mal) von 10,9 % und wiederholtem SVV (4-Mal und mehr) von 4 % festgestellt (ebd.).

Vergleichbare Angaben zur Prävalenz dieser Erkrankung in der tschechischen Gesellschaft fehlen. Laut dem Online-Magazin *zdravi.euro.cz*, das für die Fachöffentlichkeit, insbesondere

für Mediziner bestimmt ist, lässt sich annehmen, dass SVV etwa 4 % der Erwachsenen und etwa 10 % junger Menschen in der Adoleszenz betrifft, unter psychiatrischen Patienten (z. B. Borderline-Persönlichkeitsstörung, fetales Alkoholsyndrom, Depressionen, Essstörungen, Adipositas, Missbrauchserfahrungen, Deprivationen, Schizophrenie, Autismus u. a., vgl. URL 3) sind es etwa 21 %. Es handelt sich um eine transkulturelle Erscheinung, die 3 Mal so häufig bei Mädchen als bei Jungen auftritt. Hierbei lässt sich häufig der Beginn dieses Verhaltens bei Mädchen mit etwa 12 Jahren, bei Jungen mit 15 Jahren beobachten. Bis zu 75 % der PatientInnen führen an, keine Schmerzen beim SVV zu empfinden (URL 7, vgl. auch Kriegelová 2008: 55).

Es lassen sich verschiedene Formen des SVV unterscheiden, sie können bei einer Person einzeln oder auch in Kombination auftreten. Zu den häufigsten zählen u. a. folgende: Schneiden/Ritzen (61,8 %),[2] Kratzen/Kneifen (42,7 %), Beißen (29,4 %), Stechen (27,6 %), An-/Selbstschlagen (26,5 %), Abheilungsstörung (25,6 %) und Verbrennen/Verbrühen (22%). Die von SVV meistbetroffenen Körperteile sind Arm-/Handgelenke (64,3 %), Hände/Finger (45 %), Beine (36,9 %), Kopf/Hals/Gesicht (26,4 %), Bauch (25,5 %), Unterleib/Genitalien (15,6 %) und Brust (15,2 %) (Petermann/Nitkowski 2011, zit. nach In-Albon/Plener 2015: 4).

In Anbetracht dieser theoretischen Ausführungen soll ebenfalls der Frage nachgegangen werden, welche Formen der selbst zugefügten Gewalt im zu analysierenden Textkorpus am häufigsten zu verzeichnen sind, wie diese sprachlich dargestellt werden und ob diesbezüglich usergruppenspezifische Unterschiede (Betroffene – Angehörige) aufzudecken sind.

3 Textkorpus

Das untersuchte Textkorpus bilden Diskussionsbeiträge von Betroffenen und Angehörigen, die den Diskussionsforen *rotelinien.de* (URL 8) und *sebeublizovani.cz* (URL 9) entnommen wurden.[3] Es wurden Beiträge im Gesamtumfang von jeweils etwa 300 000 Zeichen einschließlich Leerzeichen analysiert. Die Beiträge weisen eine unterschiedliche Textlänge und Merkmale des sog. Cyberslangs (Vorkommen von Tippfehlern, nicht konsequente Einhaltung von Rechtschreibregeln, Verwendung von ikonografischen Mitteln, Nähe zur gesprochenen Sprache – Gebrauch von gesprochensprachlicher Lexik, von Apokopen und Enklisen usw.) auf. Dabei lassen sich verschiedene Kommunikationsrichtungen unterscheiden: Betroffener-Betroffener, Betroffener-Angehöriger oder Angehöriger-Angehöriger. Vereinzelt sind ebenfalls Beiträge von „Interessierten“ (z. B. von Sozialarbeiterinnen oder Studierenden, die zum Thema SVV eine wissenschaftliche Arbeit verfassen) zu beobachten.

Die untersuchten Texte erfüllen verschiedene kommunikative Funktionen. Im folgenden Posting einer deutschsprachigen Userin (einer Angehörigen) wird eine Informationsfunktion des Forums und der einschlägigen Texte verdeutlicht. Sie bringt ihre Freude zum Ausdruck, ein Diskussionsforum gefunden zu haben, in dem an Informationen gelangt werden kann.

(1) Als Mutter hab ich mich bei der "zufälligen Entdeckung" natürlich erst mal schuldig gefühlt und gefragt, was ich falsch gemacht habe. Ich hab mich ganz schnell auf die Suche nach Informationen gemacht und bin hier gelandet. Das war das Beste, was mir passieren konnte.

[2] In Klammern wird die prozentuelle Vertretung verschiedener Typen des SVV bei betroffenen Patienten angegeben.

[3] Diese bibliografischen Angaben beziehen sich auf alle hier zitierten Korpusbelege. Aus diesem Grund wird auf ihre wiederholte Anführung bei den einzelnen Zitaten verzichtet. Alle Belege werden in der Originalfassung samt sprachlichen und orthografischen Fehlern zitiert.

Die Texte können dementsprechend auch eine Kontaktfunktion erfüllen. Betroffene und Angehörige sehnen sich danach, Kontakte mit ähnlich Betroffenen aufzunehmen, mit denen sie sich austauschen könnten. Im folgenden Beleg eines tschechischen Users, der selbst vom SVV betroffen ist, wird über eine Kontaktfunktion hinaus auch eine therapeutische Funktion des Diskussionsforums unterstrichen, denn allein die Tatsache, dass man seinen Kummer versprachlichen kann, wirkt sich positiv auf das Befinden des Patienten aus, wie er selbst berichtet. Da die Texte verschiedene Ratschläge in Bezug auf SVV enthalten, können sie ebenfalls eine anweisende Funktion (Ratgeberfunktion) erfüllen.

(2) […] a pak jsem našel vás, tohle fórum. Začetl jsem se do příspěvků a příběhů a najednou jsem zjistil, že vůbec nejsem sám. Našel jsem místo, kde se můžu vypovídat, kde mě nikdo neodsuzuje a nepředhazuje mi svoje řešení, kde můžu sem tam předat i nějakou tu radu (snad dobrou)...a můj život se hodně změnil...a světe div se, změnil se k lepšímu.[4]

4 Kontextueller Gebrauch der fachspezifischen Terminologie

SVV und verwandte Bezeichnungen (s. Abschnitt 2.1) sind als Fachtermini aufzufassen. Der Gebrauch von Fachtermini verliert in Nicht-Fachtexten, insbesondere in denen von Nicht-Experten, oft an Genauigkeit oder sie werden verallgemeinernd verwendet (vgl. Mostýn 2016). In thematisch spezialisierten Diskussionsforen, in denen Diskussionsfäden (sog. Threads) ein gemeinsames Hyperthema – hier beispielsweise SVV – aufweisen, erfahren einschlägige häufig vorkommende Ausdrücke verschiedene kontextuelle Modifizierungen. Diese werden oft mit Hilfe der Wortbildung realisiert.

Sowohl im deutschsprachigen als auch im tschechischsprachigen Subkorpus lassen sich zahlreiche Postings finden, in denen verschiedene Kürzungsverfahren Verwendung finden. Häufig lassen sich Initialbuchstabenabkürzungen verzeichnen. Diese bilden die Mehrheit unter anderen konkurrierenden Formen (s. u.). Ihr Gebrauch lässt sich auf die Tendenz zur Sprachökonomie zurückführen.

(3) Wie lange bist du denn nun schon ohne SvV?

(4) S SU jsem začala někdy v sedmé třídě na základce ….[5]

Über diese Gemeinsamkeit der beiden Subkorpora hinaus kann ein Unterschied festgestellt werden, der mit einer unterschiedlichen funktionalen Auslastung der Komposition im Deutschen und im Tschechischen im Zusammenhang steht. Die Initialbuchstabenabkürzung *SVV* (oft auch *SvV*) bzw. *SV* tritt in den auf Deutsch verfassten Postings ebenfalls als Bestimmungswort eines Determinativ- oder Rektionskompositums (zum Begriff Rektionskompositum s. Barz 2005: 758) auf, verzeichnet wurden beispielsweise *SVV*-

[4] Übersetzungen der tschechischsprachigen Belege von M. M. vorgenommen. [… und dann habe ich euch, dieses Forum gefunden. Ich habe mich in die Beiträge und Geschichten eingelesen und habe plötzlich festgestellt, dass ich gar nicht allein bin. Ich habe einen Ort gefunden, wo ich mich anvertrauen kann, wo mich niemand verurteilt und mir seine Lösung vorwirft, wo ich ab und zu auch einen Ratschlag geben kann (hoffentlich einen guten) … und mein Leben hat sich stark verändert… und es ist verwunderlich, aber es hat sich zum Besseren verändert.]

[5] [Mit SU (= sebeubližování – Selbstverletzung) habe ich irgendwann in der siebten Klasse an der Grundschule angefangen.]

Betroffene, SVV-Angehörige, SVV-Erfolgstage oder ein adjektivisches Rektionskompositum mit dem Suffixoid *-frei*:

(5) habe es jetzt ab Dienstag geschafft sv frei zu bleiben

Ähnliche Komposita, deren Erstglied eine Initialbuchstabenabkürzung ist, sind im Tschechischen selten zu finden. Im tschechischsprachigen Subkorpus treten sie dementsprechend nicht in Erscheinung. Des Weiteren lassen sich ebenfalls sprachsystemische Unterschiede in Bezug auf die Verwendung von Infinitivkonversionen feststellen. Während Infinitivkonversionen im deutschsprachigen Subkorpus und auch allgemein im Deutschen sehr verbreitet sind:

(6) Also Schluss mit Selbstverletzen!

- sind sie in den auf Tschechisch verfassten Beiträgen nicht zu beobachten. Der Grund dafür ist, dass solche substantivischen Infinitivkonversionen, anders als im Deutschen, im tschechischen Sprachsystem nicht möglich sind. In den auf Tschechisch verfassten Beiträgen ist dagegen häufiger die Verwendung des deverbalen Derivats *sebeubližování* zu verzeichnen als die im deutschsprachigen Subkorpus gebrauchte Bezeichnung *Selbstverletzung*.

(7) Chtěl bych se zeptat jesli nevíte o nějákém jiném způsobu sebeubližování?[6]

In Bezug auf den Gebrauch verbaler Formen lässt sich ebenfalls ein Unterschied in der Frequenz einzelner Varianten beobachten: Während im deutschsprachigen Subkorpus das reflexiv gebrauchte Verb *sich verletzen* überwiegend mit dem verstärkenden Element *selbst* auftritt, dessen Funktion als Wortart (Fokuspartikel, Demonstrativpronomen, Adverb) teilweise umstritten ist (s. dazu Pittner 2012: 148–169), herrscht in den auf Tschechisch verfassten Postings die Variante ohne das Element *sebe-* vor. Dennoch sind diese Formen vereinzelt belegt, wobei der terminologische Charakter bei der Variante *sebeubližovat si* bzw. *sebepoškozovat se* stärker in den Vordergrund gerückt wird.

(8) Došlo to až tak daleko, že jsem se začala sebepoškozovat.[7]

Beim Gebrauch fachspezifischer Terminologie fällt noch ein weiterer Unterschied zwischen dem deutsch- und dem tschechischsprachigen Subkorpus auf. Hierbei geht es um das Vorkommen von einigen Anglizismen, wie *Skills* (hier in der Bedeutung ‚Tätigkeiten, die Betroffenen helfen, vom SVV fernzubleiben') oder *jmdn. triggern* (‚bestimmtes Verhalten, gegebenenfalls SVV auslösen') bzw. Mischbildungen wie *Triggereffekt.* Diese sind lediglich in den auf Deutsch verfassten Beiträgen vertreten.

[6] [Ich möchte fragen, ob ihr nicht eine andere Art der Selbstverletzung kennt?]
[7] [Es ist so weit gekommen, dass ich angefangen habe, mich selbst zu verletzen.]

5 Textexterne Faktoren und ihr Einfluss auf die Darstellung von Gewalt

Bei der Darstellung von Gewalt können textexterne Faktoren signifikante Unterschiede bei der Wahl entsprechender sprachlicher Mittel in den beiden Subkorpora zur Folge haben. An dieser Stelle ist insbesondere ein textexterner Faktor zu erwähnen: die An-/Abwesenheit von Zensur. Das Verfassen von Beiträgen im Diskussionsforum rotelinien.de unterliegt wegen einer möglichen Trigger-Gefahr einer Zensur: Es sind keine Beschreibungen und keine Zahlenangaben zu SVV erlaubt. Ausdrücke, die Methoden beschreiben wie *ritzen*, sichtbare Spuren thematisieren wie *Narben* oder Mittel/Instrumente wie *Klinge*, *Messer* usw. und Lexik, die mit Gewalt an sich verbunden ist wie *Selbstmord*/*Suizid*, sind nicht gestattet und erscheinen gelegentlich in Beiträgen von neuen Usern, welche mit den Regeln des Diskussionsforums noch nicht so gut vertraut sind. Entsprechend den Regeln werden sie vor ihrer Veröffentlichung von Forumsadministratoren editiert:

(9) Erstmal danke das ich hier schreiben kann. Ich möchte euch vielleicht einfach mal erzählen wie es mir geht. ich bin 14 und | editiert | mich seit 1 1/2 Jahren. … Ich konnte sogar aufhören vor einem 1/2 Jahr allerdings habe ich dann eine Person kennengelernt die sich auch | editiert |. Dadurch habe ich angefangen und | editiert | mich mittlerweile 1-2 pro Tag. Vor allem Abends und Nachts wenn es mir wieder schlechter geht. In letzter Zeit habe ich wieder | editiert | Gedanken und hatte sogar schon genaue Pläne.

Aufgrund der Zensur lassen sich in den auf Deutsch verfassten Beiträgen keine signifikanten usergruppenspezifischen Unterschiede bei der Darstellung des SVV aufdecken. Unter dem Einfluss der Zensur kommen in den auf Deutsch verfassten Beiträgen anstelle von expliziten Ausdrücken aus dem Wortfeld „Gewalt“ verschiedene stellvertretende Ausdrücke vor. Diese werden mit Hilfe von Substitutionen, Periphrasen oder Metaphern realisiert. Die einzigen „Gewalt“-Ausdrücke neben den bereits oben erwähnten, die im deutschsprachigen Subkorpus auftreten, stellen Verbalphrasen wie z. B. *sich (selbst) verletzen*, *SV machen*, *SV(V) betreiben* dar. Diese lassen sich sowohl in Beiträgen von Betroffenen als auch von Angehörigen verzeichnen. An ihrer Stelle treten mitunter allgemeinere Verben bzw. Verbalphrasen auf wie *sich etwas antun*, *es tun*, *außer Kontrolle geraten*, [x] *mal täglich vorkommen*, *rückfällig werden*, *kurz davor stehen*, *passieren* oder *verlieren*. Von diesen wird hingegen überwiegend in Postings von Betroffenen Gebrauch gemacht.

(10) Ich habe so sehr dagegen angekämpft und es hat mich erschöpft, ausgelaugt, und ich habe mal wieder verloren. Ich kann es manchmal nicht begreifen, nicht greifen, nicht verstehen, es hält mich so fest in seinem Griff, das ich nicht weiß wie ich entfleuchen kann.

Im obigen Posting, in dem eine Userin ihren Kampf gegen SVV schildert, wird eine Topikrelation zwischen dem Substituendum *sich (selbst) verletzen* (oder evtl. zwischen einer explizit ausgedrückten Form des SVV wie z. B. *ritzen*) und dem Substituens *mal wieder verloren haben* realisiert. Die aktuelle Bedeutung wird durch die kontextuelle Referenz des Substituens auf ein mit dem gemeinsamen Hyperthema (SVV) verbundenes Substituendum signalisiert.

Im deutschsprachigen Subkorpus sind wegen der Zensur bisweilen auch verhüllende Ausdrücke zu finden. Im folgenden Beleg handelt es sich um den Ausdruck *Ana*, der für

Anorexia nervosa (Magersucht) steht. Eine Userin bringt ihre Angst zum Ausdruck, dass sich bei ihr diese Essstörung – auch eine häufige Begleiterscheinung des SVV – entwickelt.

(11) Ja die andere Person die in Therapie ist nimmt diese eigentlich gar nicht an und fängt jetzt auch teilweise mit ana an das heist sie kann mich nicht unterstützen sondern zieht mich eher mehr runter. Ich habe aber Angst das ich auch Richtung ana gehe. Ich weiß nicht geht mir gerade einfach nur schlecht.

SVV wird in beiden Subkorpora mitunter mit Hilfe von Metaphern versprachlicht. Bei ihrem Gebrauch lassen sich keine rekurrenten Bildspender oder kognitiven Konzepte, die den verzeichneten metaphorischen Ausdrücken zugrunde liegen würden, identifizieren. Es zeigt sich stattdessen eine individuelle Ausdrucksweise:

(12) Heute kann ich ihn spüren, den Tag der mich gestern gefangen hielt, auch wenn es nur wenig ist, war es leider präsent und ich habe es nicht geschafft meinen Dämon zur Gänze zu vertreiben beziehungsweise in Schach zu halten.

(13) Pak už stačí jen pár kilo navíc, pracovní stres a výsledkem je zběsilá cesta na potápějícím se prámu v temných kanálech vlastní duše...[8]

Während in Beleg (12) der Drang zu SVV metaphorisch als *Dämon* beschrieben wird, *der einen in Schach hält*, und somit ein religiöses bzw. mythologisches Motiv herangezogen wird, wird der psychische Zustand einer SVV-Betroffenen in Beleg (13) aus dem tschechischsprachigen Subkorpus als *eine irrsinnige Fahrt auf einem versinkenden Floss auf finsteren Kanälen der eigenen Seele* geschildert. Es lassen sich Ausdrücke finden, die mit der Wasser-Metaphorik in Verbindung gebracht werden können (*versinken, finstere Kanäle der eigenen Seele*) bzw. mit einer Wasserfahrt (*eine irrsinnige Fahrt auf einem ... Floß*). Da es sich um eine über ein Einzelwort hinausgehende Metapher handelt, könnte in solchen Fällen auch von einer Allegorie gesprochen werden.

In einem ausgeprägten Unterschied zu den oben zitierten Belegen stehen solche, die sich im tschechischsprachigen Subkorpus beobachten lassen. Das Diskussionsforum *sebeublizovani.cz* wird im Vergleich zu dem deutschsprachigen nicht zensiert. Dies wirkt sich auf die Wahl entsprechender sprachlicher Mittel aus, die explizit auf verschiedene Formen der selbst zugefügten Gewalt hindeuten. Im folgenden Beleg werden beispielsweise Kratzen, Beißen, Ohrfeigen und Selbstschlagen thematisiert. Die Verwendung von Emoticons (zur Emotionalität s. Abschnitt 6), aber auch verschiedene syntaktische Konstruktionsmischungen zeugen von einem intensiven emotionalen Erleben der Userin und weisen auf Trauer, Verzweiflung und Unzufriedenheit hin.

(14) Když mě to chytne tak je to ve škole..a nic jinýho nemám po ruce než ostrou tužku..žádnou umělohmotnou, ale ostrou:(tak se škrábu..koušu si nehty..dávám si facky..pěsti do obličeje...někdy si řikám jestli sem úbec v pořádnu..a jesi se ovládám já sama nebo někdo jiný..:'([9]

[8] [Dann reichen ein paar Kilo Übergewicht, Stress in der Arbeit und das Ergebnis ist eine irrsinnige Fahrt auf einem versinkenden Floß auf finsteren Kanälen der eigenen Seele.]

[9] [Wenn mich das fängt, dann ist es in der Schule… und es ist nichts anderes vorhanden als ein spitzer Bleistift, keiner aus Kunststoff, sondern ein spitzer :(dann kratze ich mich, beiße an den Nägeln, ohrfeige mich, schlage mich mit Fäusten ins Gesicht…manchmal sage ich mir, ob ich überhaupt in Ordnung bin… und ob ich mich selbst noch kontrollieren kann oder ob es jemand anders ist…:'(]

- Explizitheit der Darstellung von Blut und Narben

Mit unterschiedlichen textexternen Faktoren, insbesondere mit der Absenz einer Zensur geht die Tatsache einher, dass in den auf Tschechisch verfassten Beiträgen eine explizite Darstellung von Blut und Narben zum Vorschein kommt – Themen, die im deutschsprachigen Subkorpus tabuisiert sind. Diese explizite Darstellung von Gewalt ist in Beiträgen von Betroffenen zu finden. Für viele ist der Anblick von Blut von großem Belangen, sodass sie sich meist bis aufs Blut kratzen oder ritzen (Petermann/Nitkowski 2015: 23).

(15) Ja se zacala rezat nuzkama.....este ted se rezu nuzkama...ale o dost vedima a ostrejsima, obcas se taky porezu nozem.....nebo tou velkou kudlou na maso.....a kdyz ani jedno tak to, co mam zrovna po ruse....nemuzu si pomoct, ale dela mi to strasne dobre....je to uzasnej pocit kdyz mi tece krev po ruce...[10]

(16) Když už si ubližuji, tak chci vidět krev! Jak kape, jak odkapává ta bolest pryč, do umyvadla....[11]

In den beiden Belegen (15) und (16) wird die Wichtigkeit fließenden Blutes thematisiert. In Beleg (15) bringt eine Userin ihre positiven Gefühle und ihre Faszination zum Ausdruck, die an Äußerungen mit intensivierenden Ausdrücken wie *dělá mi to strašně dobře* [es tut mir unheimlich gut] und *úžasnej pocit* (gemeintschechische Adjektivendung *-ej*) [ein tolles Gefühl] zu erkennen ist. In Beleg (16) thematisiert eine andere Userin ihr Bedürfnis, Blut ins Waschbecken abtropfen zu sehen. Das abtropfende Blut bedeutet für sie das Verschwinden ihres Schmerzes. Nach Petermann/Nitkowski (2015: 23) schreiben SVV-Betroffene dem Anblick von Blut deshalb eine so große Rolle zu, weil „das Erscheinen von Blut ein deutlich sichtbares Zeichen dafür darstellt, dass das eigene Tun eine Wirkung oder Veränderung herbeigeführt hat." Nach Erhebungen wird vermutet, dass das Verlangen nach Blut bei Personen mit einer stärkeren psychischen Belastung vorkommt (ebd.).

6 Emotionalität

Aus den hier zitierten Belegen geht hervor, dass in beiden Subkorpora die pragmatische Komponente der Emotionalität eine beträchtliche Rolle spielt. Emotionalität wird hier in Anlehnung an Vaňková als das ganze in einem Text enthaltene emotionale Potenzial verstanden, das Kategorien wie Ausdruck, Sprechen und Hervorrufen von Emotionen einschließt (Vaňková 2010: 11 f.). In beiden Subkorpora werden sowohl positive als auch negative Emotionen zum Ausdruck gebracht. Unter den positiven Emotionen sind beispielsweise Stolz, Freude/Glück und Hoffnung zu nennen. Sie treten vornehmlich dann in Erscheinung, wenn es Betroffene schaffen, eine gewisse Zeit ohne SVV auszuhalten oder wenn es ihnen gelingt, Stress abzubauen, auch wenn nur kurzfristig. Dabei findet insbesondere emotionsbezeichnende Lexik (Ausdrücke, die explizit Emotionen benennen) Verwendung.

[10] [Ich habe angefangen, mich mit einer Schere zu schneiden…noch jetzt schneide ich mich mit einer Schere…aber mit einer viel größeren und spitzeren, manchmal auch mit einem Messer…oder mit einem großen Fleischmesser…und wenn nicht damit, dann mit dem, was gerade vorhanden ist…ich kann mir nicht helfen, aber es tut mir unheimlich gut…es ist ein tolles Gefühl, wenn Blut an meinem Arm herunterfließt…]

[11] [Wenn ich mich verletze, dann will ich Blut sehen! Wie es tropft, wie der Schmerz weg, ins Waschbecken abtropft]

(17) Bisher bin ich eine Woche ausgekommen, ohne mich selbstzuverletzen. Auch wenn das nur sieben Tage sind, bedeuten diese sieben Tage Erfolg. Darauf bin ich stolz und das macht mich in gewisser Weise glücklich.

Angesichts der Thematik SVV überrascht es dennoch nicht, dass im Korpus überwiegend negative Emotionen wie Angst, Ärger, Scham, Selbsthass, Verzweiflung und Trauer versprachlicht werden. Im folgenden Beleg wird die Emotion Neid in Form eines emotionsbezeichnenden Verbs (*závidět* [jmdn. beneiden]) ausgedrückt – als Reaktion auf ein Posting einer anderen Userin, in dem sie beschreibt, wie oft sie sich verletzt und dass Ritzen in der Früh für sie etwas Besonderes darstellt.

(18) ... tak mám prééé, předvčírem sem se řezala 12x včera už 14x a dneska hezky jen sem ráno vstala tak žiletka a hurá řikam že sem psychopat (teda spíš píšu no) ale hezky poránu ... to má úplně jinej rozměr ...
RE: ja ti tak moc zavidim...[12]

Hinsichtlich der Reaktion kann konstatiert werden, dass bei ähnlichen Postings, wie dem, auf das reagiert wurde, eine Trigger-Gefahr nicht ausgeschlossen werden kann.

7 Im Korpus dargestellte Auslöser des SVV und rekurrente Themen

In beiden Subkorpora wiederholen sich verschiedene Themen. Zu rekurrenten Themen, die sowohl in den auf Deutsch als auch in den auf Tschechisch verfassten Beiträgen vorkommen, können diverse Ursachen des SVV gezählt werden. Sie sind insbesondere für die Anamnese dieser Erkrankung von Belang. Zu den im Korpus genannten Auslösern des SVV gehören beispielsweise die folgenden: Andere Erkrankungen: Depressionen und Stimmungsschwankungen, körperliche Schmerzen aufgrund einer anderen Erkrankung; schlechte Beziehung zu den Eltern, Leistungsdruck in oder außerhalb der Schule, Mobbing, mangelndes Selbstwertgefühl, Stress, Verlustangst (Fixierung auf eine Person) und Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper(-gewicht).

Über verschiedene Auslöser des SVV hinaus sind in beiden Subkorpora auch weitere rekurrente Themen zu identifizieren: Beziehung zu eigenen Eltern, Rückschläge, Therapie/ Beratung, Fernbleiben vom SVV (Tage ohne SVV), Unterstützung für andere User, eigenes Erleben des SVV, Darstellung des Hintergrunds für die Entwicklung dieser Erkrankung und Zukunftsfragen. Dagegen lassen sich auch einige Differenzen in Bezug auf das Vorkommen einiger Themen feststellen. Aufgrund der Zensur sind folgende Themen lediglich in den auf Tschechisch verfassten Postings zu verzeichnen: Ausreden, Methoden des SVV, Instrumente zum Ritzen, Blut, Narben, passende kaschierende Bekleidung, eigene Abhängigkeit und Sehnsucht danach, sowie Suizid.

[12] [Jetzt habe ich frei, vorgestern habe ich mich 12x, gestern schon 14 Mal geritzt und heute, gleich nachdem ich aufgestanden bin – eine Rasierklinge und hurra…ich sage, dass ich ein Psychopath bin (also ich schreibe es eher), aber so schön in der Früh… es hat ein ganz anderes Ausmaß… RE: Ich beneide dich so sehr…]

8 Fazit

Mithilfe der Analyse wurde ermittelt, ob und inwiefern einschlägige medizinische Terminologie in Bezug auf SVV von Usern der beiden untersuchten Foren rotelinien.de und sebeublizovani.cz verwendet wird und wie diese im konkreten Kontext modifiziert wird. Es lässt sich konstatieren, dass in Bezug auf die terminologische Vielfalt, die im Kapitel 2 dargestellt wurde, in beiden Subkorpora nur sehr wenige Fachtermini Verwendung finden. Dies könnte damit zusammenhängen, dass User dieser Foren vor allem Nicht-Fachleute sind. Von daher treten die meisten konkurrierenden Begriffe der Fachliteratur im Korpus nicht auf. Stattdessen erfahren die meist verwendeten Bezeichnungen des SVV verschiedene kontextuelle Modifizierungen, und dies unabhängig davon, ob es sich um Postings von Betroffenen oder Angehörigen handelt. Modifizierungen werden mithilfe der Wortbildung – vor allem der Kürzung – realisiert. Dies ist in den beiden untersuchten Subkorpora der Fall, wobei Initialbuchstabenabkürzungen (dt. *SV(V)*, tsch. *SU*) vorherrschen. In diesem Zusammenhang wurden einige interlinguale Unterschiede festgestellt, die mit einer unterschiedlichen funktionalen Auslastung der Komposition und von Infinitivkonversionen im Deutschen und im Tschechischen einhergehen. Während Formen wie *SV(V)* als Erstglied substantivischer Determinativ- und adjektivischer Rektionskomposita auftreten können, sind entsprechende Bildungen in den auf Tschechisch verfassten Beiträgen nicht belegt. Dies trifft ebenfalls auf die häufig zu verzeichnende Infinitivkonversion *Selbstverletzen* zu. Andere Unterschiede beziehen sich auf die Vorkommenshäufigkeit bestimmter Formen: Im tschechischsprachigen Subkorpus ist das deverbale Derivat *sebeubližování* häufiger zu beobachten als die entsprechende Bezeichnung *Selbstverletzung* im deutschsprachigen Subkorpus. Unterschiede wurden ebenfalls bezüglich der Verwendung von einigen Anglizismen wie *Skills* oder *triggern* festgestellt. Diese sind lediglich in den auf Deutsch verfassten Postings belegt.

Im Hinblick auf die Darstellung verschiedener Formen des SVV im Abschnitt 2.2 und die eingangs formulierte Frage, welche Formen der selbst zugefügten Gewalt im zu analysierenden Textkorpus am häufigsten versprachlicht werden, kann Folgendes festgehalten werden: In den auf Tschechisch verfassten Beiträgen werden diverse Arten des SVV thematisiert: Das Schneiden/Ritzen ist dennoch die mit Abstand am häufigsten zu verzeichnende Form. Andere Arten, die im tschechischsprachigen Subkorpus vorkommen, sind beispielsweise An-/Selbstschlagen, Abheilungsstörung, absichtliches übermäßiges Hungern, Kratzen/Kneifen, Stechen und Verbrennen/Verbrühen. Einigen Reaktionen auf Postings, die verschiedene Methoden des SVV zur Sprache bringen, kann entnommen werden, dass hier eine mögliche Trigger-Gefahr besteht. Aus diesem Grund werden im Diskussionsforum rotelinien.de diejenigen Ausdrücke zensiert, die einen expliziten Ausdruck des SVV, insbesondere Beschreibungen von Methoden, Instrumenten oder auch Zahlen zu SVV, beinhalten. Daher sind keine Rückschlüsse in Bezug auf im deutschsprachigen Subkorpus dargestellte Formen des SVV möglich. Diese Tabuisierung bestimmter Sachverhalte und die damit einhergehende Zensur stellen im Subkorpus einen wichtigen textexternen Faktor dar, der die Darstellung der selbst zugefügten Gewalt im Wesentlichen beeinflusst.

Je nach der Präsenz oder Absenz dieses textexternen Faktors unterscheiden sich die kontextuelle Einbettung des SVV und die damit zusammenhängende Wahl sprachlicher Mittel. Während in den auf Tschechisch verfassten Beiträgen SVV explizit mit entsprechender „Gewalt"-Lexik (*řezat se* [sich ritzen/schneiden], *chci vidět krev* [ich will Blut sehen]) zum Ausdruck gebracht wird, wird es im deutschsprachigen Subkorpus mithilfe verschiedener stellvertretender Ausdrücke (*sich etwas antun*, *es wieder tun*, *verlieren* usw.) dargestellt. Ihre

Bedeutung wird durch die kontextuelle Referenz auf das Hyperthema SVV bestimmt. Sie treten in Form von Substitutionen, Periphrasen, Metaphern oder als verhüllende Ausdrücke auf. Beim Gebrauch von Metaphern machen sich eher individuelle Unterschiede bemerkbar. So wurden beispielsweise religiöse Motive oder die Wasser(fahrt-)metaphorik identifiziert.

Eine wichtige pragmatische Komponente, die sich auf die Darstellung des SVV im untersuchten Korpus auswirkt, stellt die Emotionalität dar. In beiden Subkorpora werden sowohl positive Emotionen (Stolz, Freude/Glück und Hoffnung) als auch negative (Angst, Ärger, Scham, Selbsthass, Verzweiflung und Trauer) versprachlicht – überwiegend in expliziten Äußerungen mit emotionsbezeichnender Lexik (*miluju svoje jizvy* [ich liebe meine Narben], *drauf bin ich stolz*. Von emotionalem Erleben zeugen auch zahlreiche Satzbrüche und syntaktische Konstruktionsmischungen.

Die Postings wurden ebenfalls hinsichtlich rekurrenter Themen untersucht. In beiden Subkorpora wird auf diverse Ursachen des SVV, eigenes Erleben des SVV, Therapie/Beratung u. a. Bezug genommen. Unterschiede sind im Hinblick auf textexterne Faktoren feststellbar: Wegen einer Tabuisierung (s. o.) kommen Themen wie z. B. Methoden des SVV, Instrumente zum Ritzen, Blut, Narben nur in den auf Tschechisch verfassten Beiträgen zum Vorschein.

Als Schlussfolgerung daraus lässt sich ziehen, dass die Darstellung von Gewalt in wesentlichem Maße von bestimmten textexternen Faktoren (Tabuisierung bestimmter mit Gewalt verbundenen Themen, An-/Abwesenheit der Zensur) abhängig ist. Obwohl beide Subkorpora Paralleltexte enthalten, lassen sich unterschiedliche Strategien der kontextuellen Einbettung von Gewalt identifizieren, die mit einer teilweise unterschiedlichen Wahl entsprechender lexikalischer Mittel Hand in Hand geht.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur (Textkorpus):

URL 8: Rotelinien.de – Diskussionsforum. Zugänglich unter http://rotelinien.iphpbb3.com/forum/portal.php?nxu=98786620nx47988 [04.10.2016].

URL 9: Sebeublizovani.cz – Diskussionsforum. Zugänglich unter http://www.sebeublizovani.cz/modules.php?name=Forums [04.10.2016].

Sekundärliteratur:

Barz, Irmhild (2005): Die Wortbildung. – In: Dudenredaktion (Hg.): Duden. Bd. 4. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 7. Aufl. Mannheim; Leipzig u. a.: Dudenverlag, 641–772.

Bienstein, Pia/Rojahn, Johannes (2013): Selbstverletzendes Verhalten. Beschreibung, Definition und Epidemiologie. – In: Bienstein, Pia/Rojahn, Johannes (Hgg.): Selbstverletzendes Verhalten bei Menschen mit geistiger Behinderung: Grundlagen, Diagnostik und Intervention. Göttingen; Bern u. a.: Hogrefe, 29–55.

In-Albon, Tina/Plener, Paul L. u. a. (2015): Ratgeber selbstverletzendes Verhalten. Informationen für Betroffene, Eltern, Lehrer und Erzieher. – Göttingen; Bern u. a.: Hogrefe.

Kriegelová, Marie (2008): Záměrné sebepoškozování v dětství a adolescenci. – Praha: Grada Publishing.

Mostýn, Martin (2016): RE: Rösleinflechte??? Ich denke, dass wird eher Röschenflechte sein… Zum Gebrauch medizinischer Termini durch Ärzte und Patienten in Online-Diskussionsforen. – In: Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik, Jg. 30, Brno, 37–58.

Petermann, Franz/Nitkowski, Dennis (2015): Selbstverletzendes Verhalten. Erscheinungsformen, Ursachen und Interventionsmöglichkeiten. 3., überarb. Aufl. – Göttingen; Bern u. a.: Hogrefe.

Pittner, Karin (2012): Selbst-Analysen: Wortarten und wortinterne Funktionen. – In: Rothstein, Björn (Hg.): Nicht-flektierende Wortarten. Berlin; New York: de Gruyter, 148–169.

Sachsse, Ulrich/Herbold, Willy (Hgg.) (2016): Selbst-Verletzung. Ätiologie, Psychologie und Behandlung von selbstverletzendem Verhalten. – Stuttgart: Schattauer.

Vaňková, Lenka (2010): Zur Kategorie der Emotionalität. Am Beispiel der Figurenrede im Roman ‚Spieltrieb' von Juli Zeh. – In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis*. *Studia Germanistica*, Nr. 6, Ostrava, 9–18.

Internetquellen:

URL 1: Duden Online-Wörterbuch. Zugänglich unter http://www.duden.de/ [10.10.2016].

URL 2: Weltgesundheitsorganisation: ICD-10-WHO Version 2016. Kapitel XX. Äußere Ursachen von Morbidität und Mortalität. (V01-Y98). Zugänglich unter http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-who/kodesuche/onlinefassungen/htmlamtl2016/block-x60-x84.htm [04.10.2016].

URL 3: Selbstverletzendes Verhalten. In: Wikipedia. Zugänglich unter https://de.wikipedia.org/wiki/Selbstverletzendes_Verhalten [04.10.2016].

URL 4: Muehlenkamp, Jennifer J/Claes, Laurence u. a. (2012): International prevalence of adolescent non-suicidal self-injury and deliberate self-harm. In: BioMed Central – Open access publisher (eds.): Child and Adolescent Psychiatry and Mental Health. Zugänglich unter http://capmh.biomedcentral.com/articles/10.1186/1753-2000-6-10 [04.10.2016].

URL 5: Informationen über SVV. In: Rote Linien. Kontakt- und Informationsforum für SVV-Angehörige. Zugänglich unter http://www.rotelinien.de/information.html [04.10.2016].

URL 6: Stark, Manuel (2015): Wenn die Seele blutet. In: Sueddeutsche Zeitung. Online-Ausgabe. Zugänglich unter http://www.sueddeutsche.de/leben/selbstverletzendes-verhalten-wenn-die-seele-blutet-1.2314345 [04.10.2016].

URL 7: Malá, Eva (2009): Sebepoškozování jako závažný symptom a nebezpečný společenský jev. In: Zdraví Euro. Archiv. Příloha: Lékařské listy (LL 7/2009). Zugänglich unter http://zdravi.euro.cz/clanek/priloha-lekarske-listy/sebeposkozovani-jako-zavazny-symptom-a-nebezpecny-spolecensky-je-415668 [04.10.2016].

Annotation

On the representation of violence in online discussion forums on the topic of self-harm from a Czech-German perspective

Martin Mostýn

The focus of this paper is the relationship between language and self-inflicted violence in particular its verbalization and the corresponding use of a specific vocabulary. The analysis examines how self-harm is presented in online discussion forums for affected persons and their relatives. The focus is on the linguistic means of the description of this mental disorder and the associated behavior. Pragmatic components of the text design, especially the emotionality, play a role that is not to be underestimated. This is considered from a German-Czech perspective to enable an interlingual comparison of the representation of the relationship between violence and language.

Keywords: representation of violence, self-harm, online discussion forums, emotionality, Czech-German comparison

Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.
Universität Ostrava
Philosophische Fakultät
Lehrstuhl für Germanistik
Reální 5
CZ–701 03 Ostrava
martin.mostyn@osu.cz

„Sie fühlten sich als die einen. Ich war der andere.“ Stigmatisierung mittels Sprache in Peter Henischs Roman *Schwarzer Peter*

Marta Wimmer

Unter Gewalt versteht man in erster Linie auf die Physis der Menschen gerichtete Gewaltakte, man sollte jedoch solche nicht unterschätzen, die auf die Psyche des Menschen gerichtet sind und ohne sichtbare Wunden auskommen, verletzlich ist nämlich nicht nur die Physis des Menschen, sondern auch seine Psyche. Obwohl immer wieder behauptet wird, dass Sprache keine Gewalt zufügen könne, weil sie ausschließlich symbolisch sei, ist sie nicht weniger real oder effektiv als physische Gewalt (vgl. Kuch/Kitty Hermann 2007: 179). Das Verhältnis von Sprache und Gewalt ist allerdings nicht unproblematisch und kann auf die begriffliche Unbestimmtheit der beiden Phänomene zurückgeführt werden. Folgt man Bernhard Waldenfest, gleicht Gewalt „Phänomenen wie Zeit, Liebe, Tod darin, dass sie ebenfalls quer durch verschiedene Lebensbereiche geht, als etwas Fremdes, Unfassliches, Unlösbares, als etwas Außer-ordentliches, das die verschiedenen Ordnungen in Frage stellt und nirgendwo einen gemäßen und festen Platz findet“ (Waldenfels 2006: 174). Somit wird den Überlegungen über Gewalt und Sprache von Anbeginn jeder feste Boden entzogen, deswegen scheint die Eingrenzung der semantischen Breite des Gewaltbegriffs unumgänglich zu sein, was sich nicht nur in der Gewaltforschung, sondern in der breiten Öffentlichkeit beobachten lässt. Trotz des *linguistic turn* wird bis weit ins 20. Jahrhundert von der Annahme ausgegangen, dass Gewalt dort beginne, wo Sprache verstumme, wodurch der Gegensatz bzw. die Opposition Sprache vs. Gewalt zusätzlich betont bleibt. Erst gegen Ende des Jahrhunderts begannen Denker wie Jacques Derrida und Michel Foucault (ausgehend von Friedrich Nietzsche) das Verhältnis von Sprache und Gewalt, systematisch zu untersuchen und führten vor Augen, dass Sprache nicht ausschließlich als Kommunikationsmittel, sondern als ein Mittel der Macht fungieren kann (vgl. Posselt 2014). Die These, dass Sprache darüber hinaus als Mittel sozialen Handelns, mithilfe dessen Machtverhältnisse erzeugt werden können, wird auch von Pierre Bourdieu (siehe dazu: Bourdieu 2012) etabliert. Die mittels Sprache erzeugte Verletzung als auch der Akt der Gewaltausübung selbst sind eher symbolischer Natur. Von dieser Prämisse ausgehend, neigten viele Forscher dazu, Gewalt auf ihre körperliche Materialität zu reduzieren und gar nicht als eine Praktik der Gewalt in den Blick zu nehmen (vgl. Hermann 2013: 115). Im Fokus dieses Beitrags steht die Diskriminierung durch Sprache, die „den ersten Schritt zur sozialen Benachteiligung“ darstellt (Elspass/Maitz 2011: 2). Asymmetrische Machtverhältnisse sowie soziale Ungleichheit werden zunächst sprachlich-diskursiv hergestellt, womit gegen Grundrechte verstoßen wird (vgl. Elspass/Maitz 2011: 30). Dies führt zugleich dazu bei, dass die Betroffenen soziale Benachteiligungen erleiden, was auch in dem analysierten Roman Peter Henischs *Schwarzer Peter* aus dem Jahre 2000, in dem sich der Autor mit dem rassistischen Bild des „Nicht-Fremden“ auseinandersetzt, manifest wird (siehe dazu: Wimmer 2014: 185−193). Das Problem des verletzenden Sprechens lässt (in Anlehnung an Judith Butler) in diesem Zusammenhang die Frage aufkommen, welchen Wörtern die verletzende und welchen Repräsentationen die kränkende Macht innewohnt (Butler 2006: 9 f.).

Das theoretisch-psychologisch sowie kulturwissenschaftlich relevante Thema „Gewalt“, ist aus der Literatur nicht wegzudenken, hierbei gilt es jedoch zu beachten, dass sich gewisse Strömungen oder Epochen als besonders gewaltaffin erwiesen haben. Der Literatur wohnt die Fähigkeit inne, Gewalt zu erzeugen, zu inszenieren sowie zu gestalten (vgl. Siebenpfeiffer

2013: 340). Diese sollte zugleich als ein Medium begriffen werden, in das kulturelle Codes einfließen, die dann entweder kritisch oder affirmativ reflektiert werden. „[D]ie Beschreibung von Gewalt [ist] [stets] in Wertungsdiskurse eingebunden" (Geier 2013: 264), was zweifelsohne das Reflexionspotenzial literarischer Texte, die Gewalt thematisieren, steigert. Von dieser Prämisse ausgehend, wird das Augenmerk nicht nur auf die Art und Weise der Schilderung außerliterarischer Gewaltphänomene im literarischen Text, sondern auf die Funktion, die diesen zukommt, gerichtet. Peter Henischs Roman *Schwarzer Peter* schreibt sich in den Diskurs über Multikulturalität bzw. über die mangelnde Akzeptanz dieser in Österreich der Nachkriegsjahre ein (vgl. Michaels 2002: 243), wobei man dem Plot eine gewisse zeitlose Aktualität nicht absprechen kann. Der Autor geht auf ein eminentes politisches Thema ein, unternimmt jedoch keinen Versuch, die Repressionen, denen die titelgebende Hauptfigur ausgesetzt ist, zu plausibilisieren oder Legitimationsmuster für diese zu entwerfen. Vielmehr ist sein Roman als eine kritische Stimme in der Debatte über Minoritäten bzw. als ein Versuch zu sehen, im Namen dieser, die marginalisiert werden, das Wort zu ergreifen (vgl. Michaels 2002: 243). Dies überrascht nicht angesichts der Tatsache, dass Henisch mehrmals öffentlich seine Besorgnis ausgedrückt hat, dass die österreichische Identität durch die unbewältigte Nazi-Vergangenheit konstituiert wurde und die Notwendigkeit der Aufarbeitung dieser betonte.

Der fiktive Lebenslauf des „Schwarzen Peters", der zur Figur des Hasses wurde − um es mit Judith Butlers Worten auszudrücken − soll hier unter dem Aspekt der Auswirkung von Rassenstereotypen untersucht werden. Der Fokus wird auf die Sozialisierung und die damit einhergehenden Ausgrenzungserfahrungen des „Schwarzen Peters" gerichtet, dessen Biographie exemplarisch für die Erforschung der komplizierten Dynamik der Herausbildung individueller und kollektiver Identitäten zu sein scheint. Die wacklige Identität des „Schwarzen Peters" wird einem ständigen Legitimationszwang unterzogen, sein Schicksal veranschaulicht dagegen, wie das Subjekt allmählich zum Objekt degradiert wird. Der Schwerpunkt wird dabei auf die verbale Stigmatisierung der Figur sowie auf die performative Wirksamkeit der Sprache bzw. auf die Techniken, derer sich sprachliche Gewalt bedient, gerichtet. Wie bereits erwähnt, gehört Sprache zu den mächtigsten Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, um unsere Gefühle (Sympathie, Liebe, Hass, etc.) auszudrücken oder Macht auszuüben. Sie dient nicht nur der Herstellung und Aufrechterhaltung sozialer Systeme und Beziehungen, sondern stellt zugleich das wichtigste Medium im Umgang der Menschen miteinander dar. Mit ihrer Hilfe werden Welt- und Denkbilder reproduziert oder weniger bewusste Haltungen und Einstellungen transportiert. Klischees, Vorurteile, Stereotype, feindselige oder aggressive Gesinnungen kommen durch die Sprache zum Ausdruck und führen zur sprachlichen Diskriminierung bzw. setzen Ausschlussmechanismen in Gang, die auf der Dichotomie „Normabweichler"/„Normkonforme" beruhen. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass jegliche Kategorisierung äußerst anfällig für Subjektivität sowie für gewisse Willkür zu sein vermag.

Zu den Formen der Gewaltausübung, auf die im Rahmen dieser Analyse verwiesen werden soll, wird die Stigmatisierung, die mittels Sprache erfolgt, dazu gezählt:

> „Rhetorisch betrachtet setzt die Behauptung, daß ein Sprechen nicht nur ein Haßgefühl vermittelt, sondern einen verletzenden Akt darstellt, nicht nur voraus, daß die Sprache handelt, sondern zudem, daß sie sich in verletzender Weise gegen einen Adressaten richtet. Hier handelt es sich freilich um zwei höchst unterschiedliche Behauptungen; denn nicht alle Sprechakte wirken sich mit solcher Kraft auf einen anderen aus. […] Viele solche Sprechakte sind also im engen Sinne ein »Verhalten«, ohne daß alle die Macht hätten, Effekte hervorzurufen oder eine Kette von Folgen auszulösen." (Butler 2006: 32 f.)

Sprachliche Stigmatisierung gehört zweifelsohne zu sozialen Prozessen, die nicht nur überwiegend fremdbestimmt sind oder durch das System der Sprache geregelt werden, sondern

auch Beobachtung voraussetzen, denn wie Nicolas Dobra treffend konstatiert: „Es gibt kein von Beobachtungen unabhängiges Objekt, [...] Objekt impliziert Beobachtung“ (Dobra 2007: 12). Die, wie es scheinen mag, recht banale Annahme, dass das Eigene ohne das Fremde nicht existiert, führt vor Augen, dass erst die Trennlinie zwischen den beiden Seiten eine eindeutige Zuordnung ermöglicht und gleichzeitig als Richtschnur für das eigene Handeln dient. Indem wir das Andere denken, denken wir uns selbst anders, was ebenfalls zum Gegenstand der Reflexion in belletristischen Texten erhoben wird. Literatur als Medium erzeugt diskursiv Selbst- und Fremdbilder und drückt diese entweder in sprachlichen Bildern aus, festigt sie oder versucht, diese durchzubrechen. Die Konstruktionen auf die in dem vorliegenden Beitrag Bezug genommen wird, sind Produkte rassistischer oder einer fremden Kulturen gegenüber feindlich eingestellten Phantasie. Mit Hilfe von Stereotypen werden einfache Wahrheiten konstruiert, die jedoch von der komplexen Realität weit entfernt sind. Der hier analysierte Roman veranschaulicht zugleich − indem er die Handlung überwiegend in Wien der 50er Jahre verortet − etwas, was gerne unausgesprochen bleibt: Seitdem die ersten Kinder schwarzer Besatzungssoldaten und weißer Frauen das Licht der Welt erblickt haben, existiert nicht nur eine neue Minorität, sondern auch eine neue Art der Rassendiskriminierung (vgl. Lester 1978: 147). Im Weiteren kann der Text als ein Versuch, das Konzept der kulturellen Homogenität in Frage zu stellen, gelesen werden, wobei diese Mischung aus literarischer Fiktion und Wahrheit eine schonende Konfrontierung des Lesers mit akuten sozialen Problemen erlaubt (vgl. Lester 197: 151).

„Sie werden lachen, aber ich komme aus Wien. Auch wenn ich möglicherweise nicht ganz so aussehe. Vienna. Austria. Europe. Ob Sie es glauben oder nicht. Ich bin dort geboren und habe meine ersten dreißig Jahre dort verbracht“ (Henisch 2000: 7). Diese Aussage der Hauptfigur eröffnet den Roman und führt von Anbeginn die Diskrepanz zwischen der Herkunft des Protagonisten und seiner Hautfarbe vor Augen, die sich leitmotivisch durch den ganzen Text zieht. Aufgrund seines Äußeren wird Peter Jarosch − so der Name des Protagonisten und Ich-Erzählers − überall als fremd eingeschätzt, wodurch er stets Diskriminierung und Vorurteilen ausgesetzt wird. Im Wien der Nachkriegszeit fällt er wegen seiner Hautfarbe auf, obwohl sein Deutsch so wienerisch ist wie das der anderen, in Amerika wiederum ist es sein österreichischer Akzent, der nicht zum Farbton seiner Haut passt (vgl. Close Ulmer 2003: 76). Peter Jarosch, der uneheliche Sohn einer Wiener Straßenbahnschaffnerin und eines schwarzen Besatzungssoldaten ist gleichsam doppelt stigmatisiert. Er fällt als Farbiger in der „weißen“ österreichischen Gesellschaft auf, gleichzeitig wird er in der „schwarzen“ Welt der amerikanischen Südstaaten mit dem Etikett „Mischling“ versehen und aus diesem Grunde nie vollkommen akzeptiert. Von seinem Umfeld wird er (in loser Anlehnung an Jean Amérys Diktum, nach dem er zum Juden gemacht worden sei) zum Schwarzen gemacht und stets als ein Exotikum wahrgenommen (vgl. Parry 2003: 145). Aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes wird er als anders und fremd abgestempelt, obwohl ihn biographisch nichts von den Mitbürgern seiner Generation unterscheidet (vgl. Parry 2003: 145). Bereits im Kinderalter hat die Figur die Erfahrung gemacht, sichtbar für andere zu sein. Er wird zwar von seinen Mitmenschen erkannt, jedoch nicht anerkannt und stets der Diskriminierung und den über Generationen der Unkenntnis angesammelten Vorurteilen ausgesetzt, die Frantz Fanon in *Schwarze Haut, weiße Masken* auf den Punkt brachte:

> „Und dann geschah es, daß wir dem weißen Blick begegneten. Eine ungewohnte Schwere beklemmte uns. … In der weißen Welt stößt der Farbige auf Schwierigkeiten bei der Herausbildung seines Körperschemas. … Wörter zerrissen mir das Trommelfell: Menschenfresserei, geistige Zurückgebliebenheit, Fetischismus, Rassenmakel. … Ich begab mich weit, sehr weit fort von meinem Dasein. … Was war es für mich anders als eine Loslösung, ein Herausreißen, ein Blutsturz, der auf meinem ganzen Körper schwarzes Blut gerinnen ließ?“ (Fanon 1980: 72 f.)

Im Falle Jarosch lässt sich die von ihm erfahrene Diskriminierung auf die Formel „universeller Alltagsrassismus“ bringen und die Art des Protagonisten, mit diesem umzugehen, scheint eher pragmatischer Natur zu sein. Die Stigmatisierung der Hauptfigur erfolgt überwiegend auf der verbalen Ebene und auch wenn hinter dieser keine internalisierten rassistischen Absichten stecken, wird die Figur von vollständiger Akzeptierung ausgeschlossen bzw. auf ihre Hautfarbe reduziert und somit als defizitär abgestempelt. Seit der frühen Kindheit spürt Peter, dass er ein Outsider ist, weil seine Mitbürger nicht in der Lage sind, ihn als einen der Ihrigen zu akzeptieren. Sie geben ihm das Gefühl, dass er ein Fremder ist, nur weil sein äußeres Erscheinungsbild von der damals geltenden „Norm“ abweicht. Aus seiner visuellen Andersartigkeit resultiert auch der offenkundige Rassismus, dem er bereits in seiner Jugend ausgesetzt war. Dieser basiert auf zwei grundlegenden Glaubenssätzen: der erste besagt, dass es verschiedene Rassen gibt, was angeblich eine anerkannte Tatsache ist. Dazu kommt aber noch die Überzeugung von der Überlegenheit der eigenen Rasse. Würde man nur den ersten Grundsatz annehmen, den zweiten dagegen außer Acht lassen, wäre das Problem wertfrei, doch dies ist häufig nicht der Fall. Statt sich auf die auf Rassenzugehörigkeit berufende Argumentation einzulassen, wäre es sinnvoller von „kulturell Anderen“ oder von der eigenen „kulturellen“ oder „nationalen“ Identität aber nicht von Rasse auszugehen. Eine auf solchen Mechanismen basierende Diskriminierung und damit einhergehende Ausgrenzung des Anderen, der die Differenzierung zwischen dem Eigenen (Bekannten, Allgemeingültigen und Höheren) und dem Anderen (Gefährlichen, Besonderen, Niedrigeren) zugrunde liegt, wird auch bei Henisch kritisch in den Blick genommen (vgl. Wimmer 1997: 1). Nur aufgrund seines Äußeren wird der Protagonist des analysierten Romans von seinen Mitschülern angegriffen und geächtet, eine der ersten verletzenden Erfahrungen, mit der er konfrontiert wird und die laut Butler zu den ersten, die man überhaupt kennenlernt gehört, ist die Erfahrung beim Schimpfnamen gerufen zu werden (vgl. Butler 2006: 9). Man kann sich im Falle Peter Jaroschs den Eindruck nicht erwehren, dass in dem Fall der „Peiniger“ zu einem anonymen Feind, zu einem Repräsentanten vieler seiner Mitbürger wird und den Anderen nicht nur verfolgt, sondern auch mit Missachtung behandelt. Jahre später reflektiert Peter darüber, wie schwer es zu akzeptieren ist, dass man von jemandem aufgrund seines Andersseins gehasst wird, ohne dass sich der Hassende die Mühe gibt, das Objekt seines Hasses näher kennenzulernen: „Das Gefühl, daß es einen Menschen gibt, der einen zu hassen scheint, obwohl er einen gar nicht näher kennt, einfach so, weil man anders ist – dieses Gefühl und der Verdacht, daß dort draußen noch viel mehr von der Sorte umherlaufen, ist schwer zu ertragen.“ (Henisch 2000: 44)

Anhand der Überlegungen des „Schwarzen Peters“ wird manifest, „wie eine symbolische Handlung unsere soziale Welt nachhaltig zu transformieren vermag“ (Hermann 2013: 112), beleidigende Bezeichnungen oder Beschimpfungen dienen nämlich in erster Linie dazu, „die Position der adressierten Person im sozialen Raum zu verändern“ (Hermann 2013: 112). Oftmals werden auch diese als eine Bewegung der Exklusion charakterisiert (vgl. Hermann 2013: 112). Darüber hinaus spricht Henisch einen weiteren relevanten Aspekt an, nämlich das Fortleben von rassistischen Stimmungen, die von den Eltern auf ihre Kinder übertragen werden. Einigen Altersgenossen des Protagonisten war es verboten, mit ihm zu spielen, was nur einen Beweis dafür liefert, dass die neue Generation nicht toleranter wird, sondern dass sie zur Perpetuierung der Vorurteile beiträgt: „Was die Kinder betraf, so verhielten sie sich den Erwachsenen, die sie erzogen, naturgemäß nicht unähnlich“, heißt es im Roman (Henisch 2000: 15).

Der Autor zählt weitere Beispiele auf, in denen die irrationale Ablehnung dem Protagonisten gegenüber veranschaulicht wird, eines davon ist die Situation, die sich während eines Barbesuches abspielte. Peter möchte seinen ersten Auftritt als Blues-Musiker gemeinsam mit seinen Band-Kollegen in einer Bar feiern, doch der Kellner weigert sich, sie zu bedienen mit der Begründung: „Aber für solche wie euch gibt es hier keine Tische. [...] Solche wie euch

hätten wir vor fünfundzwanzig Jahren noch ins Gas geschickt“ (Henisch 2000: 345). Mit diesem Satz drückt der Autor seine Beunruhigung aus, dass das Nazidenken noch immer präsent ist und das gegenwärtige Handeln und Denken beeinflusst. Solche rassistischen Extrembeispiele gehören zwar in Peters Jugend zur Seltenheit, tagtäglich wird er jedoch mit der Insensibilität seitens seiner Mitmenschen konfrontiert, die immer wieder versuchen, Peter als dem Anderen eine stereotypische Rolle aufzuzwingen. Stets wird er darauf verwiesen, dass er anders ist:

> „Schon früh machte ich die Erfahrung, daß die Menschen meiner Umgebung kaum imstande waren, mich einfach als ihresgleichen zu betrachten. Etwas an mir oder in ihnen veranlaßte sie zu merkwürdigen Reaktionen. Die ein bißchen verbaute (durch eine schlecht und recht kaschierte Verkrümmung des Rückgrats zu kurz geratene) Parfumeriemitzi zum Beispiel brach jedes Mal in Entzückensrufe aus, wenn meine Mutter und ich ihr Geschäft betraten. Nie unterließ sie es, auf meine angebliche Ähnlichkeit mit einer sogenannten Negerpuppe hinzuweisen, die bei ihr daheim auf dem Sofa saß. Hingegen schaute mich Herr Resch, […] unter seinen zottigen Brauen hervor immer nur finster an. In all den frühen Jahren meiner dunklen Existenz hat er kaum ein Wort an mich verloren. Herr Wolny, der Schuster, der immer halb eingeschlafen auf den Schemel vor seinem nach dem Leder und Staub riechenden Keller saß, wachte auf, wenn ich vorbeikam, hob seinen weißhaarigen Kopf und fragte mich, ob ich mir nicht die schwarze Schuhpasta aus dem Gesicht wischen wolle.“ (Henisch 2000: 14 f.)

Der mit sichtbarem Anderssein aufgewachsene Peter empfindet seine Hautfarbe, die kurioserweise „nicht österreichisch gefärbt“ (Henisch 2000: 78) ist als Stigma und äußert sich dazu: „Ich war ein Kind des anderen Wien. Des lateralen und peripheren Wien“ (Henisch 2000: 214). Die Erfahrung des Andersseins, die die Figur bereits in ihrer Kindheit zu spüren bekommt, setzt einen graduellen Entfremdungsprozess in Gang, wobei die Anlässe für die allmähliche Entfremdung immer von außen, sei es von der Schule, von den Nachbarn oder von der Armee kamen (Raus 2003: 213). Stereotyp wiederholte Scherze, wie z. B. die Frage des Schusters, waren vielleicht nicht ganz ernst zu nehmen, doch für ein kleines Kind sicherlich verletzend und bewirkten, dass der Protagonist allmählich zum Einzelgänger wurde.

Der in dem Titel des Beitrags angekündigten Stigmatisierung wird eine zweite Dimension verliehen. Zum einen wird die Figur mittels Worten verletzt und durch abschätzige Etikettierung in die Schublade „der Andere“ gesteckt. Zum anderen ist es ausgerechnet die Sprache, die eine eindeutige Kategorisierung unmöglich macht. In New Orleans, dem Herkunftsort seines leiblichen Vaters, erzählt der alternde Hauptprotagonist seine Geschichte. Von einem exterritorialen Standpunkt aus, aus der Distanz heraus, erinnert er sich seines Wiener Lebens und des Wienerischen. Nach Jahren des Lebens am anderen Ende der Welt holt ihn sein früheres „österreichisches Leben“ wieder ein. Eine in einer Bar getroffene blonde Lady

> „[h]at glatt behauptet, daß, was ich spreche, kein Deutsch ist. What funny kind of language is that, you’re talking? Aber darauf, daß *die* mich versteht, hab ich auch nicht den geringsten Wert gelegt. Wobei es schon stimmt, daß ich *etwas anders* rede. Genaugenommen nicht deutsch, sondern österreichisch. Oder wienerisch oder was weiß ich. Eine Sprache, die es für manche nicht gibt. Eine Sprache, die mich nun eingeholt hat. Vielleicht ist das ja eine Art von Alterserscheinung. All die Jahre hab ich sie nicht gebraucht, aber auf einmal war sie wieder da. Meine Mutter-Sprache. Im Vater-Land. […] Nun hat sie mich wieder, die Sprache, was soll ich tun? Ein Wort gibt das andere, ein Satz gibt den anderen. Österreichisch oder genaugenommen wienerisch gefärbt. Meine Haut ist nicht österreichisch gefärbt, kurioserweise.“ (Henisch 2000: 77 f.)

Die sichtbaren *social cues* – in dem Fall ist es die Hautfarbe – führen zur Einordnung einer Person in eine bestimmte kognitiv repräsentierte Kategorie, hier könnte man von der

mehrdeutigen Kategorisierung „der Andere/der Fremde“ ausgehen (siehe dazu: Casper/Rothermund/Ventura 2010: 131).

Alltägliche Situationen sind ein „zentraler Austragungsort gesellschaftlicher Asymmetrien“ (Herrmann/Kuch 2007: 8). Die sprachliche Stigmatisierung scheint ein ständiger Begleiter sozialer Beziehungen zu sein, deswegen ist diese umso schwerer lokalisierbar. In dem Fall wird die Missachtung jedoch ausdrücklich ausgesprochen. Geht man von der Prämisse John L. Austins aus, dass Sagen und Tun keine Gegensätze seien, so müsse man berücksichtigen, dass „durch sprachliche Handlungen nicht nur handfeste, materielle Effekte erzielt, sondern auch die soziale Stellung der adressierten Person verändert [wird]“ (Herrmann/Kuch 2007: 11 f.). Erzogen wird Peter, dessen fiktiver Lebenslauf ein Beispiel für die verletzende Macht der Worte par excellence darstellt, von seiner schönen und lebenslustigen Mutter, die er zwar liebt, jedoch mit ihren wechselnden Liebhabern nicht zurechtkommt. Als Ferdinand Jarosch, der angetraute Mann seiner Mutter nach vielen Jahren aus der russischen Kriegsgefangenschaft heimkehrt, findet Peter in ihm nicht nur einen guten Freund, sondern auch die fehlende männliche Autorität und eine beschützende Vaterfigur. Dies kommt etwa im folgenden Zitat zum Ausdruck:

> „Sogar die Wirtin war noch die alte – Jesusmaria, sagte sie, die Hände nicht über dem Kopf, sondern über der gewaltigen Brust zusammenschlagend, der Herr Jarosch! Was hams denn da für einen Murl mit? − Das ist kein Murl, antwortete Ferdinand, sondern mein Bub.“ (Henisch 2000: 58)

Der Junge ist vielseitig begabt, lernt schnell, das schützt ihn jedoch nicht vor dem Spott und Argwohn seiner Mitschüler. Erst als sich herausstellt, dass er ihnen als Fußballer überlegen ist und es sogar in die österreichische Jugendauswahl schafft, wird er gebührend respektiert.

> „Jedenfalls fiel ich als Stürmer allmählich auf. Nach und nach hatte ich eine richtige, kleine Fan-Gemeinde. Sie nannte mich Negerl und diesen Spitznamen ließ ich mir gefallen. Obwohl oder gerade weil auch Robert mich so genannt hatte. Politisch korrekt war er nicht – aber political correctness war damals noch kein Begriff. Jedenfalls nicht auf Wiener Fußballplätzen. Gemma, Negerl! Hoppauf, Negerl! Hau drauf, Negerl. Ich war eher groß für mein Alter, aber in der in Österreich gesprochenen Sprache besteht ein Hang zum Diminutiv.
> Vielleicht liegt das daran, daß das Land im Auslauf seiner Geschichte so klein geworden. So hat man auch die darin wohnenden Leute gern klein. Small is beautiful? Nein, diese Parole gab es damals, glaube ich, auch noch nicht. Aber das dem Wort Neger am Ende hinzugefügte L signalisierte, daß ich irgendwie dazu gehörte.
> Irgendwie. Und dennoch nicht voll und ganz. Das Wort Neger vor dem L signalisierte, daß ich doch etwas anders war. Vier Buchstaben gegen einen. Was überwog? – Um ehrlich zu sein, damals machte ich mir kaum solche Gedanken.“ (Henisch 2000: 164)

Peter Jarosch wird einer verbalen Stigmatisierung ausgesetzt, Neger oder Murl gehören zum Standardrepertoire der Bezeichnungen bzw. Beschimpfungen, mit denen er tagtäglich konfrontiert wird. Dabei sei zu beachten, dass indem solche Begriffe auf die Hautfarbe des Menschen rekurrieren, konstruierten diese „Identität über Pigmentierung“ (Arndt/Hornscheidt 2009), was eindeutig als Ausdruck der Machtmanifestation aufzufassen ist. Darüber hinaus werden in der Verwendung des Ausdrucks Neger „von Anfang an körperliche Merkmale mit geistig-kulturellen Eigenschaften wie etwa Faulheit, Feigheit, Triebhaftigkeit, Grausamkeit und Kulturunfähigkeit verbunden“ (Arndt/Hornscheidt 2009). Auch wenn in diesem Zusammenhang oft behauptet wird, das Wort sei früher jedenfalls nicht diskriminierend gewesen bzw. man würde es nicht rassistisch meinen, wirken solche Begriffe stereotypisierend und normierend, unabhängig davon, ob der Betroffene mit diesem Wort direkt angesprochen wird, oder ob er ihnen in Äußerungen begegnet. Sie würden bis heute die ideologischen Vorstellungen, Denkmuster und Hierarchien der Zeit des Kolonialismus und der Sklaverei

transportieren, so Susan Arndt und Antje Hornscheidt (Arndt/Hornscheidt 2009). So eine verbale Attacke hinterlässt zwar keine blauen Flecken, kann aber genauso schmerzhaft sein. Sie bedeutet nämlich eine Entwertung des Menschen, die nach wie vor unterschätzt wird. Mit solch einem entwürdigenden Umgang wird der Hauptprotagonist bereits als Kind konfrontiert, obwohl er erst im erwachsenen Alter darüber reflektiert und sich der Bedeutung bzw. der Konsequenzen dessen bewusst wird. Henisch ist es durchaus gelungen, aufzuzeigen, wie problematisch das Aufbauen eines positiven Selbstverständnisses ist, wenn man keine Anerkennung seitens seines Umfeldes erfährt, denn „für eine gelingende Form der Selbstverwirklichung ist ein Subjekt also grundlegend auf die Anerkennung durch andere angewiesen", wodurch dieses eine „grundlegende Verletzungsoffenheit gegenüber anderen besitzt" (Hermann 2013: 115).

Die Sprache, die eine Art Code darstellt, verrät viel über die jeweilige Person und ihre Haltung den anderen gegenüber. Dies lässt sich unter die These „wie ich rede, so bin ich" subsumieren. Versucht man mithilfe der Sprache andere Menschen herabzustufen, übt man verbale Gewalt aus und lässt die unterdrückten Gefühle die die Beziehungen mit anderen Menschen vergiften können, sprechen. Das bayrisch-österreichische Diminutiv „Murl" kommt von „Mohr" und heißt so viel wie der Schwarze. Es lässt sich jedoch nicht abstreiten, dass dieses aus der weißen Definitionsmacht heraus entstanden ist (siehe dazu: Greve 2013: 29). Die kritische Auseinandersetzung mit der Stigmatisierung sowie der performativen Wirksamkeit der Sprache erfolgt bei Henisch zusätzlich auf der Figurenebene als character's speech. Jarosch erklärt selbst:

> „Das Wort *Murl* kommt von Mohr und bedeutet ganz einfach, daß jemand schwarz ist. Allerdings wird dieser Jemand, das schwingt in diesem kurzen Wort mit, zumindest nicht recht ernst genommen. Wenn nicht schlicht und einfach als fremd und daher ekelhaft abgelehnt.
> *Schwarz ist häßlich/weiß ist sch*ön – dieses Vorurteil sitzt den blassen Bewohnern nicht nur der alten Stadt Wien tief in den Stammhirnwindungen. Selbst ein Genie wie Mozart hat sich enttäuschenderweise nicht geniert, solche Texte auch noch zu vertonen. Im Jahrhundert Mozarts lebte in Wien übrigens ein sogenannter Hofmohr namens Angelo Soliman. Da er sich bei Lebzeiten trotz seiner schwarzen Haut einer gewissen Beliebtheit erfreute, wurde er nach seinem Ableben ausgestopft und in ein Museum gestellt.
> Daß ein Schwarzer frei auf der Straße umherlief, dürfte vor der Zeit also, in der ich gezeugt und geboren bin, recht selten vorgekommen sein. *Es ging spazieren vor dem Tor/ein kohlpechrabenschwarzer Mohr*, heißt es im *Struwwelpeter*. Dieses schöne Bilderbuch ist zwar schon rund ein Jahrhundert früher und, daran glaube ich mich zu erinnern, in Frankfurt entstanden, war aber in meiner Kindheit in Wien noch immer recht populär. Daß das Ganz-einfach-Spazierengehen des sogenannten Mohren vor dem Tor derart hervorgehoben wird, deutet darauf hin, daß es sich eigentlich nicht gehört." (Henisch 2000: 89)

Der Protagonist zählt Situationen auf, in denen auf die Dichotomie Schwarz-Weiß rekurriert wird. Dabei wird das Weiß-Sein als Norm aufgefasst, während das Nicht-Weiße zum Anderen, Un-Normalen opponiert (Arndt/Hornscheidt 2009). Ein weiteres Beispiel liefert folgende Passage aus dem Roman:

> „Kam auf mich zu und blieb Aug in Aug mit mir stehen. Keinen Meter von mir entfernt, zwischen uns nur das Gitter. Dann nahm er den Kaugummi aus dem Mund und klebte ihn vor meiner Nase an die Drahtmaschen. Und sagte nicht mehr als drei Worte: Schleich dich, Murl! Die wienerische Wendung *schleich dich* signalisiert, daß sich jemand zurückhalten oder besser gleich auf möglichst unauffällige Weise trollen soll." (Henisch 2000: 88 f.)

Allerdings nicht nur eine direkte Ansprache an den Betroffenen gilt als Ausdruck rassistischer Gesinnung, sondern auch die Attribuierung mit „schwarz" konstruiert einen zum Objekt von Rassismus. In der Schule wird die Figur von dem Lehrer mit den Worten vorgestellt: „Unser

Peter hier, [...] ist zwar schwarz, aber sonst ist er sicher genauso ein Lausbub wie ihr. [...] [D]er schwarze Peter hat es nicht leicht unter uns, wir müssen also ganz besonders nett zu ihm sein" (Henisch 2000: 25). Es kann sicherlich nicht davon ausgegangen werden, dass der zitierten Aussage eine beabsichtigte denunzierende Botschaft innewohnt, nichtdestotrotz wird durch diese eine gewisse Kategorisierung in Gang gesetzt, die die Trennlinie zwischen „wir" und „er", also zwischen der In- und Outgroup zusätzlich hervorhebt. Der Farbe Schwarz wird im Roman eine zusätzliche Dimension verliehen, indem man diese mit der Sünde in Zusammenhang bringt. Während Vorbereitungen zur ersten heiligen Kommunion, belehre der Kaplan die Kinder, dass wenn man eine Sünde begehe, beflecke man sich. „Ein Fleck gibt den anderen. Bis unsere Seele ganz schwarz ist" (Henisch 2000: 49). Die Aussage legt Negativassoziationen nahe, dass das Schwarz mit etwas Sündhaftem/Unreinem konnotiert wird. Der bereits erwähnte Frantz Fanon weist darauf hin, dass der Archetypus der minderen Werte vom Neger dargestellt werde und dass dieser in allen zivilisatorischen und zivilisierten Ländern die Sünde symbolisiere, worauf auch Henischs Figuren rekurrieren (vgl. Fanon 1980: 118 f.). Die Äußerung des Kaplans lässt darüber hinaus bei Peter die Frage aufkommen, ob ein schwarzer Körper analogisch ein sündhafter Körper sei (vgl. Henisch 2000: 49). Die Farbsymbolik ist ein fester Bestandteil des Rassendiskurses geworden, „[i]m christlichen Mittelalter [z. B.] kennzeichnen die Farben Schwarz und Weiß als religiöse Symbole für (göttliches) Licht und (teuflische) Finsternis die Gegenüberstellung von Christen und Ungläubigen", wobei man Schwarz und Weiß zu diesem Zeitpunkt als Abstrakta betrachten muss, die erst im Laufe der europäischen Kolonialgeschichte und sozio-ökonomischer Umbrüche als binäre Gruppenzuweisung funktionieren (Husman 2010: 19). Die Hautfarbe wird mit Bedeutung aufgeladen und ist in diesem Fall als Synonym zu Rasse zu sehen, wodurch Wertungsmechanismen in Gang gesetzt werden, die eine rassistische Segregation zur Folge haben können. Während einer flüchtigen Begegnung Peters mit zwei schwedischen Jugendlichen, geben diese ihrem Erstaunen Ausdruck, dass „es auch *black Austrians* gibt" (Henisch 2000: 186). Ein „*austrichien noir*", (Henisch 2000: 187) wie es im Roman heißt, wird von vielen als ein Exotikum wahrgenommen.

Henischs Roman, der durch die postmodernen Identitäts- und Minoritäten-Diskurse sowie den Diskurs der kulturellen Differenzen (vgl. Michaels 2002: 243) geprägt ist, erfreut sich nicht nur aufgrund seiner literarischen Qualitäten großer Popularität, sondern auch deshalb, weil er ein aktuelles und dringliches soziales Problem anspricht. Der politisch korrekte Autor erzählt die Geschichte des „Schwarzen Peters" und skizziert gleichzeitig die Entwicklung Österreichs in den Nachkriegsjahren. Obwohl er den Fokus auf Wien richtet, wird ganz schnell klar, dass dieses Problem nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa gegenwärtig ist. Der Autor zeigt in seinem Roman, dass Rassismus und Intoleranz dem friedlichen Umgang mit dem kulturell Fremden im Wege stehen, was in der Aussage Peter Turrinis auf den Punkt gebracht wird:

> „Die Fremden erscheinen dem Österreicher nicht nur als Menschen mit anderem Namen, mit manchmal anderem Aussehen, nein, sie sind das Andere Schlechthin, das Fremde, das Andersartige, das, gemessen, an der eigenen Art, Entartete.
> Gegen dieses Fremde errichten die Österreicher Bollwerke: juridische und mentale.
> [...] Und es ist die Schande jedes einzelnen: der Fremde und das Fremde, dem gegenüber sich der Österreicher so abweisend verhält und sich dabei so besser und so erhaben fühlt- und sei es vom Fensterbrett seiner Wohnung aus −, geht unten vorbei, kommt ins Haus, ist nicht aufzuhalten, kommt in die Wohnung, nichts und niemand schützt den Österreicher vor diesem Fremden, denn die Wahrheit ist: der Österreicher, der so platzhirschig aus seinem Haus herausblickt, um auf die Fremden herabzuschauen, ist selbst ein Fremder. Das Fremde ist in ihm, es ist ein Teil von ihm, vor 50 oder vor 100 Jahren oder vor noch längerer Zeit ein Tscheche, ein Italiener, ein Slowene in dieses Land gekommen und der sitzt, tief verdrängt, in ihm. Jeder neue Fremde erinnert den Österreicher an diese Verdrängung und dafür haßt er ihn, wehr er ihn ab." (Turrini 1995)

Diese mentalen Bollwerke thematisiert auch Henisch, indem er die Rückkehr seiner Hauptfigur in ihre Heimatstadt schildert. Als Peter nach zweiundzwanzig Jahren nach Wien zurückkehrt, verliert er seinen Pass sowie sein Geld und wird verhaftet, da er ohne Erlaubnis auf der Straße musiziert. Die Polizei geht mit ihm recht brutal um und verdächtigt ihn − aufgrund seiner bloßen Hautfarbe −, ein Drogendealer zu sein. All seine Erklärungsversuche, dass er ein amerikanischer Bürger ist und früher sogar ein österreichischer gewesen war, bleiben erfolglos und können seine Inhaftierung nicht verhindern. Die penible Schilderung dessen, was auf dem Wiener Polizeikommissariat auf ihn zukommt, ist der sorgfältigen Recherche des Autors zu verdanken. Der geschilderte Vorfall spiegelt die reale Situation der Asylbewerber sowie die Vorgehensweise der Beamten in Österreich wider. Jarosch beobachtet treffend:

> „Andere Wiener mögen sich als sozusagen selbstverständliche Wiener vorkommen. Auch wenn ihre Vorfahren – Tschechen, Slowaken, Ungarn, Kroaten, Slowenen, Ruthenen, um nur einige zu nennen – von allen Ecken und Enden der ehemaligen Monarchie in die ehemalige Reichs-Haupt- und Residenzstadt zusammengeströmt sind. Das war sozusagen der Normalfall. Binnen zwei, drei Generationen sind diese Ursprünge in Vergessenheit geraten." (Henisch 2000: 323)

Umso mehr verwundert die Tatsache, dass in einer Stadt mit einem so reichen Kulturerbe jedwede Andersartigkeit sofort gebrandmarkt wird. Henischs Roman stellt nicht nur eine Auseinandersetzung mit erstarrten, stereotypen Bildern dar, sondern ist zugleich als ein eindringlicher Appell für mehr Akzeptanz und Toleranz im Sinne eines friedlichen Zusammenlebens verschiedener Kulturen, der angesichts aktueller Ereignisse umso relevanter zu sein scheint, zu lesen. Gleichzeitig veranschaulicht dieser, dass Gewaltakte nicht nur die körperliche Unversehrtheit, sondern auch oder vor allem die psychische Integrität antasten. Die sowohl im individuellen als auch im kollektiven Bewusstsein verankerten Denkstrukturen des „Fremdenhasses", die als eine Bedrohung erkannt und empfunden werden, führen zu einer irrationalen Abwehrhaltung gegen alles Fremde, was auch der Autor vor Augen führt und somit die herrschende Mentalität kritisiert. Indem Henisch von der Grundannahme ausgeht, die Diskriminierung ist permanent präsent, begibt er sich auf das Terrain gesellschaftlich relevanter aber auch akuter Themen und betont somit die Notwendigkeit der Narrativisierung Phänomene dieser Art sowie der literarischen Auseinandersetzung mit Gewalt. Nichtdestotrotz sind Texte, die Gewaltakte thematisieren weiterhin als solche zu betrachten, die künstlerische Repräsentationen darstellen und keinen Anspruch auf die Veränderung der Lebensrealitäten erheben.

Literaturverzeichnis

Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (Hgg.) (2009): Rassismus in Gesellschaft und Sprache. Ein Auszug aus: Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast Verlag. Verfügbar über: https://www.unrast-verlag.de/news/271-rassismus-in-gesellschaft-und-sprache (30.11.2016).

Bourdieu, Pierre (2012): Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. − Wien: new academic press.

Butler, Judith (2006): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke und Markus Krist. − Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Casper, Catharina/Rothermund, Klaus/Wentura Dirk (2010): Automatic Stereotype Activation is Context dependent. − In: Social Psychology, Vol 41(3), 131–136.

Close Ulmer, Anne (2003): Außenseiter in den Werken von Peter Henisch. − In: W. Grünzweig, G. Fuchs, (Hgg.): Peter Henisch. Dossier Bd. 21, 68−91. − Graz: Droschl.

Dobra, Nicolas (2007): Identität. Alterität. − Berlin: Kadmos.

Elspaß, Stephan/Maitz, Péter: Sprache und Diskriminierung. Einführung in das Themenheft. − In: P. Elspaß, P. Maitz (Hgg.): Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung. Themenheft: Sprache und Diskriminierung. 6/2011, 2−6.

Fanon, Frantz (1980): Schwarze Haut, Weiße Masken. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. − Frankfurt/M.: Syndikat.

Greve, Anna (2013): Farbe – Macht – Körper. Kritische Weißseinsforschung in der europäischen Kunstgeschichte. − Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.

Henisch, Peter (2000): Schwarzer Peter. Roman. Salzburg und Wien: Residenz.

Herrmann, Steffen K./Kuch, Hannes (2007): Verletzende Worte. Eine Einleitung. − In: S. K. Herrmann, S. Krämer, H. Kuch (Hgg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung, 7−30. Bielefeld: transcript.

Herrmann, Steffen K. (2013): Beleidigung. − In: Ch. Gudehus, M. Christ (Hgg.); Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, 110−115. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler .

Husmann, Jana (2010): Schwarz-Weiß-Symbolik. Dualistische Denktraditionen und die Imagination von »Rasse«. Religion – Wissenschaft – Anthroposophie. − Bielefeld: transcript.

Kuch, Hannes/Hermann, Steffen K. (2007): Symbolische Verletzbarkeit und sprachliche Gewalt. − In: S.K. Herrmann, S. Krämer, H. Kuch (Hgg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung, 179−210. Bielefeld: transcript.

Lobenstein-Reichmann, Anja (2011): Verbale Gewalt – ein Forschungsgegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. − In: P. Ernst (Hg.): Historische Pragmatik. Tagungsband zur Jahrestagung der Gesellschaft für Historische Sprachwissenschaft, 215−239. Berlin/Boston: de Gruyter.

Michaels, Jennifer E. (2002): The Jambalaya Principle: Otherness and Multiculturalism in Schwarzer Peter. − In: C. Decker (Hg.): Textual Strategies of Peter Henisch, 242−266. Riverside, California: Ariadne Press.

Parry, Christoph (2003): Zwischen Haut und Heimat. Zur Identitätskonstruktion in Peter Henischs Roman Schwarzer Peter. − In: W. Grünzweig, G. Fuchs (Hgg.): Peter Henisch. Dossier Bd. 21, 133−155. Graz: Droschl.

Posselt, Gerard (2014): Gerard Posselt im Interview mit Beate Hausbichler: „Gewalt wird zu einer perfiden Strategie“. − In: Der Standard vom 13.08.2014. Verfügbar über: http://derstandard.at/2000004295983/Gewalt-wird-zu-einer-perfiden-Strategie (30.11. 2016).

Raus, Michel (2003): In der Haut eines Außenseiters. − In: W. Grünzweig, G. Fuchs (Hgg.): Peter Henisch. Dossier Bd. 21, 212−214. Graz: Droschl.

Siebenpfeiffer, Hania (2013): Literaturwissenschaft. − In: Ch. Gudehus, M. Christ (Hgg.); Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch, 340−347. − Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.

Waldenfest, Bernhard (2006): Schattenrisse der Moral. − Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Wimmer, Franz M. (1997): Einleitung. − In: Rassismus und Kulturalismus. Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, 1. Hg. vom Institut für Wissenschaft und Kunst der Universität Wien.

Wimmer, Marta (2014): Poetik des Hasses in der österreichischen Literatur. Studien zu ausgewählten Texten. − Frankfurt/M.: Peter Lang.

Turrini, Peter (1995): Vorwort. − In: B. Engleder (Hg.): Die Fremden sind immer die anderen, ohne Seitenzahl. Wien: Unterstützungskomitee zu Integration von AusländerInnen.

Annotation

"They felt like they were one. I was the stranger." Language-based stigmatisation in Peter Henisch's novel *Schwarzer Peter"*

Marta Wimmer

Although violence is primarily understood as acts breaching upon one's physical integrity, in this case the focus is on the damage inflicted upon one's psyche. The story of the protagonist of the novel *Schwarzer Peter* (2000) by Peter Henisch depicts the process of his becoming increasingly stigmatised by racist words uttered by those around him. It also shows the main character's deepening alienation caused by the frequent emphasis put on the discrepancy between the colour of his skin and his place of origin. This paper goes beyond exploring the possibility to build a narrative of verbal violence. First and foremost, it sheds light on how deep words can cut, on how great their causative power is, to what extent they contribute to duplicating and reinforcing wrongful racial stereotypes.

Keywords: language-based stigmatisation, contemporary Austrian literature, verbal violence

Dr. Marta Wimmer
Adam-Mickiewicz-Universität Poznań
Institut für Germanische Philologie
(Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur)
Al. Niepodległości 4
PL–61874 Poznań
Polen
mwimmer@amu.edu.pl

Sprachverwendung in der ungarndeutschen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg

Orsolya Lénárt

1 Einleitendes

Die deutschsprachige Literatur Ungarns (früher des Königreichs Ungarn) blickt auf eine jahrhundertelange Geschichte zurück. Ihre Entwicklung wurde jedoch immer wieder durch Zäsuren geprägt. Die größten Umbrüche wurden zweifelsohne durch den Zweiten Weltkrieg bzw. nach 1945 durch die anschließende Vertreibung und Verschleppung der ungarndeutschen Minderheit unter dem Vorwand der Kollektivschuld verursacht. Die literarische Produktion des Ungarndeutschtums wurde zum Stillstand gebracht; von einem ‚Neuanfang' kann man erst ab den 1970er Jahren sprechen: Dank der Preisausschreibung der Neuen Zeitung unter dem Titel „Greift zur Feder!" (1972), gelang es allerdings, die zu dieser Zeit ‚verstummte' ungarndeutsche Minderheit zum Schreiben zu motivieren.

Der vorliegende Beitrag reflektiert das Thema „Gewalt und Sprache" vor allem hinsichtlich der Zusammenhänge zwischen (Staats)Gewalt, der Sprachverwendung und der literarischen Tätigkeit einer ethnischen Minderheit. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Nationalitäten- und Sprach(en)politik im kommunistischen Ungarn. Hiermit wird der Frage nachgegangen, unter welchen national-, sprach- bzw. kulturpolitischen Bedingungen sich diese Literaturszene nach dem Zweiten Weltkrieg (neu) gestalten konnte bzw. was die wesentlichen Charakterzüge der literarischen Tätigkeit der sog. Gründergeneration bzw. der sog. ‚älteren' Generation waren. Daneben sollen die Gründe sichtbar gemacht werden, warum sich manche Autoren für das Schreiben auf Ungarisch oder für die Zweisprachigkeit entschieden haben. Abschließend wird die in der Fachliteratur umstrittene Frage der Rezeption der ungarndeutschen Literaturszene angesprochen. Diese Fragestellung ist besonders relevant, da die Werke ungarndeutscher Autoren oft als Vorzeigeobjekte der sich als mustergültig präsentierenden ungarischen Nationalitätenpolitik rezipiert worden sind.

Im vorliegenden Beitrag werden Autorenbiographien näher analysiert, um den ‚sprachlichen' Hintergrund der ausgewählten Autoren wie Georg Fath (1910–1999), Franz Zeltner (1911–1992), Josef Mikonya (1928–2006), Engelbert Rittinger (1929–2000), Ludwig Fischer (1929–2012), Franz Sziebert (geb. 1929) Márton Kalász (geb. 1934) oder Erika Áts (geb. 1934) zu veranschaulichen. Dabei muss angemerkt werden, dass der Zugang der Autoren zu ihrer Sprache als Mittel literarischer (Selbst)Darstellung sehr unterschiedlich war. Manche griffen auf das Standarddeutsche oder auf das Ungarische zurück, aber es gab auch andere, die ihren Platz z. T. in der Mundartdichtung (wie z. B. bei Frank Zeltner) gefunden haben. Da die repräsentative Gattung der ungarndeutschen Literaturszene die Lyrik war und ist (abgesehen von einigen Romanen, die von ungarndeutschen Autoren in ungarischer Sprache verfasst wurden), wird die Analyse auf der Basis von Gedichten durchgeführt, die in der ersten Anthologie der Nachkriegszeit, die 1974 unter dem Titel *Tiefe Wurzeln* veröffentlicht wurde, erschienen.

2 Neuanfang nach 1945 – Politische Rahmenbedingungen im sozialistischen Ungarn

Wie oben angedeutet, stellen der Zweite Weltkrieg und dessen Folgen einen enormen Bruch in der mehr oder weniger kontinuierlichen Geschichte der deutschsprachigen Minderheit in Ungarn dar. Man muss sich aber auch die Tatsache vor Augen halten, dass eine gewisse historische Diskontinuität bereits in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu beobachten war. Wegen der Auflösung einer – wenngleich lockeren – regionalen Integrität des ungarländischen Deutschtums, wegen des Mangels an einer einheitlichen Regionalsprache (jedes Dorf bildete eine geschlossene Einheit), wegen des Umzugs der potentiellen Intelligenz in die Großstädte und schließlich wegen automatischer Assimilation konnte sich schlussendlich keine geeignete Grundlage für eine überregionale Minderheitenkultur und -literatur entwickeln (vgl. Propszt 1998: o.S). Diese negative Tendenz verstärkte sich mit der Vertreibung bzw. Verschleppung der Ungarndeutschen zwischen 1945 und 1948 unter dem Vorwand der Kollektivschuld, wodurch die ungarndeutsche Literatur eigentlich bis in die 1970er Jahre zum Erliegen gebracht wurde (vgl. Balogh F. 2009: 160.).

Was ist aber eigentlich mit dieser Volksgruppe nach 1945 passiert und was waren die Rahmenbedingungen der Neugestaltung der ungarndeutschen Literaturszene? Der ungarische Staat versuchte zwischen 1945 und 1955 die ungarndeutsche Volksgruppe durch Bestrafungsaktionen aufzulösen (vgl. Aschauer 1992: 286). Die Staatsmacht berief sich bei ihren Bestrafungsmaßnahmen gegen die Ungarndeutschen auf „Landesverrat" und „staatsbürgerliche Treulosigkeit". Beweggründe der Vertreibung waren 1) die sozio-ökonomische Komponente im Zusammenhang mit der Bodenreform,[1] 2) die außenpolitische Komponente bezüglich der Aufnahme der aus Siebenbürgen geflüchteten und ausgewiesenen Szekler und der ungarischen Bevölkerung aus den slowakischen Gebieten der Tschechoslowakei und 3) die Initiative zur Lösung der sog. „Schwabenfrage" (Pável 2006: 74-75). Die verschiedenen Statistiken geben die Zahl der wegen ihrer Nationalitätenzugehörigkeit zwischen 1945 und 1949 aus Ungarn vertriebenen Deutschen zwischen 177 000 und 230 000 an (vgl. Klinger 1993: 75). Neben der Vertreibung, der Umsiedlungen, der Bodenreform und dem Zwangseintritt in die Genossenschaften bewirkten die massenhafte Abwanderung aus dem ländlichen Raum (als Folge der Industrialisierung und Urbanisierung), dass das Ungarndeutschtum seit den 1950er Jahren nicht mehr als eine vorwiegend ländliche Bevölkerung bezeichnet werden konnte (vgl. Pável 2006: 77). In die 1950er und 1960er Jahre fiel also der vollkommene Umbruch der sozioökonomischen Verhältnisse. Durch die Kollektivierung der Landwirtschaft sowie durch die Industrialisierung, Urbanisierung und Mobilisierung hatten sich nicht nur die Siedlungs- und Berufsstruktur, sondern auch die Wohn- und Bildungsverhältnisse und das Identitätsbewusstsein der deutschen Minderheit verändert (vgl. Seewann 2012: 380.).

Die Assimilierung ethnischer Minderheiten wurde von der Nationalitätenpolitik Ungarns fortgesetzt und beschleunigt. In der Nachkriegszeit eignete sich die ungarische Nationalitätenpolitik – wie auch die anderer sozialistischer Staaten – die sog. ‚Automatismustheorie' an, in deren Sinne sich die Nationalitätenfrage und die Probleme der nationalen Minderheiten im sozialistischen System durch die Aufhebung der Klassengegensätze lösen sollten. Administrative Mittel gegen Minderheiten wurden zwar nicht angewendet, es wurde aber ebenso wenig die Bewahrung ihres Nationalbewusstseins unterstützt. Zu einer

[1] In den ungarndeutschen Siedlungsgebieten bildeten nämlich die den Ungarndeutschen gehörenden Mobilien und Immobilien die wirtschaftliche Grundlage für die Bodenreform. Vgl. u. a. mit Tóth 1995: 115f.

ersten Lockerung in der Nationalitätenpolitik kam es während der ersten Amtszeit des Ministerpräsidenten Imre Nagy. Als ein Zeichen der Entspannung kann die Gründung der Zeitschrift *Freies Leben* gelesen werden, deren erste Ausgabe im Juli 1954 erschien (vgl. Pável 2006: 79.). Allerdings muss man in Betracht ziehen, dass in der Redaktion des Organs *Freies Leben* kein einziger ungarndeutscher Redakteur tätig war! Am 1. Oktober 1955 kam es zur Gründung des Kulturverbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn,[2] der die Interessen der ungarndeutschen Autoren hätte vertreten sollen. Diese Organisation wurde von vielen als Vorzeigeobjekt einer ‚mustergültigen Nationalitätenpolitik' rezipiert; in Wirklich konnte sie ihre eigentliche Aufgabe nicht erfüllen (Propszt 1998: o.S.). 1956 wurde eine deutschsprachige Rundfunksendung in Fünfkirchen gestartet, deren Redakteur jedoch kein Deutsch sprach (vgl. Schuth 1990: 1-3.). Seit 1957 wurde das ungarndeutsche Jahrbuch *Deutscher Kalender* herausgegeben und im selben Jahr wurde an bestimmten Schulen neben dem Russischen das Erlernen einer zweiten Fremdsprache (meistens war es das Deutsche) erlaubt. Zur Förderung des Deutschunterrichts und der Volksbildung wurde 1958 auch der Deutsche Pädagogische Landesrat gegründet (vgl. Pável 2006: 79.). 1958 zählte man acht deutsche Kindergärten, 123 Grundschulen mit Deutsch als Lehrfach und vier Grundschulen mit muttersprachlichem Unterricht. Der Status der Nationalitätenschulen wurde im Frühjahr 1960 geändert: Auf Weisung des Bundesministeriums wurde der Schultypus mit ausschließlichem Unterricht in der Muttersprache durch eine Mischform ersetzt und der Sprachunterricht wurde auf zwei bis drei Wochenstunden reduziert. Die Zahl der Schulen mit Unterricht in einer Nationalitätensprache stagnierte bis 1968. Eine Wende in der Nationalitätenpolitik kam erst 1968 mit der Aufgabe der Automatismusthese. Wie auch in der *Népszabadság* am 6. 10. 1968 angekündigt, trat die Nationalitätenfrage in Ungarn in eine neue Phase. Das hieß auch, dass sich die Nationalitätenfrage nun nicht mehr ‚von selbst' lösen sollte, sondern die Minderheitenangehörigen in die sozialistische Gesellschaft integriert werden sollten (vgl. Propszt 2007: 83). Seitdem war die ungarische Nationalitätenpolitik darum bemüht, durch den Ausbau des Muttersprachenunterrichts die Pflege und Weitergabe der Muttersprache (die für die meisten Kinder, die zu einer autochthonen Minderheit gehörten, bereits eine Zweit- oder gar eine Fremdsprache geworden war) zu gewährleisten (vgl. Seewann 2012: 386-391.). Dieses Bestreben ist anhand der Zahl der Unterrichtsstunden in der Nationalitätensprache, der Lehrbücher etc. nachzuvollziehen.

Angesichts dieser Vorkommnisse liegt es auf der Hand, dass die ersten Versuche, die literarische Tradition der Ungarndeutschen fortzusetzen und Angehörige der ungarndeutschen Minderheit zur literarischen Tätigkeit anzuregen, erst in den 1970er Jahren begannen – auch wenn, wie bereits erwähnt, der „Vorgänger" der *Neuen Zeitung* bereits 1957 ins Leben gerufen wurde. Man darf jedoch nicht übersehen, dass diese ersten Versuche zur Etablierung einer tatsächlichen und effizienten Interessenvertretung nach Johann Schuth, Chefredakteur der Neuen Zeitung und Präsident des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, wohl zum Scheitern verurteilt waren. Mit der ‚Liberalisierung' der Minderheitenpolitik entstand dennoch nach und nach ein Freiraum für die sich langsam herausbildende deutschsprachige ‚Intelligenz' (vgl. Schuth 1990: 1-3.).

Als bedeutender Schritt galt 1972 die Gründung der Literarischen Sektion beim damaligen Demokratischen Verband der Deutschen in Ungarn (Vorläufer des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, kurz VUDAK). Sie hatte das Ziel, „im Dienste der Pflege und Erhaltung der Muttersprache, im Dienste der Befriedigung der ständig wachsenden kulturellen Bedürfnisse unserer deutschsprachigen Bevölkerung diejenigen Personen zu erfassen, die sich in deutscher Sprache schriftstellerisch betätigen können und wollen […] und für die

[2] Später wurde der Verband mehrmals umbenannt, seit 1989 heißt er Verband der Ungarndeutschen. Vgl. mit Ammon 2015: 338, sowie Kerekes 2010: 153.

Veröffentlichung ihrer Arbeiten systematische Möglichkeiten zu schaffen“ (zit. nach Schuth 1991: 63-65.). Hier muss angemerkt werden, dass der Deutschsprachigkeit der Texte in diesem Kontext eine wesentliche Bedeutung zukam: Die Möglichkeiten des Sprachgebrauchs waren bisher eingeschränkt und die ungarische ‚Hochsprache‘ dominierte. Dies wurde dadurch verstärkt, dass das ungarländische Deutschtum in den 1950er und 1960er Jahren wenig Kontakt mit dem ‚Vaterland’ und mit seiner ‚Muttersprache’ herstellen konnte. Die lokalen Dialekte wurden zurückgedrängt, ihre Kenntnis nahm schrittweise ab und das Ungarische übernahm langsam die Rolle der Standardsprache. In dieser Situation wurde die Losung der Neuen Zeitung „Greift zur Feder!“ zur Parole: Sie sollte „die Aufmerksamkeit der Interessenten auf die Wichtigkeit der aktiven Sprachpflege, des literarischen Schaffens“ lenken. Das Ergebnis dieses Aufrufes war ein „Ansturm“ deutschsprachiger Texte in den Kategorien (1) Erzählung, Novelle oder Kleinroman, (2) Gedicht, (3) lustige Geschichten, Szenen der Mundart und (4) Reportage, die 1974 in der Anthologie *Tiefe Wurzeln* veröffentlicht wurden (Greift zur Feder! 1972: 5.).

3 Tiefe Wurzeln und ihre Autoren – die ‚Gründergeneration’

Aus den rund hundert eingegangenen Schriften konnte 1974 die erste ungarndeutsche Nachkriegsanthologie *Tiefe Wurzeln* mit 13 Autoren in 5000 Exemplaren veröffentlicht werden. Die Rezeption des Bandes im In- und Ausland war jedoch widersprüchlich. Die Werke wurden zum Teil als klares Bekenntnis zum kommunistischen Ungarn gelesen; in ausländischen Periodika (z. B. in der Bonner *Kulturpolitischen Korrespondenz* und in den Münchner *Südostdeutschen Vierteljahresblättern*) wurden die Fehlleistungen, die Talentlosigkeit und Primitivität der Autoren hervorgehoben. Auf der anderen Seite wurde von ‚Insidern‘, die den Entstehungsprozess der nach 30 Jahren veröffentlichten Anthologie mitverfolgt hatten, die Geburtsstunde der ungarndeutschen Nachkriegsliteratur gefeiert (Pável 2006: 94). Ludwig Fischer (geb. 1929), Prosaautor aus Seksard, betonte, dass es bei dem Erstling „nicht um Literatur, sondern um unsere Identität ging“ (Fischer 1990: 7). Trotz der zum Teil nicht ungerechtfertigten Kritiken muss man meiner Ansicht nach diese Anthologie als ersten Versuch zum Neubeleben ungarndeutscher Literatur rezipieren, mit der, wie Georg Fath formulierte, „der erste Schritt für eine einheimische Literatur getan“ wurde (Fath 1975: 5).

Trotz jeglicher Kritik werden die Autoren der „älteren bzw. mittleren Generation“[3] als Nestoren der gegenwärtigen ungarndeutschen Autorengemeinschaft verehrt. Zu ihnen gehören u. a. Georg Fath (1910–1999), Franz Zeltner (1911–1992), Josef Mikonya (1928–2006), Engelbert Rittinger (1929–2000), Ludwig Fischer (1929–2012) und Franz Sziebert (geb. 1929). Ihre Werke zeugen von einer Platz- und Sprachsuche (Balogh F. 2009: 160.): Ihre Aufgabe war, die Literatur in den Dienst der deutschen Sprache und damit in den Dienst der Vergangenheitsbewältigung und Identitätssuche zu stellen. Daher bedeutete für diese Generation die Sprache ein Kernproblem, die mit der puren Existenz dieser Bevölkerungsgruppe zusammenhing (Propszt 1998: o.S.). An dieser Stelle sollen einige Anmerkungen zur Sprachverwendung der Ungarndeutschen festgehalten werden. Es

[3] Unter Generation soll in diesem Kontext eine Art von Schicksalsgemeinschaft verstanden werden, deren Mitglieder im etwa gleichen Lebensalter denselben gesellschaftlichen Ereignissen und Zuständen ausgesetzt wurden und eine gemeinsame Vergangenheit auf ähnliche Art und Weise verarbeiten. Autoren, die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geboren sind, pflegten ein anderes Gedankengut, als diejenigen, die in der Zwischenkriegszeit geboren sind, oder diejenigen, die als Kinder in der Nachkriegszeit nach ihrer Identität suchten. Die Bezeichnungen „ältere“, „mittlere“ und „jüngere“ Generation gehen aus der These hervor, dass die ungarndeutschen Autoren nach 1945 aufgrund ihrer alters- und berufsbedingen Intentionen Gruppen zugeordnet werden können. Vgl. Pável 2006: 103–104.

(ko)existieren hauptsächlich drei Varietäten im verbalen Repertoire der Sprachinselgemeinschaft, wobei teilweise markante generationsspezifische und regionale Differenzen vorliegen. Während die ältere Generation (vor allem diejenigen, die in den 1910er und 1920er Jahren geboren sind) Mundart beherrschte, fällt der Sprachschwund bereits bei der mittleren Generation deutlich auf. Parallel dazu gewann die ungarische Sprache immer mehr an Bedeutung (sie galt ja als Voraussetzung des beruflichen und sozialen Aufstiegs) und der Grad der Assimilation nahm zu (vgl. Regner 2012: 40.). So ist es nicht überraschend, dass das Ungarische für die Vertreter der jungen ungarndeutschen Generationen zur funktional primären Sprache und zu einem selbstverständlichen Kommunikationsmittel des Alltags avancierte. Die Existenz der ungarndeutschen Sprachinselvarietäten war trotz des Engagements von betroffenen Sprechern, Gruppen und Vereinen gefährdet und es stellte sich die Frage, ob die standarddeutsche Sprache die Funktion der schrittweise schwindenden Mundart ersetzen würde. Die Antwort hängt stark von diversen Faktoren, zum Beispiel von der Sprachkompetenz, von den Erwerbs- und Verwendungsmöglichkeiten oder von der Spracheinstellung und dem Sprachbewusstsein der Sprecher, ab (vgl. Huber 2010: 2.).

Das Erhalten der eigenen Sprache blieb in der Literatur der Gründergeneration (sowie der mittleren Generation) weiterhin im Mittelpunkt. Ihr literarisches Schaffen lässt sich aber vielmehr als Suche nach den eigenen Wurzeln charakterisieren, die die Schreibweise und die thematischen Schwerpunkte der Werke bestimmte. Aber wie ging diese Generation mit der Sprache um? Wird die Mundart, das Deutsche oder das Ungarische zum Schreiben verwendet oder gibt es eine andere Alternative? Zuerst möchte ich Engelbert Rittinger (1929–2000) erwähnen, dessen Gedichte die Suche nach dem eigenen Weg der ungarndeutschen Minderheit bzw. die Wiederentdeckung der Sprache der Vorfahren symbolisiert. Rittinger ist in einem kleinen Dorf im Komitat Branau/Baranya in Südungarn geboren. Er wurde nach seinen Studien Grundschullehrer für Ungarisch in einer kleinen Siedlung um Fünfkirchen/Pécs. Seine Lebensaufgabe sah er in der Bewahrung, Festigung und Entwicklung der kollektiven Identität dieses Ortes (vgl. Brantsch o.J. b.: o.S.). Er forderte von seinen ‚Landsmännern und Landsfrauen', dass sie Loyalität zum ungarischen Staat bewahren sollen, ohne die eigene Identität als Volksgruppe aufzugeben (vgl. Szabó 1990: 2.). Hierbei spielte die Frage der (Mutter)Sprache eine Schlüsselrolle. Dies zeigt sich z. B. im Gedicht *Ich nahm die Feder*, in dem Rittinger nach eigenem Bekenntnis zum ersten Mal versuchte „Ob noch geeignet mein Verstand / Zum schwäbischen Studieren" (Rittinger, Engelbert: Ich nahm die Feder. Zitiert nach: Szabó, Dezső o.J.: 2.). Neben dem kollektiven Charakter der Lyrik der sog. ‚Gründergeneration' kommt hier eindeutig das Bestreben zum Ausdruck, eine vielleicht in die Vergessenheit geratene Sprache wiederzuentdecken. Selbst die zur Parole gewordenen Titel sowohl des Gedichtes als auch des Bandes, die den Neuanfang inszenierten, zeigten, dass diese Literatur aus der Tiefe hervorgehoben werden muss. Die – vor allem lyrischen – Werke der Autoren der ‚älteren Generation' sollten nicht unbedingt als ästhetisch hochwertige Lektüren angesehen und nach diesem Maßstab bewertet werden. Sie sollten vielmehr als Suche einer Minderheitengruppe nach einer eigenen, literarischen Ausdrucksform gelesen werden.

Genauso wie für Rittinger galt für Georg Fath (1910–1999) das Schreiben nicht als Hauptberuf. Diese Autoren haben sich selber auch als ‚schreibende Arbeiter', ‚Hobbydichter' oder „als Laienschreiber" (Metzler 1985: 28) definiert. Sie verfügten über ein Poesieverständnis, das auf Klassik und Romantik ausgerichtet und von Themen wie Heimat und Muttersprache geprägt war, siehe z. B. die Gedichte *Einsamkeit* oder *Waldestrost* (vgl. Propszt 1998: o.S.). Diese Heimatverbundenheit ist ein wesentlicher Charakterzug der Lyrik der Gründergeneration, welche auch oft als das zweite Standbein der ungarndeutschen Literatur nach 1945 galt (vgl. Szabó, Dezső 2012: 2/4.).

Man muss betonen, dass die Mitglieder der hiermit besprochenen Generation überwiegend aus der bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Gesellschaft stammten, was nicht nur ihre

Themenwahl, sondern ihre Sprachverwendung beeinflusste. Sie beherrschten zum größten Teil eine ungarndeutsche Mundart. Neben Engelbert Rittinger, der neben dem Standarddeutschen ab und zu auch in Mundart gedichtet bzw. geschrieben hat, soll unbedingt Franz Zeltner (1911–1992) erwähnt werden, der als Mundartautor Gedichte in der Anthologie *Tiefe Wurzeln* veröffentlichte. Er stammte aus einer alten Brennberger (Brennbergbánya, in der Nähe von Ödenburg [Sopron]) Familie, deren männliche Angehörige traditionell schon seit Generationen im Bergbau arbeiteten. Er selbst konnte nicht Bergmann werden (vgl. Kerekes 2009: 15), galt aber als Chronist der Brennberger Bergwerke. Zeltner schöpfte aus seiner reichen Lebenserfahrung und entnahm seine Themen dem alltäglichen Leben: Familien- und Dorfereignisse, Menschen, denen er begegnete. Diese Themenwahl spiegelt sich in seinen Gedichten (z. B. *Der Fernsehschlof*) genauso wieder wie in seinen Kurzerzählungen, wie z. B. *Ein heißer Tag* (vgl. Pável 2006: 155-156.).

Eine gewisse Sonderstellung in der ungarndeutschen Literaturszene hatte die Dichterin Erika Áts (geb. 1934) inne (vgl. Regner 2012: 70), die oft als die „Urmutter der neueren ungarndeutschen Literatur" (Brantsch o.J.a: o.S.) bezeichnet wurde. Einerseits schlägt sie eine Brücke zwischen zwei Dichtergenerationen, da sie „sowohl inhaltlich als auch formell den Sprung über eine bloße Selbstdarstellung der ungarndeutschen Nationalität hinaus" (Pável 2006: 110) schaffte. Der Kritiker János Szabó bezeichnet ihren Band *Gefesselt ans Pfauenrad* als die ästhetisch wertvollste Leistung unter den ungarndeutschen Publikationen der Nachkriegszeit (vgl. Szabó 1990: 59.). Eines ihrer bekanntesten Werke ist das Kindergedicht *Ahners Lied*, in dem sie der Großelterngeneration zu recht ein Denkmal setzte (vgl. Bechtel/Szendi o.J.: o.S.). Andererseits kommt sie nicht aus dem ungarndeutschen Dorfmilieu. Sie erwarb ihr ausgezeichnetes Standarddeutsch als Kind einer ungarischen Bürgerfamilie aus Miskolc, die im Herbst 1944 nach Deutschland evakuiert wurde, und hatte nach ihrer Rückkehr nach Ungarn (1948) weniger Schwierigkeiten, auf Deutsch zu schreiben, als ihre Schriftstellerkollegen, die sich das Standarddeutsch entweder autodidaktisch oder als Erwachsene angeeignet hatten und es dementsprechend oft nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrschten (vgl. Pável, 2006: 109.). Auch die Form ihrer Lyrik lässt Erika Áts als Außenseiterin erscheinen, da ihr Poesieverständnis gänzlich von dem ihrer Schriftstellerkollegen abweicht und nur auf Grund der Thematik zum Kanon zugeordnet werden kann.

In diesem Zusammenhang möchte ich Márton Kalász (geb. 1934), ehemaliger Vorsitzender des ungarndeutschen Autorenverbandes, als weiteren ‚Outsider' erwähnen. Er ging, genauso wie Erika Áts, einen Sonderweg: Auch ihm gelang es, ein höheres ästhetisches Niveau in seinen literarischen Werken zu erreichen, die von der Literaturkritik ebenfalls positiv aufgenommen wurden. Er schrieb allerdings trotz erster Versuche mit dem Deutschen auf Ungarisch, ohne seine Herkunft zu leugnen. Der 1934 in Schomberg geborene Autor (dt. auch als Martin Christmann bekannt) avancierte schließlich zu einem ungarischen Autor (vgl. Szabó, Dezső o.J.: 3), der dank seinen Romanen wie *Téli bárány* (Winterlamm) oder *Tizedelőcédulák* (Dezimierungszettel) zugleich als Chronist der Ungarndeutschen wahrgenommen werden kann.

4 Zusammenfassung

Zum Schluss ist anzumerken, dass die Vertreter dieser „Pionierzeit", die durch eine bestimmte Lebenswelt und einen bestimmten Erfahrungshorizont miteinander verbunden waren, das Schreiben als Dienst an der Volksgruppe auffassten. Aus diesem Grund ist in ihrem Stil eine pädagogische Intention bzw. eine wehmütige Melancholie spürbar. Dies bestimmte auch ihre literarische „Toolbar". Einerseits orientierte sich ihr Schaffen maßgebend an der Gesellschaft

und verfügte über einen starken kollektiven Charakter. Dadurch trugen sie zum „Sich-Wiedererkennen“ der ungarndeutschen Gemeinschaft bei. Thematisch konzentrierten sie sich auf das Erzählen der Weltkriegszeiten, auf den Heimatverlust und auf die Sehnsucht nach dem alten Leben (vgl. Propszt 1998: o.S.). Wurzellosigkeit und das Gefühl des Alleinseins bestimmen diese durch Wehmut und Nostalgie geprägten Werke (vgl. Szabó, Dezső o.J.: 3.).

Ein weiteres, prägendes Element ihres literarischen Schaffens war, dass sich diese Autoren ihre literarische Bildung fast ausnahmslos autodidaktisch angeeignet hatten. Die Stammgarde – abgesehen von wenigen Ausnahmen wie Erika Áts – hielt an Traditionen fest. Für sie galten die romantische Versdichtung und der Stil u.a. von Schiller, Lenau, Mörike, Petőfi oder Ady als Vorbilder. Diese Autoren wollten das Erbe ihrer Ahnen weiterführen, darunter vor allem die von vielen als Muttersprache gesprochene Mundart (vgl. Pável, 2006: 106.).

Die Frage, die ich abschließend ansprechen möchte, liegt auf der Hand: Wieso wurde vor diesem Hintergrund nicht ausschließlich in Mundart geschrieben? Dieses Problem reflektierte auch der Mundartdichter Frank Zeltner treffend: „Ich habe ein Publikum im Heimatdorf. Wir sind 1000 Einwohner […]“ (zit. nach Metzler 1985: 17.). Es darf nicht vergessen werden, dass die Leserschaft in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg vom Lesen in deutscher Sprache ‚abgewöhnt“ war, weshalb Mundarttexte auf wenig Resonanz stießen. Damit sind wir zum eigentlichen Kernproblem der ungarndeutschen Literatur gelangt, welches ihre Gegenwart und Zukunft gleichermaßen bestimmt: Diese Sparte der Literatur steht zwischen zwei Nationalliteraturen. Das ungarische Publikum kann – aus Mangel an ausreichenden Sprachkenntnissen und Kenntnissen von der Geschichte der ungarndeutschen Minderheit – nicht angesprochen werden und den ungarndeutschen Autoren gelang es auch nicht wirklich, das deutschsprachige Publikum zu erreichen. Insbesondere die Rezeption des Neuanfangs in den 1970ern scheint mir problematisch zu sein: Die Mitte der siebziger Jahre im Entstehen begriffene ungarndeutsche Gegenwartsliteratur war zwar mit ästhetischem Maßstab gemessen bescheiden, sie bewies aber durch ihre entschlossenen Vertreter bis in die folgenden Jahrzehnte Lebensfähigkeit. Die ungarndeutschen Autoren waren bestrebt, durch ihre literarischen Bemühungen die ungarndeutsche Identität ihrer Landsleute zu fördern und durch die Pflege ihrer Muttersprache zum Erhalt der ungarndeutschen nationalen Minderheit beizutragen (vgl. mit Pável 2006: 95.). Einen Ausweg aus dieser marginalisierten Situation könnte die Auseinandersetzung mit den kritischen Stimmen bedeuten; statt Verharren auf alten Denk- und Darstellungsschemata sollten die Autoren ihren eigenen individuellen Ton im Umgang mit der Geschichte und Tradition ihrer Minderheitengruppe finden.

Literaturverzeichnis

Ammon, Ulrich (2015): Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt. – Berlin [et. al.]: De Gruyter.

Aschauer, Wolfgang (1992): Zur Produktion und Reproduktion einer Nationalität. Die Ungarndeutschen. – Stuttgart: Steiner.

Balogh F., András (2009): Német-magyar irodalmi együttélések a Kárpát-medencében [Deutsch-Ungarisches Zusammenleben im Karpathenbecken]. – Budapest: Argumentum.

Bechtel, Helmuth; Szendi, Zoltán (o.J.): Tradition und Modernität in der ungarndeutschen Literatur. Online-Lehrbuch: http://udpi.hu/lehrbuch/index.php/die-ungarndeutsche-literatur (abgerufen am 13.1.2017).

Brantsch, Ingmar a. (o.J.): Áts Erika. In: Kulturportal West-Ost. Online: http://kulturportal-west-ost.eu/biographies/ats-erika-2

Brantsch, Ingmar b. (o.J.): Engelbert Rittinger. In: Kulturportal West-Ost. Online: http://kulturportal-west-ost.eu/biographien/rittinger-engelbert-2 (abgerufen am 13.1.2017).

Fath, Georg (1975): Betreffend "Tiefe Wurzeln" – In: Neue Zeitung 12, 5.

Fischer, Ludwig (1990): Die ungarndeutsche Literatur anders gesehen. – In: Neue Zeitung 10, 7.

Greift zur Feder! (1972) – In: Neue Zeitung 15, 5.
Huber Ágnes (2010): Sprachgebrauch und Identitätsbewusstsein junger ungarndeutscher Erwachsener. Thesen der Dissertation. – Budapest. Online: http://doktori.btk.elte.hu/lingv/hornyaknehuberagnes/thesis.pdf (abgerufen am 13.1.2017).
Kerekes, Gábor (2009): Franz Zeltner. – In: Vörösvári újság [Werischwarer Zeitung] 5, 15. online: http://pilisvorosvar.hu/vorosvariujsag-regi/2009/majus/15.php (abgerufen am 13.1.2017).
Kerekes, Gábor (2010): Goethe, Golf, Adolf und die Toten Hosen : das Bild der Ungarn von Deutschland und den Deutschen. In: Deutsch als Fremd- und Minderheitensprache in Ungarn: historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven. Hg. von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. – Baltmannsweiler : Schneider Verl. Hohengehren, 147–179.
Klinger, András (1993): Die Deutschen von Ungarn. 1941–1980. – In: Kovacsics, József: Die Deutschen in Ungarn zwischen 1870–1980. Budapest: ELTE, 1–29.
Metzler, Oskar (1985): Gespräche mit ungarndeutschen Schriftstellern. – Budapest: Lehrbuchverlag.
Pável, Rita (2006): Entwicklungsgeschichtliche Erwägungen zur ungarndeutschen Literatur o mit besonderer Rücksicht auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dissertation. – Budapest.
Propszt, Eszter (1998): Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur unter literatursoziologischem Aspekt. – In: TRANS. Internetzeitschrift für Kulturwissenschaften 3. Online: http://www.inst.at/trans/3Nr/propszt.htm (abgerufen am 17.3.2015).
Propszt, Eszter (2007): Zur interdiskursiven Konstruktion ungarndeutscher Identität in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. – Würzburg: Königshausen & Neumann (= Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft, 609).
Regner, Erika (2012): Die ungarndeutsche Literatur im 21. Jahrhundert. Diplomarbeit. –Wien.
Rittinger, Engelbert: Ich nahm die Feder. Zitiert nach: Szabó, Dezső (o.J.): Tendenzen der ungarndeutschen Literatur seit den 1970er Jahren. Online: http://www.ungarndeutsche.de/de/cms/uploads/ungarndeutsche%20Literatur_D%20Szabo.pdf (abgerufen am 13.1.2017).
Schuth, János (1990): Zur Standortbestimmung der ungarndeutschen Literatur. – In: Signale 7, 1–3. Online: http://www.litde.com/sonstige/zur-standortbestimmung-der-ungarndeutschen-literatur.php (abgerufen am 13.1.2017).
Schuth, Johann (1991): "10 Jahre Literarische Sektion: 7 Bücher in 17000 Exemplaren". – In: János Szabó und Johann Schuth (Hgg.): Ungarndeutsche Literatur der siebziger und achtziger Jahre: Eine Dokumentation. – München: Südostdeutsches Kulturwerk 63–65.
Seewann, Gerhard (2012): Geschichte der Deutschen in Ungarn: Band 2: 1860 bis 2006. – Marburg: Verlag Herder-Institut.
Szabó, Dezsö (2012): Gibt es eine ungarndeutsche Literatur heutzutage? – In: Signale 29, 2/4.
Szabó, János (1990): Engelbert Rittinger. – In: Signale 7, 2.
Szabó, János (1990): Über die zeitgenössische ungarndeutsche Literatur. – In: Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik 2, 59.
Tóth, Ágnes (1997): Das Zusammenwirken von Bodenreform, Binnenmigration und Aussiedlung der Deutschen im Jahre 1945/46. – In: Gerhard Seewann (Hg.): Migration und ihre Auswirkungen. Das Beispiel Ungarn 1918–1995. München: Oldenbourg. 115–126.
Tóth, Ágnes (2001): Migrationen in Ungarn 1945–1948: Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch. – München: Oldenbourg.

Anntotation

Language use of German Hungarians in their literature after the World War II

Orsolya Lénárt

This paper deals with the language and literature of the German(speaking) minority in Hungary after WWII. The German literature in Hungary (and in the Hungarian kingdom) has a long history until WWII. Its continuous development was intercepted after 1945–1948, when the German-speaking community was seen as scapegoat for the atrocities of Nazi Germany and about 600.000 civilians were deported by the Comunist regime. The author of the paper is trying to answer the following questions: How was it possible to rebuild the German literature in Hungary after this break? How were the political conditions for rebuilding such a literary community? Which language was used by German-Hungarian authors (dialect, standard German or Hungarian)? How can their literature be characterized? What are central topics? These questions are relevant because the German-Hungarian literature after 1945 was seen as a showpiece of the Hungarian nationalities policy during the Communism.

Keywords: German literature in Hungary after 1945, World War II, nationalities policy, bilingualisms

Dr. Orsolya Lénárt
Andrássy Universität Budapest
Lehrstuhl für Kulturwissenschaften
Pollack M. tér 3
H–1088 Budapest
orsolya.lenart@andrassyuni.hu

Die Rolle des Translators als „Mediator“ zwischen „gewaltlosen“ Welten und Kulturen

Jana Lauková

1 Einführung

Konflikte erfüllen eine wesentliche Funktion in der Zusammenarbeit der Menschen. Sie werden meistens allgemein nur als negativ angesehen, sie können jedoch auch positive Funktionen haben.

Dieser Beitrag fokussiert sich auf die Rolle des Translators als „Mittler/Mediator“ und der Translation als eines Produkts, d. h. eines zielsprachlichen Textes, der auf der Grundlage eines ausgangssprachlichen Textes entstanden ist, in Bezug auf verschiedene mögliche Konfliktsituationen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht auch die interkulturelle Funktion der Übersetzung als einer sog. sprachlichen „Mittlerin“ zwischen unterschiedlichen Welten und Kulturen in der heutigen globalisierten Welt.

Folgende Gesichtspunkte bezüglich der bestehenden Problematik werden behandelt:
a) mögliche Konfliktsituationen, ihr Sinn und ihre Funktionen unter translatologischem Aspekt allgemein,
b) der Translator und die Translation als „Mittler“ („Mediator“) zwischen verschiedenen Kulturen und die Kulturkompetenz.

Das primäre Ziel ist, alle diese Faktoren zu benennen, zu beschreiben, zu charakterisieren und Überschneidungspunkte anzudeuten.

Mein Beitrag ist folgenderweise konzipiert: Vorerst werden kurz und knapp die Konflikte als solche beschrieben, d. h. eine kurze Charakteristik der Konflikte und möglicher Konfliktsituationen und ihre Funktion im heutigen Leben des Menschen (auch kurz in Bezug auf die Translation). Anschließend wird die Rolle und Funktion des Übersetzers beschrieben und dargestellt, die Rolle der Übersetzung als Mittlerin zwischen verschiedenen Welten und Kulturen sowie auch die Kulturkompetenz eines Translators. Der Fokus liegt auf der Betonung der bedeutenden Rolle und Funktion der Übersetzung (eines sprachlichen Produkts) als Mittlerin zwischen verschiedenen Welten und Kulturen.

2 Konflikte und ihre Funktion im Leben der heutigen Menschen

Der Begriff „Konflikt“ stammt aus dem 18. Jahrhundert und ist dem lateinischen Substantiv conflictus entlehnt. Den Überlieferungen nach umschrieb dieses Wort das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Meinungen, Auseinandersetzungen und auch den inneren Zwiespalt. Das konstruktive Austragen von Konflikten (zur rechten Zeit) wurde von den frühen Gelehrten geschätzt und als notwendige Voraussetzung für die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen erkannt (vgl. http://www.bildungsxperten.net/ratgeber/konfliktfaehigkeit/, 24.5. 2016). „Konflikte sind Spannungssituationen, in denen Menschen, die in einem sozialen System interagieren, Unvereinbarkeiten im kognitiven, emotionalen und handlungsbezogenen Bereich erleben“. Von einem Konflikt (von lat. confligere, „zusammentreffen, kämpfen“; conflictum) spricht man, wenn Interessen**,** Zielsetzungen oder Wertvorstellungen von Personen, gesellschaftlichen Gruppen, Organisationen oder Staaten miteinander unvereinbar sind oder

unvereinbar erscheinen (Intergruppenkonflikt). Dabei lässt sich zwischen der Konfliktstruktur, den einen Konflikt begleitenden Gefühlen (z. B. Wut) und dem konkreten Konfliktverhalten (z. B. tätliche Aggression) unterscheiden. Ein Konflikt entsteht zwischen zwei oder mehreren Personen bzw. Konfliktparteien (wer?) und mindestens einer Konfliktursache (was?) und einem Konfliktverhalten (wie?). Zur Beschreibung von Konflikten werden verschiedene Kategorien verwendet: Beteiligte und Betroffene, Interessensgegensatz, Konfliktart, Ursachen von Konflikten, Konfliktlösung, Strategien in der Konfliktlösung. Es gibt zahleiche verschiedene Bereiche, in denen ein Konflikt auftreten kann, z. B. in der Familie, in Gruppen, in der Schule, in der Natur, in der Wirtschaft, zwischen Generationen, ethnischen Gruppen usw.

Ein Konflikt liegt immer dann vor, wenn Bedürfnisse, Interessen, Erwartungen, Handlungsintentionen oder Zielvorstellungen aufeinander treffen, die – wenigstens in ihrer gegenwärtigen Form – nicht miteinander vereinbar sind. Sachliche Meinungsverschiedenheiten sind so lange kein Konflikt, wie beide Seiten die Unterschiedlichkeit ihrer Sichtweisen hinnehmen, ohne daraus Bekehrungsabsichten abzuleiten. Erst durch die Erwartung, der andere müsse sich der eigenen Meinung anschließen („Sie sehen die Sache falsch, Sie müssen sie so sehen wie ich!“), entsteht ein Konflikt, oder zumindest ein Konfliktpotenzial, was wiederum nichts Schlimmes ist, sondern ein unvermeidlicher Bestandteil menschlichen Zusammenlebens und Zusammenarbeitens. Konflikte sind zunächst einmal weder negativ noch dramatisch. Sie sind so lange kein wirkliches Problem, wie die Beteiligten anständig miteinander umgehen, das heißt, sich gegenseitig achten, und nach einer Lösung suchen, die für beide Seiten annehmbar ist. Unangenehm und bedrohlich werden Konflikte erst, wenn eine Seite versucht, der anderen ihre Vorstellungen gegen deren Willen aufzunötigen. Die effizienteste und eleganteste Art, mit Konflikten umzugehen, ist, sie gar nicht erst entstehen zu lassen, d. h. Konfliktprävention. Da die Ursache der meisten Konflikte in enttäuschten Erwartungen liegt, steht zwangsläufig das sog. „Erwartungsmanagement“ im Zentrum der Konfliktprävention.

Die Konfliktprävention ist tatsächlich nichts anderes als das ständige Wahrnehmen, Herausarbeiten und Abgleichen von Erwartungen. Wer frühzeitig erkennt, welche Erwartungen seine Umgebung an ihn hat, und klärt, ob er diesen Erwartungen entsprechen kann und will, beugt auf diese Weise möglichen Enttäuschungen vor. Damit erspart er sich die Konflikte, die aus diesen Enttäuschungen erwachsen können. Vielfach sind Erwartungen nicht einmal den Betreffenden selbst klar: z. B. „Ich kann es nicht beschreiben, aber das merkt man doch intuitiv, ob es in die richtige Richtung geht oder nicht!“ Diese Denkweise stellt die Adressaten vor ein unlösbares Dilemma: Sie sollen Erwartungen gerecht werden, die nicht einmal den Betreffenden selbst so richtig klar sind. Gerade wegen dieser Schwierigkeiten ist die Fähigkeit, Erwartungen zu erkennen und zu klären, eine äußerst wichtige und wertvolle Führungsqualität. Permanentes Erwartungsmanagement ist und bleibt die effizienteste Form des Konfliktmanagements. Das gilt schon deshalb, weil Konflikte umso schwieriger zu managen bzw. zu lösen sind, je weiter sie sich aufgeschaukelt haben – bis am Ende der Eskalation keine Vermittlung mehr möglich ist. Die Früherkennung und Prävention von Konflikten entlastet daher nicht nur das Klima, sondern verbessert auch erheblich die Effizienz der Zusammenarbeit und hilft.

Auch wenn es auf den ersten Blick vielleicht gar nicht so erscheinen mag, erfüllen Konflikte eine wesentliche Funktion in der Zusammenarbeit der Menschen (vgl. Molnárová 2014: 100). Sie werden meistens allgemein nur als negativ angesehen, sie können jedoch auch positive Funktionen haben. Zu solchen positiven Funktionen gehören beispielsweise Freisetzung von Energie, Erhöhung der Kreativität, Rollenerklärung in einem Team (z. B. Arbeitsteam), Schaffung einer persönlichen Arbeitsatmosphäre, Erhöhung der Innovationsbereitschaft, Lösung festgefahrener Strukturen u. a.

Man fragt logischerweise nach dem Sinn von Konflikten – folgend werden nur einige Aspekte genannt: Konflikte verdeutlichen Unterschiede, d. h. sie können dabei helfen, eigene

Eigenschaften, Fähigkeiten und Stärken besser kennen zu lernen; sie schaffen Einheit, d. h. durch die Konfliktbearbeitung wird der Außenseiter re-integriert oder ausgestoßen, die Gruppe findet zu einer Einheit. Konflikte zeigen Komplexität auf, d. h. so wird die Vielfalt und Verschiedenheit von Sachverhalten und Personen herausgearbeitet, die ohne Konflikt nicht wahrgenommen wäre. Diese Wahrnehmung kann dann neue Chancen zur besseren Ressourcennutzung bieten. Konflikte können weiterhin Gemeinsamkeiten finden, Veränderungen einleiten und Bestehendes erhalten.

Die Bewältigung von Konflikten impliziert dabei nicht nur die Suche nach einer angemessenen Lösung, sondern auch das Schaffen einer Basis, die gute Beziehungen, Toleranz**,** Offenheit und den Aufbau einer fairen Streitkultur befördert. Voraussetzungen für ein konfliktfähiges Handeln sind beispielsweise:

- Einfühlungsvermögen in zwischenmenschlichen Prozessen, frühzeitiges Erkennen einer Konfliktsituation,
- keine Scheu und kein grundsätzliches Vermeiden vor Konflikten, denn sie können durch eine Veränderung der Situation zu Verbesserungen führen,
- Verständnis von Selbst- und Fremdwahrnehmung,
- Empathie und Bereitschaft, die Ansichten der anderen Streitpartei zu verstehen sowie
- ein gesundes Maß an Selbstbewusstsein und Selbstbehauptung.

Der Grundstein für diese Kompetenzen wird bereits in den frühen Entwicklungsjahren eines Kindes gelegt. Kinder sind weniger konfliktfähig als Erwachsene, aber auch in gleichaltrigen Gruppen kann es konfliktfähige und -unfähige Menschen geben. In demokratischen Gemeinschaften ist Konfliktfähigkeit eine wichtige personale Eigenschaft und Kompetenz. Nach Ansicht von Pädagogen kann Konfliktfähigkeit erlernt werden. Nicht nur Persönlichkeitsmerkmale können das konfliktfähige Handeln beeinflussen, sondern auch materielle Voraussetzungen spielen unter Umständen eine Rolle. Ein Beispiel dafür ist die gesellschaftliche Stellung von Frauen. Bis ins 20. Jahrhundert hinein waren die Frauen aufgrund ihrer beschränkten Erwerbs- und Handlungsmöglichkeiten weniger konfliktfähig als Männer, da sie sich meist in einer Abhängigkeit zum Mann befanden. Zur konstruktiven (dienlichen, förderlichen) Konfliktlösung muss von der emotionalen Ebene (Beziehungsebene) Abstand genommen werden, so dass der Gegenstand auf einer sachlichen Ebene (Inhaltsebene) erörtert werden kann.

Auch Translatoren (Übersetzer und Dolmetscher) können in ihrem anspruchsvollen Beruf in potenzielle Konfliktsituationen, sogar in eine eventuelle Lebensgefahr geraten. An dieser Stelle spreche ich nicht von einem potenziellen Konflikt zwischen dem Auftraggeber und dem Übersetzer oder Dolmetscher, wo auch zu Konflikten kommen kann, z. B. wegen finanziellen Mitteln, einer schlechten oder ungenügenden gegenseitigen Absprache bezüglich des Auftrags usw. Eher meine ich Situationen, wenn z. B. ein Dolmetscher in Krisen-, Konflikt- oder Kriegszonen zu arbeiten hat oder wenn sich ein Übersetzer z. B. an einer Übersetzung von literarischen oder künstlerischen Werken beteiligen, die einigen radikalen/terroristischen/ religiösen Kreisen ideologisch kontern – so war das beispielsweise mit der Übersetzung Salman Rushdies *Satanic Verses*; in der Geschichte der Bibelübersetzungen findet man ähnliche Beispiele (Hieronymus, Martin Luther usw.) (vgl. Ribarich 2008: 38, zitiert in Bohušová 2011: 37). In solchen Fällen ist der Beruf des Translators objektiv gefährlich. Übersetzer und Dolmetscher sollten Friedensbotschafter, neutrale Vermittler, Förderer und Garanten einer reibungslosen Kommunikation (interkulturellen Dialogs) mittels eines schriftlichen Kommunikats sein. Sie sollen als diskrete und effiziente Akteure der Verständigung zwischen den Völkern dienen.

3 Übersetzung als Mittlerin zwischen Kulturen (Rolle des Übersetzers als eines Vermittlers/Mediator zwischen Welten und Kulturen)

Die Bedeutung des Sprachmittlerberufs, exakter des Sprach- und Kulturmittlerberufs, hat sich in den letzten Jahrzenten im Gefolge der sich ständig weiterentwickelnden internationalen Wirtschaftsbeziehungen einschließlich des Transfers von technischen Knowhow weiter erhöht (vgl. Kautz 2002: 17). Translation als Tätigkeit hat in jüngerer Vergangenheit eine neue Bedeutung in der internationalen Kommunikation erlangt.

Wie es Kautz (2002: 17) anmerkt, paradoxerweise hat die Ausweitung der internationalen Kommunikation in gewisser Weise aber auch zu einer Abwertung des Translatorenberufs in der Öffentlichkeit geführt: Heute werden nämlich Fremdsprachenkenntnisse (meist Englischkenntnisse) quasi bei jedem Gebildeten vorausgesetzt und es ist weit verbreitet, dass es beim Übersetzen und Dolmetschen nur auf Sprachkenntnisse ankommt, was natürlich ein Missverständnis ist. Aus diesem Grund erfreut sich der Beruf des Translators nach wie vor keines sehr hohen Ansehens.

Ich habe an dieser Stelle absichtlich den Terminus „Translator“ als Oberbegriff für Übersetzer und Dolmetscher gewählt, weil es meines Erachtens im Zusammenhang mit dem zu behandelnden Thema treffender ist und weil ich in diesem Beitrag auch Dolmetscher kurz erwähne. Die Translatoren sind (Text-)Fachleute, die auf der Grundlage von schriftlichen oder mündlichen Informationsvorlagen Kommunikate (Texte) produzieren, „mit denen andere kommunizieren“ (vgl. Kautz 2002: 16).

Es ist nicht zu bezweifeln, dass ein Translator vieles mit dem Redakteur, dem Autor, dem Medienfachmann – der Dolmetscher sogar mit dem Schauspieler – gemeinsam hat. Im „Berufsbild“ des BDÜ wird als typisches Tätigkeitsfeld von Translatoren die Arbeit eines Sprachmittlers skizziert, der als Angestellter einer Firma, Behörde o. ä. oder als Freiberufler (Freelancer – entweder auf eigene Rechnung oder im Auftrag einer Agentur) schriftliche bzw. mündliche Texte aus einer Sprache in eine andere überträgt und oft auch die Korrespondenz mit fremdsprachlichen Partnern übernimmt (vgl. Kautz 2002: 18). Der Translator dient nicht nur als ein Vermittler zwischen zwei oder mehreren Personen und zwischen zwei oder mehreren Sprachen, die diese Individuen sprechen, sondern er ist ein Vermittler zwischen zwei oder mehreren Kulturen, die von dem Kommunikationsprozess beeinflusst werden. Der Weg zur translatorischen Kompetenz beginnt nämlich schon bei dem Fremdspracherwerb.

Es zeigt sich seit einigen vielen Jahren, wie sehr die Kommunikation zwischen Kulturen von jeweils verschiedenen Werten, Normen, Erfahrungen und Erwartungen geprägt ist und was dies für den Translator bedeutet: Soll Translation eine interkulturelle Kommunikation ermöglichen, so muss der Translator über eine spezifische Kulturkompetenz verfügen. Diese umfasst nach dem hier vorgestellten Modell nicht nur eine genaue Kenntnis der eigenen wie der fremden Kultur. Der Translator sollte außerdem über die Fähigkeit verfügen, beide Kulturen bezüglich ihrer gegenseitigen Fremdbilder (Vorurteile, Stereotype, Idealvorstellungen etc.) einzuschätzen, um interkulturellem Missverstehen gegebenenfalls translatorisch entgegensteuern zu können. Die genannten Aspekte werden in den späteren Ausführungen präsentiert.

In der Sprachdidaktik wird häufig auch der Begriff Mediation verwendet. Im Unterschied zur Translation hebt der Begriff Mediation hervor, dass sich der Übersetzer oder Dolmetscher als Mediator in einer Vermittlungsposition zwischen zwei Personen befindet, die keine gemeinsame Sprache sprechen. Wie auch schon vorher erwähnt, kann man einen Übersetzer sicher ohne Zweifel Mediator nennen. Mediation (lateinisch „Vermittlung“) ist ein strukturiertes freiwilliges Verfahren zur konstruktiven Beilegung eines Konfliktes. Die Konfliktparteien – teilweise auch Medianten oder Medianden genannt – wollen durch

Unterstützung einer dritten „allparteilichen“ Person (Mediator) zu einer gemeinsamen Vereinbarung gelangen, die ihren Bedürfnissen und Interessen entspricht. Der Mediator trifft dabei keine eigenen Entscheidungen bezüglich des Konflikts, sondern ist lediglich für das Verfahren verantwortlich.

Es wurde schon erwähnt, dass im Rahmen der Translatologie, die sich ja auf das Übersetzen als eine Form des sprachlichen Handelns bezieht, die Übersetzung als ein Produkt zu verstehen ist. Es geht nämlich zum einen um das Übersetzen als Prozess – dabei laufen Teilprozesse wie, ganz grob gesagt, Verstehen des Ausgangstextes, Transfer des Verstandenen und Formulierung des Zieltextes. Zum anderen geht es um die Übersetzung als Produkt, d. h. zielsprachlicher Text, der auf der Grundlage eines ausgangsprachlichen Textes entstanden ist. Dieses Produkt wird als Ausgangspunkt einerseits für Vergleiche zwischen der jeweiligen Ausgangs- und Zielsprache, andererseits als Basis für übersetzungskritische Wertungen verwendet (Kautz 2002: 30). Man kann auch von einem Ergebnis des Vorgangs des Übersetzens sprechen.

Der Übersetzer ist zum einen Adressat des Ausgangstextes und zum anderen Verfasser des Zieltextes. Damit partizipiert er an beiden Kommunikationsgemeinschaften, der ausgangsprachigen wie der zielsprachigen. Gerade das unterscheidet ihn sowohl von „normalen“ ausgangssprachigen Adressaten als auch von „normalen“ zielsprachigen Verfassern. Er ist ein „bikultureller“ Fachmann, der über die notwendigen Voraussetzungen – die sog. translatorische Kompetenz – verfügt, um Texte einer Ausgangssprache und -kultur zu verstehen und sie unter Berücksichtigung der Vorgaben des Auftraggebers und der Loyalitätserwartung des Verfassers in Texte einer Zielsprache und -kultur zu übertragen (vgl. Kautz 2002: 52). Der Übersetzer handelt also einerseits selbst aktiv als Textverfasser, andererseits aber reproduktiv und „fremdbestimmt“, weil er den Text nicht aufgrund eigener kommunikativer Intentionen verfasst, sondern aufgrund der kommunikativen Intentionen des Verfassers. Diese Intentionen versucht er durch seine eigene Analyse des Ausgangstextes so weit zu ermitteln, wie es ihm möglich ist. Je nach den betroffenen Sprachen und Kulturen, Textsorten und Verstehensvoraussetzungen der Adressaten wendet er unterschiedliche und schwer systematisierbare Verfahren an, um die verschiedensten Übersetzungsprobleme zu lösen (oder manchmal auch nur mehr oder minder elegant zu umgehen). Diese Probleme kann er am besten aufgrund seiner erworbenen translatorischen Kompetenz behandeln. Wir es schon vorher erwähnt wurde, beginnt der Weg zur translatorischen Kompetenz schon bei dem Fremdspracherwerb. Ein fester und nicht zu unterschätzender Teil dieser translatorischen Kompetenz ist Kulturkompetenz.

Bevor ich zu einzelnen Aspekten dieser Kompetenz übergehe, möchte ich in den folgenden Ausführungen einen der Schlüsselbegriffe charakterisieren und zwar den Begriff Kultur. Der Begriff ist ganz grob gesagt als (das) Synonym für die Ausbildung zu verstehen und muss im breiten Kontext angesehen werden. Hier ist eine der vielen Definitionen von dem Begriff – Kultur (lateinisch cultura „Bearbeitung, Pflege, Ackerbau“, von colere „pflegen, verehren, den Acker bestellen“) ist im weitesten Sinne alles, was der Mensch selbst gestaltend hervorbringt, im Unterschied zu der von ihm nicht geschaffenen und nicht veränderten Natur.

Der Kulturbegriff ist im Laufe der Geschichte immer wieder von unterschiedlichen Seiten einer Bestimmung unterzogen worden. Je nachdem drücken sich in ihm das jeweils lebendige Selbstverständnis und der Zeitgeist einer Epoche aus, der Herrschaftsstatus oder -anspruch bestimmter Klassen oder auch wissenschaftliche und philosophisch-anthropologische Anschauungen. Die Bandbreite seiner Bedeutung ist dementsprechend groß: Sie reicht von einer rein beschreibenden (deskriptiven) Verwendung („Die Kultur jener Zeit.“) hin zu vorschreibenden (normativen)**,** wenn bei letzterem mit dem Begriff der Kultur zu erfüllende Ansprüche verbunden werden. Der Begriff kann sich auf eine enge Gruppe von Menschen beziehen, denen allein Kultur zugesprochen wird, oder er bezeichnet das, was allen Menschen als Menschen zukommt, insofern es sie beispielsweise vom Tier unterscheidet. Während die

engere Bestimmung des Begriffs meist mit einem Gebrauch im Singular („die Kultur“) verbunden ist, kann ein weiter gefasster Begriff auch von „den Kulturen“ im Plural sprechen.

Jede Kultur hat ihre Besonderheiten und ihre eigenen, für sie typischen Orientierungen (vgl. Dobrík 2015: 66). Im aktuellen Kontext ist Kultur in eine enge Relation mit der Sprache gesetzt, als ein Mittel der interkulturellen, vor allem der translatorischen Kommunikation. Unter Kultur verstehe ich also hier in diesem konkreten Fall im Zusammenhang mit der zu behandelnden Thematik ganz allgemein den Inbegriff aller menschlichen Arbeit und Lebensformen einschließlich der Konventionen, Normen und Wertmaßstäbe, die das Denken, Fühlen und Handeln einer bestimmten Kommunikationsgemeinschaft typischerweise bestimmen.

Die Übersetzung als solche befindet sich in einem breiten Kulturraum, Kulturtransfer und Kulturaustausch, womit sie eine Dimension der Interkulturalität erlangt. Anders gesagt, in einer kulturellen Überschneidungssituation, beispielsweise in einem Gespräch oder bei einer Übersetzung, treffen „Eigenkultur“ und „Fremdkultur“ aufeinander. Es entsteht dann das Interkulturelle, mithin das Zwischenkulturelle. Unterschiedliche Kulturen sind also nicht so stark voneinander getrennt, dass ein Austausch unmöglich wäre. Es gibt grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen allen Menschen. Es existiert eine Reihe von Definitionen dessen, was Interkulturalität ist bzw. was sie nicht ist. Der interkulturelle Austausch wird dadurch ermöglicht, dass Menschen sich zum Austausch von Informationen der Sprache, der Gestik und Mimik bedienen und dass diese Elemente der Kommunikation übersetzbar sind. Allein mit Hilfe von Gesten können oftmals Grundbedürfnisse wie Essen, Trinken, Schlafen oder andere Formen der Hilfsbedürftigkeit unkompliziert und auch über Kulturbarrieren hinweg ausgedrückt werden. Die Geste – so sie verstanden wird – birgt somit in sich ein interkulturelles Kommunikationspotential. Die an einer kulturellen Überschneidungssituation beteiligten Interaktionspartner stehen in ihrem Handeln und Verstehen oft unter dem Einfluss des eigenen Ethnozentrismus. Dieser Ethnozentrismus – also die allein auf die eigene Kultur bezogene Weltsicht – kann dazu führen, dass eine solche Kommunikation erschwert wird, insbesondere dann, wenn der Ethnozentrismus aktiv gefördert wird. Das Stattfinden interkultureller Kommunikation ist also auch abhängig von der Bereitschaft der aufeinandertreffenden Individuen, sich miteinander auszutauschen, der sogenannten Einstellungsebene. Die allgemeine Toleranz und Akzeptanz des Anderen ist in dieser Hinsicht die eigentliche Frage. Durch die Sprachbarriere oder die Angst vor dem Fremden werden weitere Schwierigkeiten bei der interkulturellen Kommunikation ausgebildet. Auch werden zum Beispiel Gesten unterschiedlich interpretiert, was mit der unterschiedlichen Sozialisation der Interaktionspartner zusammenhängt. Eine Berührung bei der Begrüßung kann zum Beispiel innerhalb einer Kultur als freundlich und innerhalb einer anderen Kultur als Provokation verstanden werden. Bei der nonverbalen Verständigung können Gesten also sowohl integrativen, als auch trennenden Charakter bei der interkulturellen Kommunikation haben. Zwischen Menschen, die ähnlich sozialisiert wurden und die innerhalb ein und derselben Kultur beheimatet sind, treten allerdings auch grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten in Hinsicht auf Lebensentwürfe und die tägliche Konzeption des Lebens und des Daseins auf. Verständigungsprobleme zwischen Menschen überhaupt sind nicht immer nur deshalb gegeben, weil die Partner der Interaktion unterschiedlichen Kulturen angehören. Durch diesen Austausch war es möglich, Erfindungen und Entwicklungen zwischen Kulturen weiterzugeben, so dass sich grundlegende Ideen, wie zum Beispiel das Rad, weltweit und zum Nutzen aller verbreiten konnten. So sind zum Beispiel aktuelle Hochtechnologien (Auto, Computer u. a.) Ergebnis der Zusammenführung von Ideen, die in vielen verschiedenen Kulturen hervorgebracht wurden und somit Resultat der Interkulturalität.

Das Attribut „interkulturell“, hat – v. a. im Zusammenhang mit dem Begriff Kommunikation – seit den achtziger Jahren in den soziolinguistischen und diskursanalytischen

Forschungen Konjunktur, ohne dass allerdings immer eine klare Bestimmung dessen, was darunter zu verstehen ist, vorgenommen wird (vgl. Meyer in Best/Kalina 2002: 52). Der sich hinter den Etiketten „kulturell" bzw. „interkulturell" verbergende Sachverhalt ist in der Tat komplex, deshalb kann hier – auch aufgrund der gebotenen Kürze – eine befriedigende Klärung nicht stattfinden. Interkulturelles sprachliches Handeln findet dort statt, wo die unterschiedlichen Wissensbestände von den Aktanten reflektiert werden und diese Reflexion sich in irgendeiner Weise im Diskurs manifestiert.

Kulturkompetenz (bzw. auch kulturelle oder interkulturelle Kompetenz genannt) als Teil der translatorischen Kompetenz eines Übersetzers (Translators allgemein) ist die Fähigkeit, zwischen der eigenen Kultur und der Kultur des fremdsprachigen Partners zu vermitteln und über das Übersetzen im engeren Sinne quasi auch als landeskundiger Berater zu arbeiten (vgl. Kautz 2002: 348).

Dies bedeutet, der Übersetzer braucht:

- ein profundes, ständig zu erweiterndes und zu aktualisierendes Wissen über die Kultur der eigenen Kultur- und Kommunikationsgemeinschaft,
- ein umfassendes, ebenfalls ständig zu erweiterndes und zu aktualisierendes Wissen über die Kultur der fremden Kultur- und Kommunikationsgemeinschaft,
- die Fähigkeit, Gemeinsamkeiten und Gegensätze zwischen den beiden Kulturen zu erkennen und daraus Schlussfolgerungen für die eigene Arbeit als Übersetzer abzuleiten.

Interkulturelle Kompetenz ist die Fähigkeit, mit Individuen und Gruppen anderer Kulturen erfolgreich und angemessen zu interagieren, im engeren Sinne die Fähigkeit zum beidseitig zufriedenstellenden Umgang mit Menschen unterschiedlicher kultureller Orientierung. Diese Fähigkeit kann schon in jungen Jahren vorhanden sein oder im Rahmen der Enkulturation (direkte und indirekte Erziehung) auch entwickelt und gefördert werden. Dieser Prozess wird als interkulturelles Lernen bezeichnet. Die Basis für erfolgreiche interkulturelle Kommunikation ist emotionale Kompetenz und interkulturelle Sensibilität**.**

Damit ist die Einführung in zwei Kulturen für den Übersetzer unabdingbare Voraussetzung seiner Kompetenz, er strebt sozusagen nach einer doppelten Enkulturation. Diese kann eigentlich kaum anders verstanden werden denn als Aneignung des Fremden durch den Übersetzer. Und als Sprachmittler wird er dann bemüht sein, seine Mitteilung für die zielsprachlichen Empfänger verständlich zu machen. Zur Übersetzungskompetenz zählt man daher nicht nur Sprachkenntnisse, sondern auch Kulturkenntnisse in mehreren Sprachen. Dass eine echte Enkulturation eigentlich nur in der Welt der Muttersprache möglich ist, widerspricht dem nicht. „Enkulturiert" sein bedeutet, dass zwei oder mehrere Sprecher einander in dem Maß verstehen, als sie nicht nur die gleiche Grammatik, sondern auch die gleichen soziokognitiven Interpretationsregeln gebrauchen, um kommunikativen Handlungen Bedeutung zuzuordnen. Das bedeutet, dass Sprecher zwar häufig nicht über gemeinsame spezifisch kontextuelle (und biographische) Informationen verfügen, dass aber ihre Suche nach Bedeutung im Verlauf ihrer Begegnung von ähnlichen Frage- und Antwortmustern geleitet wird, die allen gemeinsam sein können (vgl. auch Stolze 1992: 35).

Man muss betonen, dass die Herausbildung der Kulturkompetenz nicht allein die Sache des Kultur- bzw. Landeskundeunterrichts ist, sondern sie sollte in allen Lehrveranstaltungen bewusst mitbedacht und mitvermittelt werden. Im Rahmen kulturwissenschaftlicher Lehrveranstaltungen spielen alle Inhalte eine Rolle, die für den Übersetzer relevant sein können. Die entsprechenden Kenntnisse versetzen ihn in die Lage, sich entsprechend den in den beiden Kultur- und Sprachgemeinschaften geltenden gesellschaftlichen Normen, Erwartungen und

Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen zu verhalten bzw. diese in ihrer Unterschiedlichkeit erst einmal selbst wahrzunehmen (Kautz 2002: 430). Für die Inhalte der kulturwissenschaftlichen Ausbildung gilt:

1. bestimmt die gemeinsame Schnittmenge der muttersprachlichen und der fremdsprachlichen Kultur in starkem Maße die zu vermittelnden Inhalte. Im Gegensatz etwa zu dem Kultur- und Sprachenpaar Deutsch-Englisch oder Deutsch-Slowakisch ist es z. B. bei dem Paar Deutsch-Chinesisch, Deutsch-Japanisch viel notwendiger, Grund- und Überblickswissen zu vermitteln,
2. das vorhandene (durchschnittliche) Wissen der Studierenden sollte bei der Festlegung der Inhalte ermittelt und dann berücksichtigt werden, um vorzugsweise die vorhandenen Defizite gezielt zu beseitigen,
3. es ist wichtig, gegenwartsbezogenes soziokulturelles Wissen (u. a. Institutionenkunde, Zeitgeschichte, Wirtschaft usw.) zu vermitteln, das den Lernern beim Verständnis der aktuellen Situation in den betreffenden Ländern hilft,
4. die Gefahr einer einseitigen Überbetonung einzelner Facetten (beispielsweise Reduzierung der kulturkundlichen Ausbildung auf Literatur oder Philosophie) sollte vermieden werden.

Auch die Lehrveranstaltungen zur Kulturkunde sind kontrastiv („interkulturell“) zu gestalten, damit der Bezug auf die Translation nie aus dem Auge verloren wird und die Lerner den Nutzen der erworbenen Kompetenz für die Ausgangstextanalyse und die Zieltextproduktion direkt erfahren können. Eine möglichst präzise inhaltliche Abstimmung der kulturwissenschaftlichen Ausbildung mit den Übersetzungsübungen erhöht ihre Effektivität bedeutend.

4 Zusammenfassung

Die heutige menschliche Welt ist ohne Interkulturalität nicht denkbar. Im Verlauf der menschlichen Kulturentwicklung sind das Aufeinandertreffen und der Austausch zwischen Kulturen ein wesentlicher Vorgang. Das Interkulturelle, das dabei entstanden ist, wurde im Laufe der Zeit fortwährend in die jeweiligen Kulturen eingebettet und damit zu einem wichtigen Kulturbestandteil. Unbestreitbar und unbestritten ist und bleibt: Bei der Kommunikation zwischen Partnern, die keine gemeinsame Sprache beherrschen und die – in der Regel – zugleich einer anderen Kultur angehören, muss ein Übersetzer eingeschaltet werden, der die Sprachen beider Kommunikationspartner vertraut ist (Kautz 2002: 48).

Zum Schluss noch zwei ganz praktische Fragen, die didaktisch-methodisch orientiert sind: Wie kann man diese Kulturkompetenz des Übersetzers entwickeln und weiterhin erweitern? Welche Komponenten gehören zur Entwicklung der Kulturkompetenz?

Man kann dazu folgende Komponenten rechnen:

- z. B. kultursensitive Kompetenzerweiterung in der Muttersprache, mit besonderer Betonung der Text(sorten)kompetenz, zum Beispiel durch Analyse und Produktion von Texten zu bestimmten Themen, Korrektur sog. defekter Texte, Textsortenvergleich, „intrakulturelles Übersetzen“ oder „Textsortentausch“ (d. h. Umtexten von Texten für andere Adressaten, Medien, Zwecke oder aus anderer Senderperspektive),

- durch Wörterbuchrecherchen, Wortfeldanalysen und ähnliche Übungen, die zugleich die Recherchierkompetenz fördern usw.,
- kultursensitiver Fremdsprachenunterricht mit besonderer Betonung der Interdependenz von Kultur, Situation und den darin kulturbedingt verwendeten sprachlichen und nichtsprachlichen Mitteln im Sinne eines „Fremdverhaltensunterrichts" bzw. Erweiterung der Fremdsprachenkompetenz analog (idealerweise auch zeitlich parallel) zur Erweiterung der muttersprachlichen Kompetenz,
- Grundlagen der interkulturellen Kommunikation: Wie kann man in der Muttersprache oder in der Fremdsprache Angehörigen anderer Kulturen die eigene Kultur verständlich machen? Hier werden besonders Probleme kulturspezifischer Wissenspräsuppositionen und kulturspezifischer Weltsichten und Wertvorstellungen thematisiert,
- Übersetzungsvergleich: Vergleichende Analyse verschiedener Übersetzungen eines fremdsprachlichen Ausgangstextes in die Muttersprache zur Schärfung des Bewusstseins über die übersetzungsbedingte Rezeption fremder Kulturen,
- Kontrastive Grammatik und Stilistik FS/MS auf der Grundlage einer vergleichenden Analyse der Sprachverwendung (im Gegensatz zum Sprachsystem), z. B. anhand von Paralleltexten,
- als Vorbereitung auf eine fachbezogene Übersetzungskompetenz: Lektüre und Analyse fremd- und muttersprachlicher Fachtexte aus verschiedenen Bereichen, z. B. Technik, Wirtschaft, Jura oder Medizin, in denen Sach- und Fachwissen aufgebaut wird (Nord 1999: 89ff.).

Literaturverzeichnis

Best, Joanna/Kalina, Sylvia (Hg.) (2002): Übersetzen und Dolmetschen. Eine Orientierungshilfe. – Tübingen: A. Francke Verlag.

Bohušová, Zuzana (2011): Mediation in „alltäglichen Konfliktzonen" – originalgetreu und vollständig dolmetschen (?). – In: Slowakische Zeitschrift für Germanistik. Jahrgang 3, Heft 1. 33–43.

Dobrík, Zdenko (2015): Mensch in den Kulturen, Kulturen in Menschen. – Banská Bystrica: Belianum.

Kautz, Ulrich (2002): Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens. – München: Iudicium Verlag.

Kussmaul, Paul (2010): Verstehen und Übersetzen. – Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag.

Molnárová, Eva (2014): Situácia, konflikt, kríza alebo mocenský boj? Základné pojmy a (polito)lingvistické termíny a ich realizácia na príklade mediálnej prezentácie udalostí na Ukrajine. – In: A. Ďuricová. Od textu k prekladu IX. – Praha : JTP, S. 100–110.

Nord, Christiane (1999): Fertigkeit Übersetzen: Ein Kurs zum Übersetzenlehren und -lernen. – Berlin: BDÜ Fachverlag.

Reiss, Katharina/Vermeer, Hans Johann (1991): Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie. 2. Auflage. – Tübingen: Niemeyer.

Rickheit, Gert/Weiss, Sabine/Eikmeyer, Hans Jürgen (2010): Kognitive Linguistik. Theorien, Modelle, Methoden. – Tübingen: A. Francke Verlag.

Snell-Hornby, Mary (Hg.) (2006): Handbuch Translation. – Tübingen: Stauffenburg Verlag.

Stolze, Radegundis (1992): Hermeneutisches Übersetzen linguistischer Kategorien des Verstehens und Formulierens beim Übersetzen. – Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Yousefi, Hamud Reza (2010): Interkulturalität und Geschichte. Perspektiven für eine globale Philosophie. – Reinbek: Lau-Verlag.

Wode, Henning (1993): Psycholinguistik. Eine Einführung in die Lehr- und Lernbarkeit von Sprachen. Theorien, Methoden, Ergebnisse. – Ismaning: Max Hueber Verlag.

Internet:
RIEHL, C. M. Aspekte der Mehrsprachigkeit: Formen, Vorteile, Bedeutung. Online zugänglich: www.phil-fak.uni-koeln.de [zitiert 6.2.2013].
http://de.wikipedia.org/wiki/Konflikt [zitiert 24.5.2013].
http://www.umsetzungsberatung.de/konflikte/konfliktpraevention.php [zitiert 24.5.2013].
http://www.bildungsxperten.net/ratgeber/konfliktfaehigkeit/, [zitiert 24.5.2013].
http://de.wikipedia.org/wiki/Mediation, [zitiert 30.5.2013].
http://de.wikipedia.org/wiki/Kultur, [zitiert 19.6. 2013].
http://de.wikipedia.org/wiki/Interkulturalit%C3%A4t, [zitiert 19.6.2013].
http://de.wikipedia.org/wiki/Interkulturelle_Kompetenz, [zitiert 19.6.2013].

Annotation

The role of translator as a “mediator” between “violence-free” worlds and cultures

Jana Lauková

The author of the presented paper deals with the role of translators and interpreters as mediators of “conflict-free” interlingual and intercultural communication in the context of various cultures. In the introduction the author describes conflicts and their functions as well as possible conflict situations in intercultural communication from the perspective of translation studies. Conflicts do not necessarily have to be negative; they can also be perceived as a positive factor. The role of translators as a mediator of interlingual communication and their position in a possible conflict situation is the core objective of the article. Attention is also paid to cultural competence as a part of the so-called intercultural competence of translator. The author also mentions some teaching and methodological issues related to development, softening and fixation of individual components of intercultural competence. The aim of the presented paper is to point to the important and demanding role of translator as a mediator in “conflict-free” intercultural communication.

Keywords: the conflict, translation, translator, mediator, intercultural communication, culture, intercultural competence

Mgr. Jana Lauková, PhD.
Lehrstuhl für Germanistik
Philosophische Fakultät der Matej-Bel-Universität
Tajovského 51
SK–97401 Banská Bystrica
jana.laukova@umb.sk

Geschlechterasymmetrie in stereotypen Vorstellungen deutscher Jugendlicher

Oksana Khrystenko

1 Einleitung

Traditionelle Annahmen über eine Frau/einen Mann haben im gesellschaftlichen Bewusstsein gewisse Asymmetrien in den Vorstellungen über beide Geschlechter gefestigt, welche auch in den sprachlichen Strukturen zu verfolgen sind.

Das Ziel dieses Beitrags ist die Herausstellung von Geschlechterstereotypen der deutschen Jugendlichen, die in Form von semantischen Assoziationen zu Kategorien „Frau/Mann" auftreten, und der mit den Stereotypen verbundenen Asymmetrie. Dafür wurden die empirischen Daten, die infolge der Befragung mit dem Einsatz des psychoassoziativen Experimentes gewonnen wurden, analysiert. Die geschlechtsspezifische Asymmetrie wurde auch in substantivischen Kollokationen, deren Basen als negativ gefärbte Substereotype[1] eingeschätzt werden können, mit subordinierten Adjektiven verfolgt.

Der Beitrag setzt sich mit folgenden Fragestellungen auseinander:

(1) Welche Geschlechterstereotype zu Kategorien „Frau-/Mann" treten in assoziativer Form bei deutschen Jugendlichen auf?

(2) Wodurch unterscheiden sich die assoziativen Geschlechterstereotype, wenn man die sozialen Charakteristika (Alter, Bildung, Geschlecht) der Befragten unter die Lupe nimmt?

(3) Kommt eine Geschlechterasymmetrie in Kollokationen[2] von Substantiven „Schlampe", „Tussi", „Bitch/Famebitch", „Macho", die auch als Assoziata im Experiment fungierten, mit subordinierten Adjektiven zum Ausdruck?

In diesem Beitrag beziehe ich mich auf die Angaben des Forschungsprojekts „Geschlechterstereotype der deutschen Jugendlichen und deren Ausdruck im sprachlichen Substandard", das 2011–2012 an der Universität Wuppertal durchgeführt wurde.

2 Geschlechterasymmetrie als Resultat der Ungleichverteilung von Geschlechterrollen

Die Geschlechterasymmetrie, welche auf der Ungleichheit der Verteilung von Geschlechterrollen und der von Geschlechtsvorstellungen beruht, resultiert teilweise aus historischen Voraussetzungen und wird durch die gesellschaftliche Verbreitung bestimmter Stereotype[3] und Normen unterstützt. Die Geschlechterasymmetrie zeigt sich vor allem in

[1] Zu Frau/Mann semantisch verwandte Konzepte (vgl. Eckes 2008:178) wie Schlampe, Tussi, Bitch/Famebitch, Macho.

[2] Unter dem Begriff „Kollokation" werden „solche Paare von Wörtern, die typischerweise zusammen auftreten" (Quasthoff 2011: 5) verstanden.

[3] Die Geschlechterstereotype sind in diesem Beitrag als „komplexe kognitiv-kulturelle Strukturen des Bewusstseins zu verstehen, die oft vereinfachte Vorstellungen über Eigenschaften und Verhaltensweisen, Familien- und Berufsrollen des Menschen einschließen und in sprachlicher und nichtsprachlicher Form vertreten sein können" (Khrystenko 2016: 58).

stereotypen Geschlechterbildern, die negativ beladene Hetero- und meist positive Autostereotype nach bestimmten Charakteristika einschließen können.

So resultieren stereotype Vorstellungen über Verhaltenscharakteristika beider Geschlechter aus historisch etablierter Verteilung von sozialen Rollen. Traditionell werden die sozialen Rollen der Frau auf die Privatsphäre (Zuhause, Familie) beschränkt, so dass sie mit der Ehefrau-/Mutterrolle assoziiert werden. Die Männlichen dagegen werden mit Familienversorgung, sowie mehr Aktivität in der Gesellschaft, Abenteuerlust, Konkurrenzdrang (vgl. Mills 2003: 204, Samel 2000: 47) verbunden.

Die stereotypen Vorstellungen über das Aussehen können von idealisierten Vorstellungen über beide Geschlechter determiniert werden. Oft wird bspw. das Frauenbild mit stereotypen Vorstellungen wie „jung, schön, begehrt verbunden, jedoch beschränkt auf ihre passive und ästhetische Funktionen" (Jäckel/Derra/Eck 2009: 15). Die geschlechtsspezifischen physischen Charakteristika werden mit der körperlichen Stärke des Mannes assoziiert – „physical masculinity, associated with physical power" (Eckert/McConnell-Ginet 2006: 47); die Schwäche gilt als typisch weibliches Merkmal.

Die Geschlechterasymmetrie kann in der Sprache ausgedrückt werden, wo mit Hilfe bestimmter Sprachmittel männliche Dominanz einerseits und auf private Sphäre beschränkte weibliche Tätigkeit andererseits verfolgt werden können. Im Jugendsubstandard[4] kann bspw. die Geschlechterasymmetrie auf der lexikalisch-semantischen Ebene in der Dominanz von negativ konnotierten Lexemen mit Referenz auf „Frau", die infolge der Abweichung von idealisierten Vorstellungen entstanden ist, im Vergleich zu den mit Referenz auf „Mann" beobachtetet werden.

Nicht sprachlich ausgedrückte Geschlechterasymmetrie kann man in assoziativen Auto- und Heterostereotypen[5], die kollektive Überzeugungen einer sozialen Gruppe darstellen, beobachten. In dieser Hinsicht ist vor allem auf die psycholinguistischen Studien zu verweisen, die Stereotype im psychoassoziativen Experiment als System von den im menschlichen Bewusstsein existierenden Gedanken („sum of all the things a given person thinks of" (vgl. Glucksberg/Danks 2014: 57) verstehen. Beim Vergleich der häufigsten assoziativen Reaktionen der ProbandInnen auf Stimuli „Frau/Mann", welche in einem hier vorgestellten assoziativen Experiment gegeben wurden, fallen die geschlechtsbedingten Unterschiede in der „Frau-/Mann"-Vorstellung und die damit verbundenen Asymmetrien auf.

3 Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks der Geschlechterasymmetrie im sprachlichen Substandard

Die Geschlechterasymmetrie kann sowohl lexikalisch als auch diskursiv ausgedrückt werden. Dieser Beitrag konzentriert sich vor allem auf den Ausdruck der Geschlechterasymmetrie in der Bedeutung einiger Substandardeinheiten, die auf die Kategorien „Frau/Mann" bezogen sind, und die auch häufig als substereotypische Assoziata im assoziativen Experiment fungieren.

Wie schon erwähnt wurde, können manche Asymmetrien in einer beträchtlichen Anzahl von negativ konnotierten Lexemen mit Referenz auf „Frau" beobachtet werden. Die entsprechende Markierung von Substandardlexemen mit „Frau-/Mann"-Referenz kann mit der Aktualisierung

[4] In diesem Beitrag werden unter Jugendsubstandard stilistisch herabgesetzte (von salopp bis vulgär gefärbt), meist expressiv gefärbte und infolge der Bedeutungsübertragung entstandene lexikalische Einheiten außerhalb der standardisierten Sprachvarietät gemeint, welche von Jugendlichen gebraucht werden können

[5] Vgl. den Begriff „assoziatives Stereotyp" bei Kilian (2005: 125)

der von Stereotypen determinierten geschlechtspräferentiellen Merkmale erklärt werden. So werden in der Bedeutung mancher vorwiegend der „Frau“ zugeordneten Substandardeinheiten solche Merkmale wie *Aussehen, Sprachverhalten, Moral/sexuelles Verhalten* aktualisiert: „Labertante“, „Quasseltante“, „Laberschwester“, „Tussi“, „Schlampe/Bitch“, „Zicke“ usw. Die Lexeme mit Referenz auf „Mann“ betreffen die oben erwähnten Kriterien kaum und beziehen sich hauptsächlich auf solche Kriterien wie Stärke und Aktivität (positive Konnotation) oder Schwäche (negative Konnotation): „geiler Hengst“, „Macho“, „Warmduscher“, „Softie“ usw. Es ist zu resümieren, dass die Merkmale des Aussehens und sexueller Sittlichkeit weniger aktuell für die Konzeptualisierung des Mannes sind.

Im sprachlichen Substandard zeigen sich gewisse Asymmetrien in der lexikalischen Syntagmatik. Syntagmatisch ausgedrückte Asymmetrien kann man in den Kollokationsmöglichkeiten von kategorialen Lexemen[6] „Mann/Frau“ mit subordinierten Lexemen beobachten, dabei lassen sich manche Kollokatoren nur entweder mit dem kategorialen Lexem „Mann“ oder „Frau“ verknüpfen. Bei der Erforschung von häufigsten Kollokationsmöglichkeiten der Substantive „man/woman“, „boy/girl“ im Englischen wurde festgestellt, dass mit dem Substantiv „woman“ häufiger als mit den anderen negative Kollokatoren („fat“, „ugly“, „silly“) auftreten, dabei wird die Frau mit solchen Merkmalen wie Schwäche, Hilflosigkeit oder Aussehen assoziiert (Romaine 1999: 139).

Syntagmatisch ausgedrückte Asymmetrien sind in der präferierten Kombinatorik einiger Kollokatoren mit den auf „Frau“ beziehenden Substantiven zu finden, die nicht durch auf „Mann“ beziehende Substantive ausgetauscht werden können[7]. Laut meiner Studie konnte bspw. das Adjektiv „brutal“ nur mit dem Lexem „Macho“ verknüpfen, wogegen das Adjektiv „aufgetakelt“ mit den auf „Frau“ beziehenden Substantive ko-okkuriert[8].

4 Syntagmatische Asymmetrien: Daten und Ergebnisse

In diesem Beitrag wird auf das Korpus von Kollokationen, welches aus populären Jugendforen gewonnen wurde, zurückgegriffen. Das Korpus umfasst insgesamt 230 Kollokationsbelege mit Basen „Tussi“, „Schlampe“, „Bitch/Famebitch“, „Macho“ und adjektivischen subordinierten Kollokatoren. Dass mit sozialen Typisierungen in der Jugendsprache bestimmte Adjektive vorkommen, lässt sich mit dem aufgrund von Erfahrung gespeicherten Wissen erklären. Dabei „werden die Informationen schneller [verbunden], die häufiger und aufgrund bestimmter Stereotypen in Zusammenhang gebracht wurden“ (Storjohann 2017: 223).

Die aus Foren gewonnenen Kollokationen wurden nach der Vorkommenshäufigkeit quantitativ berechnet. Es lässt sich sagen, dass es allerdings auffällige Unterschiede in der „Frau-/Mann“-Vorstellung gibt.

Gewisse Asymmetrien können nach Angaben der Studie v. a. ihren Ausdruck finden:

- in der Zahl von negativ/positiv konnotierten oder neutralen Lexemen, die sich mit auf „Frau/Mann“ beziehenden Substantive verknüpfen lassen. Es lässt sich sagen, dass bei der Verbindung der Lexeme „Schlampe“, „Tussi“, „Bitch“ mit negativ konnotierten Adjektiven der prozentuelle Anteil von diesen viel höher war (76% negativ konnotierte Adjektive, die sich mit Substantiv „Tussi“ verknüpften und entsprechend 72% und

[6] Lexikalische Einheiten mit dem verallgemeinerten semantischen Merkmal, die eine Kategorie benennen, welche ihrerseits die Hierarchie von bedeutungsverwandten Lexemen einschließt.

[7] Vgl. das Konzept der präferierten Selektion von Stocker (2005: 88).

[8] Als Textquellen haben die Themenbeiträge aus Jugendforen gedient: hauptsächlich-maedchen.de, team-ulm.de, studis-online.de, austauschschueler.de, bravo.de.

79% von negativ konnotierten Adjektiven in Verbindung mit den kategorialen Lexemen „Bitch", „Schlampe"[9]). Die Zahl der negativ konnotierten Adjektive, die mit dem Substantiv „Macho" ko-okkurierten, war viel geringer im Vergleich zu den Substantiven „Tussi/Schlampe" (50 %), was auch von einer gewissen Asymmetrie zeugen kann;

- in der präferierten Kombinatorik der sich auf Frau/Mann beziehenden Lexeme mit subordinierten Adjektiven, wobei hierbei gewisse Merkmale in der Bedeutung des kategorialen Lexems aktualisiert werden.

Die präferierte Verbindung der vom Substantiv ausgehenden Kollokationen mit als Basis auftretenden Lexemen – „Tussi", „Schlampe", „Bitch/Famebitch" – kann durch die Aktualisierung von entsprechenden differentiellen Semen in der Bedeutung des kategorialen Lexems erklärt werden. Die aufgezählten Lexeme implizieren bspw. die geschlechtspräferentiellen Merkmale der Freizügigkeit (in der Kleidung), Zugänglichkeit in ihrer Bedeutung, welche auch in den vom Verb ausgehenden Kollokationen (Adv. + V. schlampig gekleidet, bitchig geschminkt) oder in substantivischen Kollokationen (möglich: billige Schlampe, aber nicht *billiger Macho) aktualisiert werden.

Einige der gewonnenen Ergebnisse können in der tabellarischen Form schematisch dargestellt werden:

Tab. 1 Die häufigsten Kollokationen mit „Tussi"

Adjektive	Prozent	Beispielsätze
dumm/blöd	20,3%	*Es gibt so ne dumme Tussi an meiner Schule die heißt Jill, sie kennt eben total viele 9klässler (http://www.maedchen.de/artikel/erste-hilfe-bei-liebeskummer)*
arrogant	17%	*So ne verdammt arrogante Tussi, die meint, dass sie was besonderes wäre (www.maedchen.de/forum/beziehung, 29.10.08)*
eingebildet	10,5%	*Wenn du dich in der Schule auch so gibst, kann ich verstehen, dass man in gewisser Weise schlecht über dich spricht. Auf mich allerdings wirkst du nicht wie eine eingebildete Tussi, sondern eher arm (www.maedchen.de/forum/ beauty, 9.01.10)*
aufgetakelt	10,2%	*Ich wollte fragen ob jemand weiß, warum die meisten Jungen auf total arrogante, zickige, aufgetakelte „ich bin die Beste und Geilste auf der ganzen Welt" Tussis stehen und nicht auf natürliche Mädchen?! (www.maedchen.de/forum/ jungs, 27.06.13)*
hübsch	7,4%	*Was macht so ne hübsche Tussi mit so nem ... sagen wir mal nicht so gut aussehenden ... Typen? (http://community.eintracht.de/forum, 17.01.08)*
geil	7,4%	*unterwegs is mir so ne richtig geile Tussi unter die Finger gekommen (www.team-ulm.de/Forum)*

[9] Die häufigsten Kollokatoren, welche mit den Substantiven „Schlampe/Bitch" in Verbindung traten, waren nach Ergebnissen dieser Studie ausgerechnet mit den Merkmalen der Unsittlichkeit und Unordentlichkeit in Beziehungen verbunden (bspw. billig – 23, 1%, mies – 17,2%, hässlich – 11,5%, dreckig – 8,6%), die Zahl der negativ gefärbten Kollokatoren, welche sich mit Substantiv „Macho" verknüpfen lassen, war viel niedriger – die häufigsten mit „Macho" ko-okkurierenden Adjektive waren: selbstbewusst/ arrogant – 23,7% und gut aussehend/geil/attraktiv – insg.21%)

gestylt/ stylisch	5,5%	*Von manchen hab ich auch gehört dass eine super gestylte Tussi auch ein Statussymbol ist (http://forum.glamour.de/threads, 23.05.12)*
schwul	5%	*Nein, weil du eine voll schwule Tussi bist (www.maedchen.de/forum/ hobby, 27.01.13)*
oberflächlich	5%	*Die Schule hat bei mir wieder angefangen und da kommen sie schon wieder ... die oberflächlichen Tussis aus meiner Klasse (www.maedchen.de/forum/schule-job, 6.09.14)*
selbstverliebt	2,7%	*mich ekeln selbstverliebte, arrogante Tussis (www.rautemusikforum.de, 10.06.06)*
billig	1,8%	*ich finde aber auch dass es ein Unterschied zwischen einem Mädchen gibt dass sich gern hübsch macht und schminkt und gerne mal mit High Heels durch die Gegend stöckelt und so einer billigen Prolltussi – mit Selbstbräunerbräune und pinken Acrylnägel (http://forum.glamour.de/ threads, 23.05.12)*
geschminkt, interessant, blond, gefärbt (anderes)	7,2%	*immer noch besser als wenn sie irgendeine blond gefärbte Tussi auf dem Weg zum Playboy filmen (http://www.austauschschueler.de, 5.04.09)*

5 Datengrundlage für ein assoziatives Experiment

Bei der Untersuchung der Geschlechterstereotype wurde die Methode des assoziativen Experiments eingesetzt, die das Strukturieren und Verteilen von gegebenen assoziativen Reaktionen auf die Wortstimuli „Frau/Mann“ („Mädchen/Junge“ für präadoleszente ProbandInnen) in Bezug auf Häufigkeit voraussetzt. Insgesamt nahmen 516 Probanden (weiter: PB) an dem Experiment teil. Das Alter der Befragten lag zwischen 12 bis 30 Jahren, wobei die Mehrheit der Probanden im adoleszenten[10] Alter (302 Teilnehmer) war. Es wurden auch 203 Probanden im postadoleszenten Alter und 11 im präadoleszenten Alter befragt.

Die Zahl der Befragten beider Geschlechter kann abhängig von deren Bildung in einer Tabelle dargestellt werden:

Tab. 2: Übersicht über die Befragten

	Hauptschule	Realschule	Berufsschule	Universität
männliche PB	44	48	124	90
weibliche PB	28	44	9	75

Die genannten Assoziata wurden in assoziative semantische Gruppen (Aussehen, Charaktereigenschaften/Verhaltensweisen, soziale Rollen, Statussymbole, intellektuelle Charakteristika usw.) eingeteilt und nach grundlegenden semantischen Kriterien klassifiziert in:

- paradigmatische Assoziata, die in Relationen der Superordination, Subordination, Koordination oder Gegenüberstellung zu Stimuli stehen;
- syntagmatische Reaktionen, die hypothetisch mit dem Stimulus ein Wortgefüge bilden können: *Frau – nett, freundlich;*

[10] Das adoleszente Jugendalter umfasst die Altersgruppe der 12- bis 19-Jährigen. Die Gliederung des Jugendalters erfolgt nach J. Androutsopoulos (2001).

- thematische Reaktionen, wenn Stimuli und die gegebenen Assoziata thematisch aufeinander bezogen sein können und eine assoziative Brücke bilden, dabei können sie miteinander kein Wortgefüge bilden oder in hypero- und hyponymischen, synonymischen, taxonymischen, antonymischen Relationen zueinander stehen: *Frau-Mode, Shopping*[11].

6 Analyse von den mittels Experiments gewonnenen Daten

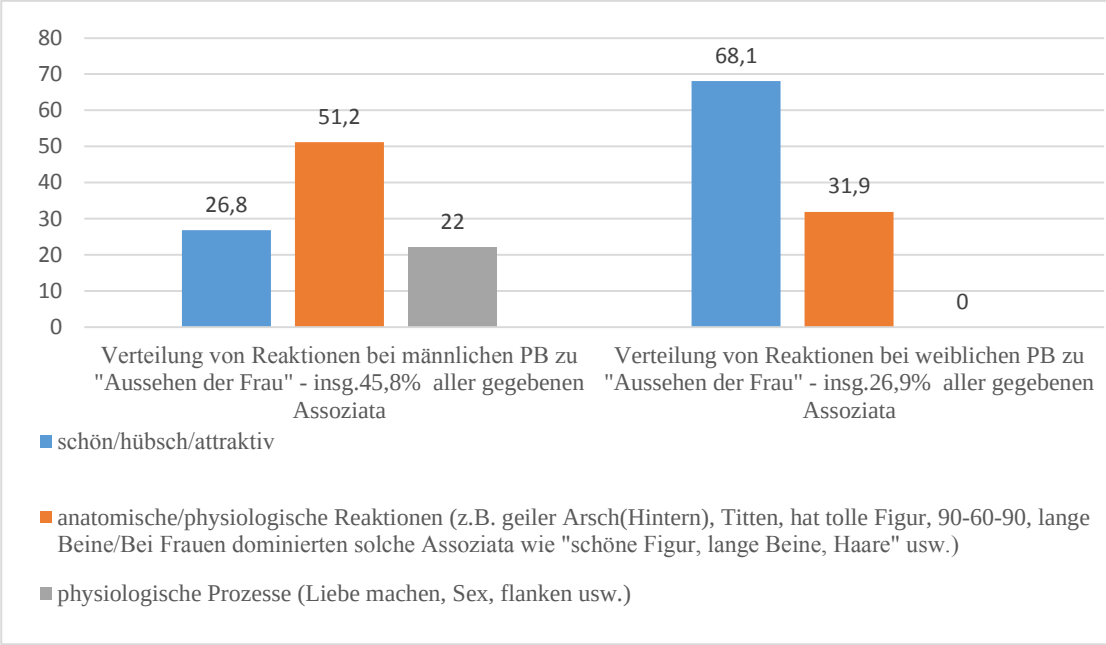
Die Zahl der von männlichen PB gegebenen assoziativen Reaktionen auf das Stimuluswort „Frau“ betrug 622, bei weiblichen PB waren es 318 Assoziata.

Den Kern der Assoziata bei männlichen PB machten die paradigmatischen und syntagmatischen Reaktionen aus, die das Aussehen der Frau betrafen, wobei ein Großteil der Assoziationen die anatomisch-physiologischen Charakteristika anbelangte. Zu diesen Assoziata waren auch die thematischen Reaktionen, welche physiologische Prozesse anbetrafen, angrenzend. Bei Probandinnen dominierten paradigmatische Reaktionen zum Stimuluswort „Frau“, die man zur semantischen Gruppe „Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen der Frau“ anrechnen kann. Trotz des Vorherrschens von positiven Assoziata bei befragten Frauen, war das Prozent der Reaktionen, die man als negative Substereotype einschätzen kann (*Schlampen, alle Bitches, Nutten, Tussis*), unerwartet hoch. Die Dominanz solcher Reaktionen war bei befragten adoleszenten Mädchen bemerkbar, was von direkten oder versteckten Konflikten zeugen kann.

Die das Aussehen der Frau betreffenden Assoziata bei weiblichen PB waren nicht so zahlreich vertreten. Insgesamt kann man die Reaktionen der Frauen zum deren Aussehen als positiv-einschätzend, syntagmatisch bewerten („schön“, „hübsch“, „attraktiv“, „zart“, „sieht schön aus“, „weiblich“). Im Unterschied zu den von männlichen PB genannten Assoziata, waren bei Probandinnen die Reaktionen zu anatomisch-physiologischen Charakteristika spärlich vertreten und die physiologische Prozesse betreffenden Reaktionen gar nicht vorhanden.

[11] Einteilung nach Levizkyj (2007: 69).

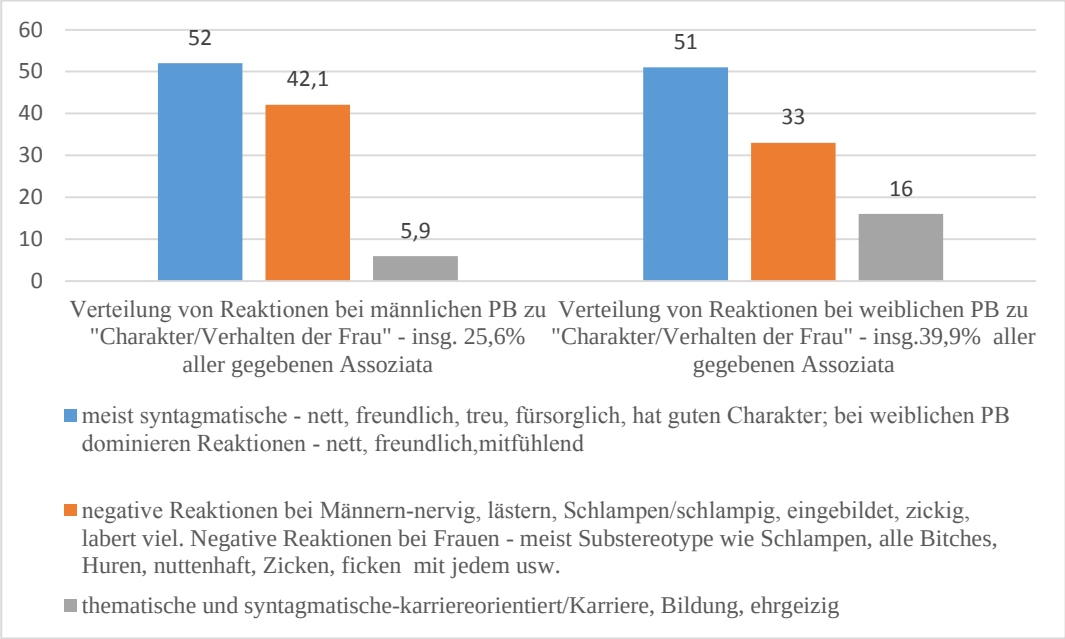
Abb. 1. Prozentuelle Darstellung von assoziativen Reaktionen der PB zum „Aussehen der Frau“



Die Reaktionen von männlichen PB zu semantischer Gruppe „Charaktereigenschaften der Frau“ kann man insgesamt als positiv-einschätzend bewerten. Vor allem war dieser Anteil höher dank präadoleszenter Jungen, was auch durch axiologische Asymmetrie bedingt werden kann, weil sie die Reaktionen zum Stimuluswort „Mädchen“ gegeben haben.

Man muss sagen, dass die befragten Frauen im postadoleszenten Alter mehr Reaktionen geliefert haben, welche von der Änderung der zugeschriebenen Geschlechterrollen zeugen können. Dies lässt sich in Form einer Grafik präsentieren:

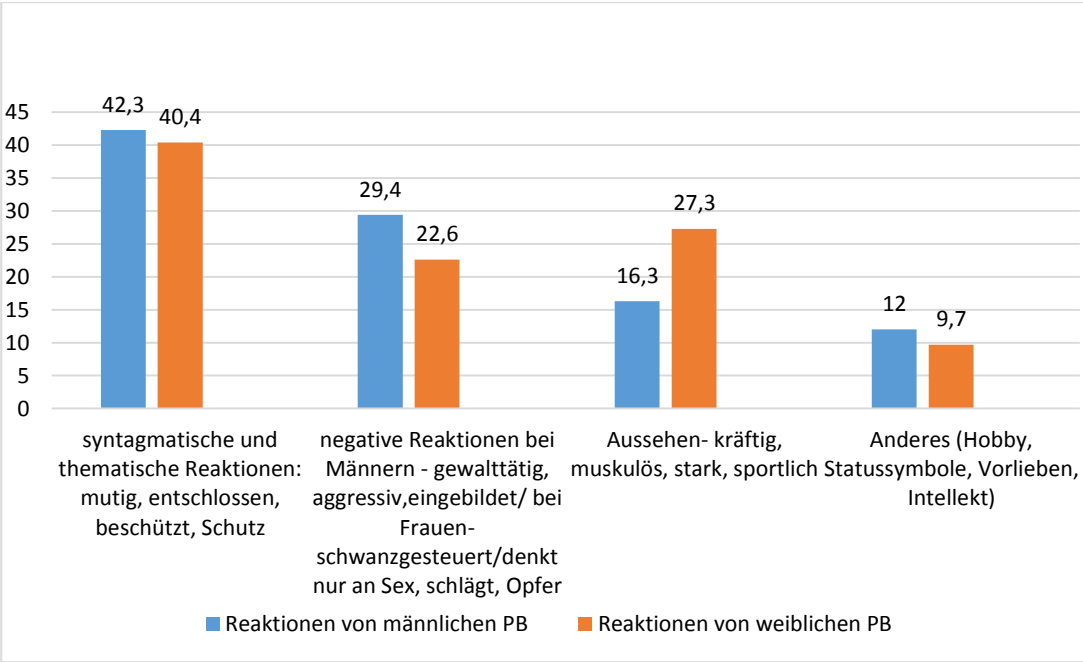
Abb. 2. Prozentuelle Darstellung von assoziativen Reaktionen der PB zu „Charaktereigenschaften/Verhaltensweisen der Frau“



Weniger vertreten zum Stimuluswort „Frau“ waren die assoziativen Reaktionen, welche mit Vorlieben und Attributen der Frau verbunden waren („Mode“, „Shopping“, „Taschen“, „schminken“, „Diät“) und deren intellektuelle Charakteristika anbetrafen (10% der gegebenen Reaktionen bei männlichen und 13% bei weiblichen PB). Es lässt sich sagen, dass die befragten Männer mehr Reaktionen gaben, welche die traditionelle Verteilung von Geschlechterrollen anbetrafen (11% – „kochen“, „Küche“, „Mann/Familie/Kinder (haben)“, „Mann bekochen“). Bei befragten Frauen waren es nur 5,3% aller Reaktionen.

Auf das Stimuluswort „Mann“ wurden von Probandinnen 260 Assoziata und von Probanden 360 Reaktionen gegeben, wobei die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Zahl von gegebenen Reaktionen nicht so stark ausgeprägt waren. Man kann behaupten, dass die häufigst genannten Reaktionen mit der Aktivität, Entschlossenheit und Mut des Mannes verbundenen Stereotypen geprägt waren. Einzelne Unterschiede gab es in der Verteilung der Assoziata von weiblichen und männlichen PB, welche die negativen Charaktereigenschaften des Mannes anbetrafen. Wenn bei Männern die Reaktionen – „aggressiv“, „gewalttätig“, „eingebildet“, „Macho“ dominierten, waren es bei Frauen die Reaktionen, die den Sexualtrieb des Mannes betrafen. Die auf das Aussehen des Mannes zurückweisenden Assoziata waren mit Vorstellungen über dessen Stärke verbunden. Die restlichen Reaktionen beider Geschlechter betrafen Statussymbole (*Auto, Geld, Motorrad*), Hobbies und intellektuelle Charakteristika des Mannes.

Abb. 3. Prozentuelle Darstellung von assoziativen Reaktionen der PB zum Stimuluswort „Mann“



Insgesamt zeichneten sich die gegebenen Reaktionen zu Stimuli „Mann/Frau“ bei beiden Geschlechtern durch Stereotypie aus. In der Vorstellung über Frauen überwiegen die Stereotype des Aussehens bei männlichen PB, die durch idealisierte Vorstellungen determiniert werden können. Im Männerbild dominierten die Reaktionen, die mit dessen Aktivität und Mut verbunden waren.

7 Fazit

Eine gewisse Asymmetrie, die von bestimmten auto- und heterostereotypen Vorstellungen bedingt ist, kann in sprachlichen Strukturen und in assoziativen Stereotypen beobachtet werden. In der Sprache können manche Asymmetrien in der Dominanz von negativ konnotierten Lexemen mit Referenz auf „Frau“ sowie in der beträchtlichen Anzahl der negativ konnotierten Kollokatoren, welche mit den kategorialen Lexemen „Frau/Mann“ auftreten, ausgedrückt werden.

Für die weiteren Forschungen in diesem Bereich wären die Herausstellung von kross-kulturellen Geschlechterasymmetrien sowie deren sprachlichem Ausdruck von Bedeutung. Wichtig scheint auch die Bewusstmachung von Lernenden auf geschlechtsspezifische Stereotype, die oft fehlerhafte Urteile über „Frau/Mann“ repräsentieren, und auf deren Ausdruck in den sprachlichen Strukturen, um mit diesen Vorstellungen kritisch umzugehen. Die Bestimmung von den in den differenziellen Semen vermittelten Stereotypen ist insbesondere für die lexikalische Semantik relevant und dient dem Ziel, „die Wortbedeutung als veränderbares

Menschenwerk offen zu legen, und die Konstruktion von Weltansichten im Wort zu lernen und zu lehren“ (Kilian 2005: 130).

Ebenso wichtig ist der interkulturelle Vergleich von assoziativ manifestierten Geschlechterstereotypen, wobei hierbei die möglichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der „Frau/Mann“-Vorstellung verglichen werden und die Erkenntnisse über individuelle und sozial bedingte Unterschiede in den Vorstellungen auftreten können.

Literaturverzeichnis

Androutsopoulos, Jannis K. (2001): Von fett zu fabelhaft: Jugendsprache in der Sprachbiografie. – OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 62. 55–78.

Eckert, Penelope/ McConnell-Ginet, Sally (2006): Language and gender. – Cambridge: Cambridge University Press.

Eckes, Thomas (2008): Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. – In: R. Becker, B. Kortendiek (Hgg.). Handbuch. Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften. 171–182.

Glucksberg, Sam/Danks, Joseph (2014): Experimental psycholinguistics. – New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.

Jäckel, Michael/Derra, Julia/Eck, Cornelia (2009): Schönheitsansichten. Geschlechterbilder in Werbeanzeigen und ihre Bewertung. – Baden-Baden-München: Nomos.

Khrystenko, Oksana (2016): Die Manifestierung von Geschlechterstereotypen in Metaphern der deutschen Jugendsprache. – Linguistik Online 75, Nr. 1. 51–70.

Kilian, Jörg (2005): Assoziative Stereotype. Sprachtheoretische, sprachkritische und sprachdidaktische Anmerkungen zum lexikalisch verknüpften Mythos, Aberglauben, Vorurteil. – In: D. Busse, T. Niehr, M. Wengeler (Hgg.). Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. – Tübingen: Niemeyer. 117–132.

Levizkyj, Viktor V. (2007): Quantitative Methoden in der Linguistik [russ. Квантитативные методы в лингвистике]. – Vinnytsa: Nova knyha.

Mills, Sara (2003): Gender and politeness. – Cambridge: Cambridge Univ. Press

Romaine, Suzanne (1999): Communicating gender. – London; New Jersey: Lawrence Publ.

Samel, Ingrid (2000): Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. – Berlin: Erich Schmidt Verlag

Stocker, Christa (2005): Sprachgeprägte Frauenbilder: Soziale Stereotype im Mädchenbuch des 19. Jhs. und ihre diskursive Konstituierung (Germanistische Linguistik, Bd. 262). – Berlin; New York: de Gruyter.

Storjohann, Petra (2017): Korpuslinguistik und Semantik. – In: S. Staffeldt, J. Hagemann (Hgg.). Semantiktheorien. Lexikalische Analysen im Vergleich. Tübingen: Stauffenburg. 205–229.

Quasthoff, Uwe (2011): Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen. – Berlin; New York: de Gruyter.

Annotation

Gender-based asymmetry in stereotypical beliefs of German youth

Oksana Khrystenko

This paper looks into gender-based asymmetry manifested in stereotypical beliefs of German youth using empirical data from associative experiment. The associations to stimuli "man/woman", which are determined by certain auto- and hetero-stereotypes, were quantitatively calculated. The paper will also highlight the difference between gender-related beliefs according to some social characteristics of respondents. Particular attention is paid to substantive collocations, which bases also occur in the reactions of probands.

Keywords: asymmetry, gender, stereotypes, collocations.

Dr. Oksana Khrystenko
Institut für Germanistik
Universität Innsbruck
Innrain 52
A–6020 Innsbruck
Oksana.Khrystenko@gmx.net

Interpiktorialität – der Dialog der Bilder in der Werbung

Silvia Gajdošová

Einleitung

Abb. 1 DJE Kapital AG[1]

Oft erlebt man bei der Betrachtung einer Werbung ein künstlerisches Déjá-vu, denn die Bildelemente kommen aus einem für die Werbung untypischen Bereich, nämlich aus dem Bereich der Kunst. Michelangelo Buonarrotis „Die Erschaffung Adams" wird beispielsweise zum Leitmotiv der Kampagne von *DJE Kapital AG*, das Fresko aus der Sixtinischen Kapelle mit seinen fixen Maβen 480 × 230 cm wird zum Bildelement einer Plakatwerbung, wo viele Formate möglich sind. Gottes Hand ist eine Kopie der Hand aus dem Fresko, doch statt Adams Hand berührt der Gott eine dicke rosa Hand aus Plüsch. Auch andere Marken haben dieses wellbekannte Motiv in ihre Dienste genommen – bei *Lays* gibt Gott Adam eine Chipstüte, und bei *Levi´s* eine Jeanshose. In der *Lego*werbung berührt Gott die Hand einer Legofigur und so könnte man fortfahren, denn dieses Werk von Michelangelo wurde in der Werbebranche oft und unterschiedlich modifiziert. Hauptsächlich wurde dieser Ausschnitt verwendet (Reduktion) und entweder wurde Adams Hand durch eine andere, mit der Firma oder dem Produkt zusammenhängende Hand ersetzt (Substitution), oder wurde das Bild um weitere Elemente erweitert (Expansion) – um das beworbene Produkt. Welche linguistische Kategorie beschreibt aber die Fälle, wenn Kunst und Werbung aufeinandertreffen?

Mit dem Phänomen der Kunstwerke in der Werbung beschäftigte ich mich im Rahmen der Intertextualitätsforschung, wobei ich es zur nichtverbal manifestierten Intertextualität zuordnete (Gajdošová 2010a) – Baustein der Werbung „Bildelemente" bezog sich auf ein Kunstwerk. In dieser Kategorie schlug ich die Erweiterung des Textbegriffes vor, indem auch Kunstwerke als visuelle Prätexte fungieren können, und diese Kategorie zählte ich zur Intertextualität im weitesten Sinne. In meinem Korpus befanden sich einerseits Kunstwerke im Original sowie modifizierte Kunstwerke. Seit dieser Zeit ging die Intertextualitätsforschung neue Wege, vereinte sich unter der Fahne der Interdisziplinarität mit der Tante Kunstgeschichte und neue Termini, neue Definitionen wurden vorgeschlagen.

1 Interpiktorialitätsforschung & Begriffsparcour

„Es gibt nichts was sich nicht aneignen lieβe." (Zuschlag 2013: 206)

[1] Der Standard 9. 10. 05. 2008: 13.

Interpiktorialität bedeutet, „dass Bilder sich auf andere Bilder beziehen, sie replizieren, modifizieren“ (Isekenmeier 2013: 11); man kann Interpiktorialität vereinfacht auch als Intertextualität von Bildern nennen. Die wechselseitige Beziehung zwischen zwei Bildern muss nicht zwangsläufig innerhalb eines (Sub-)Systems, eines Mediums oder einer Gattung erscheinen. Dieses Phänomen findet man am häufigsten in der Kunst(geschichte), wo Malerei-Malerei-Bezüge dominieren, doch auch Malerei in der Fotografie und Bezüge zwischen Filmen sind potenzielle Forschungsfelder – dazu zählen beispielsweise Filmremakes oder komische Parodiefielme, welche sich auf mehrere Fime zugleich beziehen. Bekannt im deutschen Sprachraum sind *Die nackte Kanone* oder die Horror-Persiflage *Scary movie*. Der Film *Scary movie* ist eine Parodie mit zahlreichen Anspielungen auf andere bekannte Produktionen aus dem Genre des Horrorfilms (Systemreferenz). Die zentrale Grundlage bildet der Film *Scream*, woraus ganze Szenen nachgespielt bzw. parodiert werden. Außerdem kann man unter anderem Verweise auf *Ich weiß, was du letzten Sommer getan hast*, *Blair Witch Project* oder *The Sixth Sense* erkennen. Man sieht also, dassBild-Bild-Bezüge ein sehr weites Feld sind. Im folgenden Beitrag konzentriere ich mich auf die Bildbezüge in der Printwerbung.

Geistige Urväter der Interpiktorialitätsforschung sind Julia Kristeva und Gérard Genette (1982: 536–549)[2], der das Modell der Hypertextualität auf die Malerei und Musik ausweitet, denn es treten sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede hervor. Boehm (1994) und Mitchell (1994) haben durch die Begründung der Bildwissenschaft (Visual Culture Studies) dazu beigetragen, das Bild in seiner Erscheinungsform festzuhalten und auf die Unterschiede zwischen dem Bild und dem Text hinzuweisen. Vorher war das Bild eine Domäne der Kunsttheoretiker und natürlich auch Künstler.

Aufgrund der Analogie zwischen Text und Bild kam es zur Übertragung der Intertextualität auf das Bildliche, also Transfer literaturwissenschaftlicher Intertextualitätstheorie in die Kunstgeschichte. Erste Versuche einer solchen Übertragung gab es in den 1980er Jahren, verstärkt seit den 1990er Jahren. Es gibt viele Begriffe zur Benennung dieses Phänomens, was zum Chaos in der Terminologie führt: „Bildzitat“ oder „Kunstzitat“ (Eilert 1991), visueller Intertext (Hoesterey 1988: 106), „Interpiktoriale Referenz (Pfister 1993: 335), „Interikonie“ (Mersmann 1999: 11), Interikonizität (Zuschlag 2006), Interpikturialität (Rosen 2003). Auβerdem gibt es in der Kunstwissenschaft die Begriffe Interartialität/Intraartialität. Es besteht auch ein Verwandtschaftssystem der Bilder und anderer visueller Werke, Appropriation Art ist die jüngste der interpiktorialen Kunstrichtungen, obwohl sie mehr als 30 Jahre alt ist.

Ich habe mich für den Terminus Interpiktorialität entschieden, welchem in manchen Werken die deutsche Variante Interbildlichkeit entspricht. Interpiktorialität bedeutet, „dass Bilder sich auf andere Bilder beziehen, sie replizieren, modifizieren oder transformieren, sie aufgreifen, umgestalten oder zweckentfremden.“ (Isekenmeier 2013: 11). Interpiktorialität ist als Kohyponym zur Intertextualität zu verstehen, wobei das Hyperonym Intermedialtät ist, die sich mit Zeichenkomplexen, die Mediengrenzen überschreiten, befasst (vgl. Isekenmeier 2013: 24). Am häufigsten kommt die Einzelreferenz vor, das heiβt ein konkretes Bild bezieht sich auf ein anderes. Bei Systemreferenz in der Interpiktorialität gibt es die Möglichkeit, ein Bild in Bezug auf einen Kunststil/eine Stilepoche zu gestalten, z.B. durch Farbkombination, Perspektive, Linienhaltung, Darstellung von Personen (Proportionen usw.), Symbolen.

[2] Genette, Gérard (1982): Palimpsestes. La littérature au second degré. Paris. 1993 wurde das Werk übersetzt ins Deutsche als Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe.

2 Zitat und Paraphrase

„Bilder sind nicht autonom, sondern formen sich als ‚Mosaik von Zitaten', das andere Bilder absorbiert und transformiert." (Zuschlag 2006: 92)

Intertextualität und Interpiktorialität sind ähnlich organisierte Phänomenbereiche. Trotzdem gibt es in der bildenden Kunst keine Zitate im Sinne „wörtlicher" Wiederholungen. „Ein gemaltes ‚Zitat' ist immer eine Transformation." (Zuschlag, zitiert nach Isekenmeier 2013: 49). Man muss die materielle Gegebenheit des Bildes berücksichtigen – Bild in anderen Farben, in anderer Größe, auf anderem Material ist nie ein wörtliches Zitat. Außerdem fehlen die Anführungszeichen, obwohl sie auch in der literarischen Praxis für das Vorliegen eines Zitats nicht unerlässlich sind. Trotzdem kann man sagen, dass es sich um ein Zitat handelt, wenn ein Bild eine (Teil-)Reproduktion eines anderen Bildes in sich aufnimmt. Bilder sind aber keine Texte, eine exakte Kopie in Format, Technik, Motiv, Stil usw. wird immer nur eine Reproduktion (bei Fotografien ein Faksimile), selbst wenn es der gleiche Autor gemacht hat; im negativen Sinne kann das Bildzitat als Fälschung aufgefasst werden. Ein gemaltes Zitat ist letztendlich immer eine Transformation. Das sind zwar Probleme der Kunstwissenschaft, doch die Analogie zur Textlinguistik ist klar zu sehen.

Die Einpassung (eines Teils) der Piktorialität eines Bildes in ein anderes Bild durch formale Transposition kann Paraphrase genannt werden – es entspricht dem Versuch das Gleiche mit anderen Worten zu sagen. Bei Bildern, die beide Aspektivitäten ihrer Bezugsbilder zugleich manipulieren, ist derjenige Aspekt dominant, der zu höherem Grade modifiziert wurde. Manchmal triumphiert die Stilistikalität über die Interpiktorialität und die Bezüge zwischen den Bildern sind als solche für die Rezipienten nicht wahrnehmbar. Oft ist die Modifikation in Form und Inhaltin so einem Maße durchgeführt, dass die interpiktorialen Bezüge nicht erkannt werden. Typisch für interpiktoriale Bezüge sind deshalb Lesehilfen, die in expliziter (sprachlicher) Form auf Referenzen zwischen Bildern aufmerksam machen (Isekenmeier 2013: 27), beispielsweise im Titel des neu geschaffenen Kunstwerkes.

3 Problembereiche der Interpiktorialität

Bei der Interpiktorialitätsforschung gibt es mehrere Problembereiche, die sich auf folgende Aspekte der Bild-Bild-Bezüge beziehen:

a) Autor
Oft ist beim Betrachten und Vergleichen der Bilder schwer zu sagen, ob interpiktoriale Bezüge bestehen. Man stellt sich die Frage, ob der Zusammenhang künstlerische Absicht oder Zufall ist, problematisch ist die Messbarkeit der Intention. Künstlerische Originalität und Innovation können in Bezug auf Interpiktorialität verständnishemmend wirken.

b) Visuelles Werk
Bei der Entschlüsselung der Bild-Bild-Bezüge ist der Kontext von Belang, entscheidend ist, „wo wird wem was und wie zu sehen gegeben" (Schade/Wenk, zitiert nach Isekenmeier 2013: 30). Bilder sind außerdem historische und kulturbezogene Produkte, die nicht nach Universal-Kriterienwahrgenommen werden. Zu Bedenken ist auch die Frage, ob Interpiktorialität nur ästhetische oder auch konstitutive Rolle beim Schaffen eines neuen Bildes hat, ob sie

Bestandteil der Textkohärenz ist. Kann sie im Falle einer problematischen Decodierung verständnishemmend wirken?

c) Rezipient
Vergleichendes Sehen ist anzusehen als Werkzeug der Kunstgeschichte; der Betrachter versucht durch Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwei Bilder in Verbindung zu setzen. Dabei steht im Vordergrund die Dichotomie von Form und Inhalt, also werden beide Aspekte und ihr Zusammenwirken wahrgenommen. Da interpiktoriale Bezüge meist nicht explizit angegeben werden, kann es zu Verstehensschwierigkeiten oder falschen Interpretation kommen. Wird aber das Gesamtverständnis beeinträchtigt?

Das größte Problem ist die Wahrnehmungsschwelle für interpiktoriale Bezüge, wobei man die Wahrnehmung (sakkadische Augenbewegungen) und anschließendes Verstehen (interpretatives Erschließendes Bildes als ästhetischen Gegenstandes) trennen muss. Es gibt kein kollektives Gedächtnis „im Sinne vom statischen Aufbewahrungsort oder nationale[n] Bildervorrat“ (Hebel, zitiert nach Isekenmeier 2013: 50). Außer kulturellen und zeitlich bedingten Unterschieden gibt es von Betrachter zu Betrachter auch individuelle Unterschiede, die von Wissensvoraussetzungen, Erfahrungen usw. gekennzeichnet sind. Es könnte auch eine Diskrepanz zwischen dem aktuellen Leser und dem im Visier gehaltenen (Modell-)Leser entstehen; das Decodierungspotential des Rezipienten ist schwer einzuschätzen.

4 Interpiktorialität in der Werbung

Im folgenden Kapitel wird die Interpiktorialität in der Printwerbung thematisiert; diese Art der Werbung besteht aus statischen visuellen Zeichen piktorialer und verbaler Art. In der Fernsehwerbung gibt es nämlich auch akustische Zeichen, die Bezüge herstellen können (z. B. Melodie). Von Interpiktorialität in der Werbung sprechen wir dann, wenn ein Bild als Zitat oder Paraphrase in einem Werbetext verwendet wird.

Das Gesicht mit dem unbestimmbaren Lächeln gehört zu den meistrezipierten und meistreproduzierten Gemälden der europäischen Kunstgeschichte (vgl. Weiss 2013: 188). Die Rede ist von dem weltberühmten Ölgemälde von Leonardo da Vinci Mona Lisa. Das auf Italienisch als *La Gioconda* (dt. die Heitere) bekannte Bild wurde vermutlich nach der Florentinerin Lisa del Giocondo benannt. Das Originalgemälde ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts im zentralen Pariser Kunstmuseum Louvre ausgestellt und gilt als eines seiner bekanntesten Exponate. Es ist auf der Fläche von 77 cm × 53 cm auf dünnes Pappelholz gemalt und entstand wahrscheinlich in den Jahren 1503 bis 1506. Das Schlüsselereignis für die mediale Präsenz und der Werdegang zum Kultobjekt ist bekanntlich ihre zweijährige Absenz (1911) durch den Kunstraub Vincenzo Peruggias. Salon Carré des Louvre wurde von Besuchern überströmt, was auch in der Literatur und Presse die Fantasie der Bevölkerung beflügelte. Dieses auratisierte Meisterwerk ist aber auch das meist verwendete Bild (Bereich Malerei) in der Werbung.

Das Kunstwerk wurde viel und gerne in der Werbung verwendet und modifiziert. So ist eine traurige, erschrockene Mona Lisa, Mona Lisa mit einer Brille, einem Stück Pizza in der Hand, oder einer rosaroten Feder-Boa um den Hals eine wirksame Waffe in den Händen der Werbeindustrie. Ihr Gesichtsausdruck, ihre Haltung und ihre Haare werden immer wieder modifiziert, damit die Vorzüge eines Produktes beworben werden oder damit auf eine zu vermeidende/erzielende Situation hingewiesen wird.

Die Marke *Miele* hat im Jahre 2005 in Österreich eine Werbekampagne mit interpiktorialen Bezügen gestartet, welche ein modifiziertes Bild von Mona Lisa im Mittelpunkt hatte. Die Modifikation betrifft die Haare, welche sich durch die starke Saugleistung des beworbenen Produktes, eines Staubsaugers von Miele, wehen und sogar aus dem Gemäldeherausragen. Die Schlagzeile „Faszinierend schön. Faszinierend stark." überträgt die Attribute des Gemäldes und der Mona Lisa auf den Staubsauger. Es handelt sich um positive emotionale Aufwertung des Produktes, welches so von anderen Staubsaugern unterschieden werden kann und natürlich ist auch Humor als Strategie erkennbar.

Abb. 2 Miele[3]

Es können mehrere Parallelen zwischen dem Produkt und dem Gemälde gefunden werden:

- weltbekanntes Bild – weltbekannte Marke;
- altes Bild – Produkt mit Tradition (verbalisiert auch im Slogan: „Verlässlichkeit für viele Jahre.");
- schöne Frau – attraktives Produkt.

Im Flieβtext findet man Ausdrücke „Meisterwerk" und „Kunststück", welche auf der lexikalischen Ebene für Parallelen sorgen. Und zum Schluss, im letzten Satz wird auch das berühmte Lächeln von Mona Lisa aufgegriffen und verbalisiert: „Mit einem Lächeln könnte man sagen: Das ist die perfekte Reinheit zum Wohlfühlen."

Man stellt sich die Frage, was diese Modifikationen gemeinsam haben, zu welchem Zweck Mona Lisa in der Werbung als Motiv verwendet wird. Es stehen mehrere Funktionen zur Auswahl, oft werden mehrere gleichzeitig verwendet.

Funktion der Interpiktorialität in der Werbung (vgl. Gajdošová 2010a: 208):
Interpiktorialität wird in der Werbung gezielt verwendet, die Werbemacher wenden sich an die Rezipienten strategisch und haben eine oder mehrere Funktionen dieser Erscheinung im Visier:

- ästhetische Funktion (Kunstwerkaura)
- Aufmerksamkeitserregung in der modernen Informations- und Erlebnisgesellschaft → Stiftung vom Lesereiz → Erweckung vom Kaufinteresse (im Idealfall)
- Aha-Effekt beim Erkennen der interpiktorialen Relation (positive emotionale Reaktion auf spontanes Erkennen, Begreifen einer zuvor diffusen oder rätselhaften Botschaft) und anschließende positive Wahrnehmung der Werbung
- Aufbauen auf der positiven Wirkung des Kunstwerkes – Übertragung von bereits existierenden positiven Attributen auf den neuen Text oder auf neue Kontexte und Situationen
- Spannung durch Modifikation
- Identifizierung mit einer Gruppe, Bezug auf Gruppeninteressen und -vorlieben.

[3] de.advertolog.com [1. 6. 16].

5 Motive des Krieges in der Werbung

In diesem Teil des Beitrages wird der Unterschied zwischen Intertextualität und Interpiktorialität erläutert. Krieg in der Werbung und Werbung für den Krieg sind zwar kontroverse Themen, doch auch dieser Bereich weist intertextuelle/interpiktoriale Bezüge auf. Wenn sich ein Text auf einen anderen bezieht, sprechen wir von Intertextualität. Wenn ein Bild (Gemälde) in der Werbung – im Baustein Bildelemente – verwendet wird, dann sprechen wir von Interpiktorialität, wobei Mediengrenzen überschritten werden und man spricht auch von Intermedialität.

Abb. 2 UNCLE SAM[4]

Der meist benutzte Prätext ist die UNCLE-SAM-Werbung, welche als Bildelement den Uncle Sam – die bekannteste Nationalallegorie, Personifizierung der Vereinigten Staaten gebraucht. James Montgomery Flagg, Autor dieses Werbeplakates (1917), stellte in den Vordergrund die Figur von Uncle Sam, deren Entstehungszeit vermutlich der Britisch-Amerikanische Krieg von 1812 ist. (Welt)Bekannt wurde sie vor allem durch Rekrutierungsplakate aus dem 1. Weltkrieg.

Nicht nur der Text des Plakates, sondern auch die bildliche Darstellung von Uncle Sam ist prägend für die Bild-Bild-Bezüge. Folgende Merkmale charakterisieren die bildliche Darstellung der Figur:

- Aussehen (älterer Mann mit weißer Hautfarbe, weißen Haaren und Ziegenbart)
- Mimik (ernste Miene)
- Gestik (hochgehobene Hand und ausgestreckter rechter Zeigefinger)
- Farben (Nationalfarben der USA– blaues Jackett, rote Fliege, weiβes Hemd, weiβer Zylinder mit blauem Band und weiβen Sternen drauf)
- Schrift (Schlagzeile in groβen blau/roten Druckbuchstaben)
- Sonstiges (Blauroter Rand des Plakates).

Die Schlagzeile lautet: I WANT YOU FOR U.S.ARMY.

[4] de.wikipedia.org [1. 6. 16].

Diese Werbung wurde zum Symbol für die Suche nach passenden Bewerbern in unterschiedlichen Lebensbereichen und fungiert als Prätext für weitere Werbetexte; Intertextualität wird gezielt als Stilmittel eingesetzt. Dieser Aufruf voller Dringlichkeit ist ein Motiv von Werbetexten in vielen Ländern. Dabei kommt es zur Modifikation nicht nur in Bezug auf den Text, sondern auch auf die Bildelemente. Auf der Abbildung 3 sehen wir ein Beispiel aus dem deutschen Sprachraum, *Freiwillige Feuerwehr Pouch* sucht Männer und Frauen ab 18 Jahren, die sie unterstützen. Bei der Modifikation des Textes kommt es zur Substitution, statt ICH WILL DICH steht da WIR WOLLEN DICH!, der Text wird um ein Ausrufezeichen und den Aufruf MACH MIT! erweitert.

Abb. 3 FEUERWEHR POUCH[5]

Im Bild kam es auch zur Modifikation – Substitution, der amerikanische Hut wurde durch einen Feuerwehrhelm ersetzt, welcher den Text trägt: „25 Hier könnte Dein Name stehen!“. Um die intertextuellen Bezüge und das Bild als Paraphrase eindeutig zu kennzeichnen, steht der Name des ursprünglichen Autors – James Montgomery Flagg – rechts unter dem Bild. Das Motiv des Krieges und der Gewalt geht verloren, es kommt zur semantischen Aufwertung der Botschaft, zur Bedeutungsverbesserung.

Weitere Beispiele zeigen, dass die Modifikation von Bausteinen des ursprünglichen Textes viele Möglichkeiten bietet:

Abb. 4 HSG-Schwanewede/ Neuenkirchen[6]

Abb. 5 WERDERFANS-SUED[7]

Abb. 6 Der Kirchenchor Born[8]

Bei dem Werbetext auf der Abbildung 4 wurde Uncle Sam durch einen kleinen Jungen ausgetauscht, der Text ist auch abgewandelt (ICH – DICH, WIR – EUCH), trotzdem bezieht sich die Werbung eindeutig auf das Rekrutierungsplakat mit Uncle Sam. Die Abbildung 5 ist

[5] www.feuerwehr-pouch.de [1. 6. 16].
[6] www.hsg-sn.de [1. 6. 16].
[7] www.werderfans-sued.de [1. 6. 16].
[8] wordpress.p130970.webspaceconfig.de [1. 6. 16].

ein Beispiel für Substitution – Uncle Sam wurde ersetzt durch drei Sportler. Im Werbetext auf der Abbildung 6 hebt sogar Ludwig van Beethoven seinen rechten Zeigefinger, da es um eine Bewerbung als Chormitglied handelt. Appell wird verstärkt bei allen drei angeführten Beispielen durch ein Ausrufezeichen. Das Leitmotiv auf der bildlichen Ebene ist die gehobene Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger, welcher auf den Leser zeigt, so wie der Blick auf ihn gerichtet ist. Dadurch soll man sich persönlich angesprochen fühlen. Auf der Textebene ist Bedeutungsträger das Verb *wollen* in der Drei-Wort-Schlagzeile.

Die Uncle-Sam-Werbung ist der Prätext für weitere Werbetexte, die demzufolge intertextuelle Bezüge aufweisen. Die Uncle-Sam-Werbung aus dem Jahr 1917 von James Montgomery Flagg weist aber selber intertextuelle Bezüge zu einem anderen Werbetext auf, sie ist eine Modifikation des britischen Werbeplakats „BRITONS WANTS YOU" von 1914, welches im Zweiten Weltkrieg erneut eingesetzt wurde. Die Abbildungen 3 – 6 beziehen sich also auf ein Werbeplakat (Abb. 3), welches sich auf ein anderes Werbeplakat (Abb. 7) bezieht.

Abb. 7 BRITONS WANTS YOU[9]

Das Bild stellt den britischen Kriegsminister Lord Kitchener in einer auf den Betrachter direkt weisenden Pose dar und es ist das berühmteste Motiv, das die britische Armee während der Rekrutierungskampagne im 1. Weltkrieg propagandistisch einsetzte. Besonders erfolgreich war seine Kampagne zur Rekrutierung von Millionen Freiwilligen für den Einsatz in Frankreich (bekannt als Kitcheners Armee). Das Plakat war ein Entwurf des Grafikers Alfred Leete (1882–1933); ein ähnliches Plakat trug den Wortlaut „Dein Land braucht dich".

Diese Geste einer direkt auf den Betrachter zeigenden ausgestreckten Hand war Auslöser zahlreicher Nachahmungen (die bekannteste ist die Uncle-Sam-Werbung) und auch Parodien. Weitere bekannte Rekrutierungsplakate mit dem Motiv der Person mit hochgehobener rechter Hand und dem ausgestrecktem Zeigefinger stammen aus den USA – 1. Weltkrieg (Tochter Zion: Euer Altneuland braucht euch! Komm zum Jüdischen Regiment) und aus der Sowjetunion (Wenn DU noch nicht im Kolchos bist – tritt sofort ein!)[10] Dies sind die Beweise, dass manchmal bewährte Wirkung der Originalität vorgezogen wird und das intertextuelle Bezüge auch zwischen Werbetexten bestehen können.

Zusammenfassung und Diskussion

Die Interpiktorialitätsforschung der heutigen Zeit beschäftigt sich vor allem mit theoretischen Zugängen, was zur Verwirrung in der Terminologie führt. Trotzdem ist eine deutliche Parallele zwischen der Intertextualität und Interpiktorialität zu sehen; Begriffe wie Zitat und Paraphrase wurden in einen neuen Bereich übertragen. Außerdem gibt es mehrere ähnliche Problembereiche bei der Forschung – in Bezug auf den Autor, auf das visuelle Werk und auf den Rezipienten.

[9] de.wikipedia.org [1. 6. 16].
[10] vgl. de.wikipedia.org [1. 6. 16].

Mona Lisa ist das meistgebrauchte Kunstwerk aus dem Bereich der Malerei, welches in Werbetexten verwendet und modifiziert wird; es werden interpiktoriale Bezüge hergestellt. Der Spielraum lässt viele Modifikationen in Bezug auf Reduktion, Substitution und Expansion zu.

Das US-amerikanische Rekrutierungsplakat aus dem 1. Weltkrieg, bekannt als Uncle-Sam-Werbung, wird weltweit als Prätext für intertextuelle Bezüge aufgegriffen; dabei kommt es zur semantischen Aufwertung und Bedeutungsverbesserung, da die neu geschaffenen Werbetexte fast ausschlieβlich Bewerbungsaufrufe mit Appellcharakter sind. Doch die Uncle-Sam-Werbung ist lediglich eine Modifikation eines anderen Werbeplakates aus dem Ersten Weltkrieg und weist somit selber intertextuelle Bezüge auf.

Die Interpiktorialitätsforschung bezieht sich nicht nur auf Malerei-Malerei-Bezüge oder Malerei-Werbung Bezüge – auch Film, Fotografie und andere Bereiche bieten genug Forschungsmaterial. In der Werbebranche werden auβer Bildern von bekannten Malern auch andere Kunstartefakte verwendet; Statuen wie *Der David* von Michelangelo oder *Die drei Grazien* in Levis-Jeans sind weitere Kunstwerke im Dienst der Werbung. Es handelt um 3D-Kunstartefakte, somit kann man hier von einem interdisziplinären Diskurs mit intermedialen Referenzen sprechen.

Zusammenfassend kann man sagen, das in der Werbung interpiktoriale sowie intertextuelle Bezüge vorzufinden sind, in vielen Fällen werden sie modifiziert, wobei die ursprünglichen Kunstwerke im neuen Kontext erscheinen und mit neuen Bedeutungen angereichert werden; die Kopie ist das Original.

Literaturverzeichnis

Boehm, Gottfried (1994): Die Wiederkehr der Bilder. In: Boehm (Hg.): Was ist ein Bild? – München: Fink.

Eilert, Heide (1991): Das Kunstzitat in der erzählenden Dichtung. Studien zur Literatur um 1900. – Stuttgart: F. Steiner.

Gajdošová, Silvia (2010a): Ich denke, also lease ich: Intertextualität in der Werbung. – In: Tendenzen in der slowakischen Germanistik nach der Wende: Festschrift für Prof. PhDr. Ivan Cvrkal, CSc. Nümbrecht: Kirsch-Verlag.

Gajdošová, Silvia (2010b): Neue Trends in der Werbesprache. – In: Zborník IX. odbornej konferencie Spoločnosti učiteľov nemeckého jazyka a germanistov Slovenska = Sammelband IX. Tagung des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei. Bratislava: Metodicko-pedagogické centrum.

Genette, Gérard (1982): Palimpsestes. La Littérature au Second Degré. – Paris: Seuil.

Hoesterey, Ingeborg (1988): Verschlungene Schriftzeichen: Intertextualität von Kunst und Literatur in der Moderne/Postmoderne. – Frankfurt/M: Athenäum.

Isekenmeier, Guido (Hg.) (2013): Interpiktorialität. Theorie und Geschichte der Bild-Bildbezüge. – Bielefeld: transcript Verlag.

Isekenmeier, Guido (2013): In Richtung einer Theorie der Interpiktorialität. – In: Interpiktorialität. Theorie und Geschichte der Bild-Bildbezüge. Bielefeld: transcript Verlag.

Kühlmann, Wilhelm; Neuber, Wolfgang (Hgg.) (1994): Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. – Frankfurt am Main: Peter Lang GmbH. Europäischer Verlag der Wissenschaften.

Mersmann, Birgit (1999): Bilderstreit und Büchersturm. Medienkritische Überlegungen zu Übermalung und Überschreibung im 20. Jahrhundert. – Würzburg: Königshausen & Neumann.

Mitchell, W.J.T. (1994): Picture Theory: Essays on Verbal and Visual representation. – Chicago: UCP.

Orosz, Magdolna (1997): Intertextualität in der Textanalyse. – Wien: Institut für Sozio-Semiotische Studien ISSS.

Pfister, Manfred (1993): The Dialogue of Text and Image. Antoni Tapiès and Anselm Kiefer. – In: Discherl, Klaus (Hg.): Bild und Text im Dialog. Passau: Wissenschaftsverlag Rothe.

Rosen, Valeska von (2003): Interpikturialität. – In: Pfisterer, Ulrich (Hg.): Metzler Lexikon der Kunstwissenschaft. Ideen – Methoden – Begriffe. Stuttgart: J. B. Metzler.
Rößler, Elke (1999): Intertextualität und Rezeption. Linguistische Untersuchungen zur Rolle von Text-Text-Kontakten im Textverstehen aktueller Zeitungstexte. – Frankfurt am Main: Peter Lang.
Schmid, Wolf; Stemper Wolf-Dieter (Hgg): Dialog der Texte. Hamburger Kolloquium zur Intertextualität. – Wien: Gesellschaft zur Förderung slawischer Studien (= Wiener slawischer Almanach: Sonderband 11).
Zuschlag, Christoph (2006): Auf dem Wege zu einer Theorie der Interikonizität. – In: Horstkotte, Silke; Leonhardm Karin (Hgg.): Lesen ist wie Sehen. Intermediale Zitate in Bild und Text. Köln: Böhlau.
Zuschlag, Christoph (2013): Appropriation Art aus China und Japan. In: Interpiktorialität. Theorie und Geschichte der Bild-Bildbezüge. – Bielefeld: transcript Verlag.
Weiss, Judith Elisabeth (2013): Reines und verunreinigtes Bild am Beispiel von Mona Lisa. – In: Interpiktorialität. Theorie und Geschichte der Bild-Bildbezüge. Bielefeld: transcript Verlag.

Annotation

Interpictoriality – dialogue of images in advertising

Mgr. Silvia Gajdošová, PhD.

The article deals with the concept of interpictoriality and focuses on the relationships between images from the field of art and their visual representation in modern print advertising. The multimodal textual potential is enriched in the media age by manifold references - in this interdisciplinary discourse different relations between pictures as well as the modes of their transformation are presented. The paper discusses differences between the terms intertextuality and interpictoriality and analyzes Mona Lisa advertising as well as recruiting posters from the World War I with respect to (modified) intertextual or interpictorial references.

Keywords: interpictoriality, intertextuality, advertising, Mona Lisa, World War I

Mgr. Silvia Gajdošová, PhD.
FUNTASIA, s.r.o.
Partizánska 57
SK–949 11 Nitra
funtasia@funtasia.sk

Mgr. Silvia Gajdošová, PhD.
Katedra nemeckého jazyka a literatúry
Pedagogická fakulta UK
Račianska 59
SK–813 34 Bratislava
silvia.gajdosova@gmail.com

Übersetzung als Verschärfung: (sudeten-)deutsche Versionen von Hanuš Kuffners Streitschrift *Náš stát a světový mír*

Boris Blahak

1 „Nedochůdče" – Anleitung zur Verbesserung eines ‚Fehlkonstrukts'

„Nedochůdče. Není trefnějšího názvu pro navrhovaný, v obchodech úsilně rozšiřovaný obraz ‚Československé republiky'" (Kuffner 1918: 6) [Missgeburt (oder: Frühgeburt). Es gibt keine treffendere Bezeichnung für die vorgeschlagene, in den Geschäften emsig verbreitete Karte der „Tschechoslowakischen Republik"].[1] Mit diesem wenig schmeichelhaften Statement leitete der tschechische Militärhistoriker Hanuš Kuffner (1861–1929)[2] sein Pamphlet *Náš stát a světový mír* ein, das Ende 1918 in Prag erschien und, laut Impressum, in einer Auflage von 150 Exemplaren an die tschechoslowakischen Delegierten auf der Versailler Friedenskonferenz verteilt worden sei.

Aus einem ultranationalistischen Blickwinkel skizzierte Kuffner auf 32 Seiten und fünf beigefügten Karten die aus seiner Sicht notwendige territoriale Neuordnung Europas, die sowohl die allslawische Frage „od Šumavy až po Bajkal či Tichý Oceán" (Kuffner 1918: 27) [vom Böhmerwald bis zum Baikalsee bzw. Pazifik] lösen als auch einen dauerhaften Frieden garantieren sollte. Die Hauptrolle dabei hatte er einem neu zu formierenden Staat zugedacht, dem er zwar den Namen ‚Čechy' (Böhmen) gab, der jedoch nicht nur die historischen Grenzen des Königreichs, sondern auch diejenigen der 1918 gegründeten ČSR deutlich überschritt. Das in Versailles verhandelte Staatsgebiet war in Kuffners Augen unzureichend, weil es nach Form und Lage von deutschen und ungarischen Feinden umklammert sei. Unabdingbare Voraussetzung eines Dauerfriedens sei eine Einteilung Europas in drei große Interessenszonen unter russischer, französischer und englischer Führung. Der an ihrer Schnittstelle liegende eigentliche Friedensstörer Deutschland sei territorial massiv auf eine „Německá reservace" [deutsche Reservation] zu beschneiden, durch ein System von Pufferstaaten zu umzingeln und dadurch dauerhaft störunfähig zu machen. Der Großteil Deutschösterreichs sollte zwischen der Schweiz, Italien und einem südslawischen Staat aufgeteilt werden. Sein ‚Středomezí' [Mittelmark] genannter Rest war mit dem ebenfalls verkleinerten Ungarn dazu bestimmt, eine Landbrücke zwischen Tschechen und Jugoslawen zu garantieren.

Dem tschechischen Volk als „ze slovanských nejvyspělejš[í]" (Kuffner 1918: 4) [unter den slawischen Völkern am weitesten entwickelt] kam nach Kuffner die Aufgabe zu, Restdeutschland in Schach zu halten. Entsprechend vergrößerte er den Raum der tschechischen Volksgemeinde erheblich um deutsches und ungarisches Siedlungsgebiet: Neben der Lausitz beanspruchte er im Norden Ober- und Niederschlesien südlich der Oder, in Sachsen das Erzgebirge und alles Gebiet östlich der Elbe. Im Westen wurde Böhmen bis zu den Flüssen Naab und Donau ausgedehnt, wo Regensburg und Passau als tschechische Brückenköpfe vorgesehen waren. Der mittleren Donau folgte die Grenze dann bis Wien und erweiterte das ebenso vereinnahmte slowakische Siedlungsgebiet um nordungarische Komitate mit Györ, Buda und Miskolc (vgl. Kuffner 1918: 29ff.). Das so gewonnene Terrain, so Kuffner (1918:

[1] Übersetzungen aus dem Tschechischen stammen, so nicht anders angegeben, vom Verfasser (B. B.).
[2] Zu seiner Biographie s. Adámek (1929), Lifka (1935) und Hofmann (1978).

16), müsse man folgend „odněmčit“ [entdeutschen], zumal die ansässige Bevölkerung – Friesen, Dänen, Pommern, Sorben, Schlesier und Arberbewohner – im Laufe der Jahrhunderte zwangsgermanisiert worden sei. Dies alles wurde in einem aggressiven, z. T. rassistischen Ton gefordert, der keine Gelegenheit ausließ, das „Němectvo/-ví“ [Deutschtum] als „loupežník“ [Räuber], „násilník“ [Gewalttäter], „škůdec“ [Schädling], „kazimír“ [Störenfried], „rušitel práv a pokoje“ [Rechtsbrecher und Unruhestifter], „pouhou ideou rodových usurpátorů“ [nichts als ein Einfall von Usurpatorengeschlechtern] und sogar „upír“ [Vampir] zu schmähen (Kuffner 1918: 7, 9, 13f., 29).

Mit dieser überzogenen Denkschrift sollte Kuffer (unbeabsichtigt) einer antitschechischen Propaganda dies- und jenseits der 1919 sanktionierten Grenzen für 20 Jahre Dauermunition liefern: Binnen weniger Jahre avancierte sie zum meistzitierten tschechischen Werk im völkisch-deutschnationalen Schrifttum der 1920er und 1930er Jahre.[3] Man glaubte in Kuffners Schrift „das heimliche Grundkonzept des tschechischen Imperialismus“ (Jaworski 1978: 259) aufgedeckt zu haben. Die in *Náš stát a světový mír* erhobenen Ansprüche wurden nicht nur prinzipiell mit den eigentlichen Absichten der ‚tschechischen Führer‘ auf der Versailler Friedenskonferenz gleichgesetzt (vgl. z. B. Heuwieser 1928: 7; Schauwecker 1929: 323; BSI 1930: 48; Walch 1932: 41f.; Wächtler 1938: 28), sondern auch mit den „tschechischen Fernzielen gegenüber dem deutschen Volk“ (Trampler 1934a: 46) und sogar mit der „gesamtslawischen Westpolitik gegenüber dem Deutschtum“ (Trampler 1932: 33).

Der folgende Beitrag widmet sich dieser Rezeptionsgeschichte und arbeitet die Facetten der politischen Instrumentalisierung des Pamphlets in (sudeten-)deutschen Kreisen gegen die ČSR heraus; in diesem Zusammenhang steht seine deutschsprachige Rezeptionsgrundlage im Mittelpunkt. Dabei soll veranschaulicht werden, dass es sich bei ihr um eine für den deutschen Leser bestimmte ‚didaktisierte‘ Fassung von Kuffners Schrift handelte, die an entscheidender Stelle zur Verschärfung des ohnehin gewaltaufgeladenen Pamphlets neigte und – v. a. in Bezug auf das von Kuffner beigefügte Kartenmaterial – bis zum Ende der 1930er Jahre zahlreiche Nachahmer fand, die sich beim Umgang mit dem Original jede Freiheit nahmen.

2 Wien – Brünn – Warnsdorf i. Böhmen: Etappen auf dem Weg zur Übersetzung

Außerhalb tschechischer Kreise war Kuffners Streitschrift zunächst in Österreich aufgefallen: Schon 1919 wurde sie Gegenstand der in Wien veröffentlichten Abhandlung *Der tschechische Imperialismus* (Imperialismus 1919). Der erste Impuls zu einer breiteren sudetendeutschen Rezeption ging von Alois Baeran aus, einem Vertreter der *Deutschen Nationalpartei* im tschechoslowakischen Abgeordnetenhaus, dem über einen ungarischen Nachrichtendienst ein Exemplar von Kuffners Pamphlet zugespielt worden war (vgl. Hofmann 1978: 49). 1921 setzte Baeran in seiner *Brünner Montagszeitung* seine Leser vom Inhalt der Schrift in Kenntnis. Auf Wahlveranstaltungen und in seinem Blatt verbreitete er die auch später immer wieder aufgegriffene Behauptung, *Náš stát a světový mír* stamme eigentlich aus der Feder von Edvard Beneš, der das Positionspapier 1919 der Pariser Friedenskonferenz vorgelegt habe (vgl. DGP 2004: 58).

Etwa zur gleichen Zeit gelangte ein weiteres Exemplar in die Hände von Eduard Bauer, dem Vorsitzenden der *Hilfsvereinigung für Südböhmen* (HV). Diese war im Dezember 1918 in Wien ins Leben gerufen worden. Nachdem tschechische Truppen den Böhmerwaldgau besetzt hatten, der seit dem Novembergesetz der deutschösterreichischen Nationalversammlung als Teil Oberösterreichs betrachtet wurde, stellte sich der *Deutsche Nationalausschuss für den*

[3] Zu den vielfältigen Facetten dieser Vereinnahmung s. Blahak (2012/2013).

Böhmerwald in Krumau (Český Krumlov) unter den Schutz der HV. Diese war somit sowohl durch die deutschösterreichische Staatskanzlei als auch durch die oberösterreichische Landesregierung bevollmächtigt (vgl. Sudetenpost 1958: 5). Eduard Bauer übermittelte die Schrift dem österreichischen Staatskanzler Karl Renner (vgl. Hofmann 1978: 49). Ungeklärt ist, ob und ggf. inwieweit die österreichische Staatsregierung mit der nun von der HV in die Wege geleiteten deutschen Übersetzung in Verbindung zu bringen ist. Eine wohlwollende Duldung kann aufgrund der Nähe des Übersetzers Anton Klement[4] zu Karl Renner zumindest nicht ausgeschlossen werden.[5]

So erschien 1922 *Unser Staat und der Weltfrieden* (Kuffner 1922) im nordböhmischen Warnsdorf, mit dem Verweis auf die HV als Trägerin. Damit war die Grundlage für eine breite Rezeption auch unter deutschsprachigen Lesern geschaffen, die des Tschechischen nicht mächtig waren und nicht zum Leserkreis der *Brünner Montagszeitung* gehörten. Im Vorwort empfahl Klement (1922: 4) die Lektüre des Buches dezidiert „unseren Brüdern im Deutschen Reiche und in Deutschösterreich ebenso wie unseren engeren Landsleuten."

3 ‚Verschärfte Übertragung': die Warnsdorfer Fassung in der Übersetzungskritik

Ein kritischer Blick auf die Grundlage der weiteren (sudeten-)deutschen Rezeption von Kuffners Broschüre zeigt, dass Klement weit mehr als eine bloße „wörtliche Übersetzung" (Klement 1922: 3) ins Deutsche vorlegte. Denn er erlaubte sich, ohne Kennzeichnung, in den Text – hauptsächlich in seine Struktur, z. T. aber auch in seinen Inhalt – einzugreifen und ihn damit für die Zielgruppe, der er die Augen öffnen sollte, zu ‚didaktisieren'. Klement trat somit in gewisser Weise sowohl als Ausleger als auch als ‚Co-Autor' auf (vgl. Blahak 2012: 121ff.).

Fasste bereits sein Vorwort Kuffners Thesen epigrammatisch zu einer Anklageschrift gegen das gesamte tschechische Volk zusammen, so sollten neben einigen Veränderungen der Textgliederung[6] v. a. Eingriffe in die Interpunktion des Originals den Charakter von Kuffners Broschüre als ‚antideutsche Hetzschrift' verstärken und ihre aus deutscher Sicht besonders empörenden Forderungen und Schmähungen hervorheben: So ersetzte Klement am Satzende Punkte durch Ausrufezeichen, wo dem Geschriebenen appellativer Nachdruck verliehen werden sollte, z. B.: „Das Deutschtum zahlenmäßig schwächen[!]" oder „[…] die törichte separatistische Herrschgier […], dieses verderbliche Vermächtnis des überlebten Deutschtums[!]" (Kuffner 1922: 9, 27).[7]

[4] Die deutsche Fassung nennt lediglich die HV als Auftraggeber der Übersetzung; Klement (1922: 1, 4) zeichnete nur für das Vorwort verantwortlich. Seine Urheberschaft lässt sich allerdings durch einen Vermerk von seiner Hand in einem Exemplar der gedruckten Übersetzung aus seinem Nachlass im *Sudetendeutschen Archiv München* belegen (vgl. Hofmann 1978: 49, 51).

[5] Klement, der die HV zusammen mit Bauer gegründet hatte, nahm als Vertreter des *Deutschen Nationalausschusses für den Böhmerwald* (d. h. im Prinzip als Vollmachtträger der österreichischen Staatskanzlei) an den Friedensverhandlungen in Saint-Germain teil (vgl. Sudetenpost 1958: 5), wo Renner die österreichische Delegation leitete; insofern müssen sich beide Politiker gekannt haben.

[6] Hierzu gehören zum einen Eingriffe in die Absatzeinteilung. Zu Absetzungen, die nicht mit dem Original übereinstimmen, vgl. Kuffner (1918: 4, 7ff., 17, 22; 1922: 6, 9ff., 17, 22, 32), zu Absetzungen im Original, die in der Übersetzung aufgehoben wurden, vgl. Kuffner (1918: 6, 8, 13ff., 20f., 23, 28; 1922: 8, 10, 13f., 16, 21, 23, 28). Zum anderen handelt es sich um die Hinzufügung von Gliederungssignalen, z. B. arabische Ziffern 1.–3. oder Kleinbuchstaben a)–e) bei Aufzählungen; vgl. hierzu bes. Kuffner (1918: 20ff.; 1922: 21f.).

[7] Vgl. hierzu Kuffner (1918: 7, 27), zu weiteren Beispielen Kuffner (1918: 12f., 17, 19, 26, 28; 1922: 13f., 17, 20, 26, 28).

Eine ähnliche Funktion erfüllten Hervorhebungen (Fett-/Sperrdruck), die von Klement stammten: Diese sollten einmal die von Kuffner (zu Unrecht) beanspruchten Gebiete schlagwortartig markieren, z. B.: „Serben von **Meißen** und **Sajda**“ (Kuffner 1922: 11), „Der K a m p f um die E l b e l i n i e und die D o n a u r i n n e!“ (Kuffner 1922: 13). Aber auch Drohungen gegenüber Deutschland ließen sich so wirksam graphisch betonen,[8] z. B.: „**Auch nach dem Kriege werden wir Deutschland an der Gurgel bleiben**“ (Kuffner 1922: 22) – „Deutschland wird, […] **von allen Welt-Zonen-Verbänden ausgeschlossen bleiben und unter der gemeinsamen Bewachung aller Nachbarn stehen**“ (Kuffner 1922: 24).[9] Umgekehrt übernahm der Übersetzer an anderer Stelle die Hervorhebungen des Originals *nicht*, und zwar um Argumente abzuschwächen, die Kuffner zur Legitimation seiner Forderungen vorgebracht hatte. So wirkte z. B. die Übersetzung „nur durch die dauernde Befreiung der Friesen“ (Kuffner 1922: 11) typographisch wesentlich unauffälliger als ihre Vorlage „pouze trvalou o s v o b o d o u Fryzů“ (Kuffner 1918: 9). Analoges gilt für die Wiedergabe fett gedruckter Textstellen im Normaldruck, z. B.: „**Chce-li se Praha udržet, musí ovládat Labe až k ústí**“ (Kuffner 1918: 21) als „Wenn sich Prag behaupten will, muß es die Elbe bis zur Mündung beherrschen“ (Kuffner 1922: 21).[10]

Durch die eigenmächtige Setzung bestimmter Begriffe in Anführungszeichen suggerierte die deutsche Version zudem an mancher Stelle eine nicht gegebene Distanzierung des Autors wie z. B.: „durch falsche ‚Schlagwörter‘ eine gründliche militärische Organisation nicht zu erschweren“ (Kuffner 1922: 21). Umgekehrt konnte Klement mittels der Tilgung von Anführungszeichen Kuffners Distanzierung von bestimmten Termini verschleiern, die dieser besonders mit Blick auf den von ihm abgelehnten tschechoslowakischen Staat in den 1918 vorgeschlagenen Grenzen geäußert hatte: So wurde aus „tvář dnes malovaného obrazu ‚československé‘ republiky“ (Kuffner 1918: 9) das „unglückliche Gebilde der tschechoslowakischen Republik“ (Kuffner 1922: 11); und aus „zmínka o nazvu našeho ‚státu‘ po stránce politiky“ (Kuffner 1918: 31) wurde „eine Bemerkung – in politischer Hinsicht – über die Benennung unseres Staates“ (Kuffner 1922: 32).[11]

Nicht zuletzt dokumentiert Klements Fassung immer wieder seine Neigung, wo es sich anbot, zu verschärfenden oder auch verfälschenden Wortvarianten zu greifen.[12] Teils sollte so die Beleidigung Deutschlands noch augenfälliger gemacht werden, teils sollten die Vorschläge Kuffners noch skrupelloser und ungeheuerlicher erscheinen. So finden sich etwa Beispiele für die willkürliche Verdoppelung schmähender Attribute, etwa in der rhetorischen Frage „proč nepotřit současně hned i bezprávnou *ješitnost* [*Eitelkeit*] německou […]?“ (Kuffner 1918: 9);[13] auf Deutsch lautet diese nämlich: „[W]arum jetzt nicht gleichzeitig auch der rechtswidrigen *Eitelkeit und Prahlerei* […] ein Ende bereiten […]?“ (Kuffner 1922: 11). Dem Postulat, Deutschland für immer unschädlich zu machen, ließ Kuffner den Wunsch folgen, „[k]éž děje se tak *pravými* prostředky!“ (Kuffner 1918: 13); in der Übersetzung heißt es allerdings: „Möge es mit den *geeigneten* [nicht etwa den *rechten*/*richtigen*; B. B.] Mitteln geschehen […]!“ (Kuffner 1922: 14). Kuffners Zuversicht, „naši zástupcové na konferencích mírových mohou *směle*

[8] Zur Kombination ‚zusätzliche Fettung – Ausrufezeichen‘ bzw. ‚zusätzliche Fettung – Absetzung‘ vgl. Kuffner (1918: 8, 28; 1922: 10, 28).

[9] Vgl. Kuffner (1918: 9, 12, 21, 24). Zu weiteren Fällen hinzugefügter Fettung vgl. Kuffner (1918: 6–10, 12, 17f., 21, 23f., 27–30; 1922: 8–12, 17, 19, 21f., 24, 27–30). Zu Beispielen zusätzlichen Sperrdrucks vgl. Kuffner (1918: 12, 22; 1922: 13, 23).

[10] Zu weiteren Beispielen unterlassener Hervorhebung vgl. Kuffner (1918: 9, 17f., 20f., 23, 27; 1922: 11, 17f., 21f., 24, 27).

[11] Zu hinzugefügten Anführungszeichen vgl. Kuffner (1918: 6, 10; 1922: 9ff.). Zu getilgten Anführungszeichen vgl. Kuffner (1918: 3, 12, 14, 18–22, 26, 29; 1922: 5, 13, 15, 19ff., 23, 26, 29).

[12] Die Überprüfung erfolgte anhand von Herzer/Prach (1909a: 437; 1909b: 1503; 1916: 395; 1920: 959).

[13] Hervorhebungen (kursiv) stammen, auch im Folgenden, vom Verfasser (B. B.).

vystupovat“ (Kuffner 1918: 21), wirkt wesentlich chauvinistischer und anmaßender, wenn es auf Deutsch heißt, „unsere Vertreter auf den Friedenskonferenzen können *dreist* [nicht etwa: *mutig*, *kühn*, *entschlossen* oder *beherzt*; B. B.] auftreten“ (Kuffner 1922: 22).[14] Genau genommen stellte schon die Übersetzung des einleitenden „nedochůdče“ als „Mißgeburt“ (Kuffner 1918: 6; 1922: 8), als welche die ČSR fortan durch die völkisch-deutschnationale Literatur geisterte, eine Verschärfung dar. Denn die Übersetzungsalternative – ‚Frühgeburt‘ – hätte theoretisch eine künftige Verbesserung des von Kuffner als untauglich Beurteilten offen gelassen; die von Klement gewählte Variante schien dagegen einer grundsätzlich nicht mehr modifizierbaren ablehnenden Haltung vieler Sudetendeutscher gegenüber dem tschechoslowakischen Staat förderlicher zu sein.

Dass Klements Übertragung in erster Linie für eine Leserschaft im unmittelbar angrenzenden deutschsprachigen Ausland gedacht war, zeigt eine inhaltliche Veränderung an markanter Stelle: Wo die Grenzen des imaginierten ‚Čechy‘ gezogen werden, spricht die Warnsdorfer Fassung vom „Besitz der mittleren Donau und der zugehörigen Brückenköpfe an ihr in dem Raume von Regensburg bis *Passau*, die in Hinkunft die tschechischen Hauptzollstationen im Südwesten und Südosten sein werden“ (Kuffner 1922: 30). Im Original war dagegen vom Raum „od Řezna [Regensburg] až po *Budín* [Buda]“ (Kuffner 1918: 30) die Rede gewesen. Die Gebietsansprüche auf reichsdeutsches Territorium wurden so in den Vordergrund gerückt, solche gegenüber Ungarn, die in Deutschland weniger Aufsehen erregen würden, zurückgestellt.

So wurde das, was als „wörtliche Übersetzung“ deklariert war, zu einem durch einen ‚Ankläger‘ verschärften Beweisdokument der Bedrohung sudeten- wie reichsdeutscher Existenz durch eine zum feindseligen nationalen Antagonisten stilisierte ČSR, die in unmittelbarer Nähe ‚lauerte‘.

4 ‚Kreative Reproduktionen‘: Kuffners Kartenmaterial

Aber nicht nur der Text, auch das Kartenmaterial, das Kuffner seinem Pamphlet beigefügt hatte, sollte in der Folge zum Objekt ‚kreativer‘ Reproduktionen und Bearbeitungen werden, die auf eine Verschärfung abzielten: Kuffners Original-Karte Nr. 3 trug den Titel „Střední Evropa v zájmu světového míru – Soustava politických ‚netýkavek‘ (nárazníky)“; sie stellte eine einfache Schwarzweiß-Skizze provisorischen Charakters ohne farbliche oder sonstige Hervorhebungen dar (Abb. 1). In seiner Warnsdorfer Fassung hatte Klement die Kartenüberschrift an sich stimmig übersetzt: „Mitteleuropa im Interesse des Weltfriedens. Das System politischer ‚Rührmichnichtan‘ (Pufferstaaten)“. Bei der Wiedergabe der Karte fügte er allerdings visuelle Hervorhebungen hinzu, die tendenziösen Charakter hatten: Bei einer Ausnahme erhielt das propagierte tschechische Staatsgebiet als einziges Territorium eine Flächenfarbe: die Signalfarbe Rot, durch die seine bedrohlichen Dimensionen optisch hervortraten. Die gleiche Flächenfarbe hatte daneben nur noch der nach Kuffner in Istrien einzurichtende „Obchodní stát Slovanský“, den Klement (versehentlich) als „Slowenische[n] [statt: *Slawischen*; B. B.] Handelsstaat“ wiedergab. Hierdurch sollte offenbar der Eindruck einer „tschechischen Exklave“ und damit eines weiteren Machtzuwachses von Kuffners ‚Čechy‘ bis ans Mittelmeer erweckt werden (Abb. 2).

Diese zunehmend auf eine Diffamierung der ČSR gerichtete Instrumentalisierung von Kuffners Landkarten sollte sich in den 1920er und 1930er Jahren im völkisch-deutschnationalen

[14] In der Einleitung wurde „směle“ (Kuffner 1918: 4) ebenso negativisierend als „keck“ (Kuffner 1922: 6) wiedergegeben.

Schrifttum munter fortsetzen: 1927 veröffentlichte der Geopolitiker Karl Haushofer (1927: 210) in einem Aufsatz eine Neuversion der Karte Nr. 3. aus *Náš stát a světový mír*. Hatte Klement die tschechische Benennung des deutschen Rumpfstaates „Nemecká rezervace“ noch wortgetreu als „deutsche Reservation“ wiedergegeben, so sprach Haushofer nun von einer „Reservation für Deutsche“ – einem Gebiet, so wurde nun impliziert, in das alle Deutschen zurückgedrängt bzw. abgeschoben werden sollten. Bei Beibehaltung der optischen Hervorhebung des Tschechenstaates und seiner Exklave an der Adria, die er unter „Die tschechischen Glacis-Länder“ einreihte, ordnete er in der Kartenlegende nun auch die norddeutschen Pufferstaaten „Unterelbe“ und „Oberelbe“ sowie „Mittelmark“ (den Rest Österreichs) den „tschechischen Vorfeldern im Norden u. Süden“ zu, erklärte sie also zu Einflusszonen (Abb. 3). So hatte sich Kuffners Staatsgebilde und sein Machtbereich vor dem Auge des Betrachters nun optisch von der Adria bis zur Nord- und Ostsee ausgedehnt. Haushofers graphische Darstellung wurde noch 1937 in einer Monographie des ehemaligen sudetendeutschen DNSAP-Abgeordneten Rudolf Jung (1937: 103) reproduziert, der 1938 zum Gauleiter des Sudetenlandes avancieren sollte.

In der Folge drückte v. a. eine Persönlichkeit mit ausgefallener Karriere der weiteren Kuffner-Rezeption ihren Stempel auf: Der promovierte Münchner Jurist, Volkswirt und spätere Geistheiler Kurt Trampler hatte bereits vor der Machtergreifung mit Schriften über die tschechische Bedrohung Ostbayerns auf sich aufmerksam gemacht; in kurzer Zeit profilierte er sich als inoffizieller ‚Chefideologe‘ der NS-Machthaber in Bezug auf die öffentliche Deutung von Kuffners Pamphlet im Zusammenhang mit der Außenpolitik der ČSR. In seinem Aufsatz *Das Vorfeld der Bayerischen Grenzmark* publizierte Trampler Kuffners Karte Nr. 5 – „Obec českého národa“ (Abb. 4) – und die hier angeblich „genau wiedergegebene Aufteilung Mitteleuropas“ (Trampler 1932: 60). Durch die Neubenennung verschiedener Territorien tat er dabei als erster den Schritt von der Fiktion bzw. Utopie des Jahres 1918 zur Realität des Jahres 1932: Die von Kuffner vorgeschlagenen territorialen Beschneidungen, die Gebiete mit den Namen „Němectvo“ [Deutschtum] und „Středomezí“ [Mittelmark] hinterlassen, betreffen in Tramplers Karte staatliche Einheiten der Gegenwart: nämlich das „Deutsches Reich“ sowie „Ober- und Niederösterreich“. Den von Klement mit „Tschechien“ zwar nicht präzise, aber neutral übersetzten Namen „Čechy“ (Abb. 5) benannte Trampler kurzerhand mit „Tschechei“ und stellte durch die Verwendung gängigen (NS-)Jargons eindeutige Bezüge zur ČSR der Gegenwart her. Auch diese ‚verschärfte‘ Karte (Abb. 6) sollte in der Folge Reproduzenten finden, so etwa den ehemaligen sudetendeutschen DNSAP-Abgeordneten, späteren NS-Politiker und Aussiger Regierungspräsidenten Hans Krebs (1937: 16).

Auch von Kuffners Karte Nr. 3 legte Trampler in seiner Monographie *Bayern im deutschen Grenzkampf* der Öffentlichkeit eine ‚eigene Version‘ vor (Trampler ^{3}1933a: 33), die er folgend in weitere Publikationen einbaute (Trampler 1933b: 8; 1934a: 45; 1934b: 42; 1934d: 8) und die ebenfalls Nachahmer fand, z. B. den NSDAP-Gauleiter der Bayerischen Ostmark, Fritz Wächtler (1938: 30). Im krassen Widerspruch zu seiner Versicherung, seine Karte sei „eine genaue Nachbildung der Skizze, die Kuffner seiner Schrift beifügte“, erscheinen bei Trampler die von Kuffner zur Eindämmung deutschen Expansionsdranges explizit als ‚wehrhaft‘ konstruierten Pufferstaaten[15] undifferenziert und namenlos als „[w]ehrlose Pufferstaaten“ (Trampler 1933a: 3; 1933b: 8; 1934a: 45; 1934b: 42; 1934d: 8), die den Norden des Reichsgebietes einnehmen. Auch bei der Benennung des tschechischen Großstaates ging Trampler nun noch einen Schritt weiter und sprach nun direkt von der „Tschechoslowakei“ (Abb. 7).

[15] „Každý z nárazníků dobře zřízen; hospodářsky i politicky silen a schopen zadržet případný útok Němectva“ (Kuffner 1918: 21) – „Jeder Pufferstaat muß gut organisiert, wirtschaftlich und politisch stark und fähig sein, einen allfälligen deutschen Angriff aufzuhalten“ (Kuffner 1922: 22).

Darüber hinaus stellte er alarmierend fest, dass die auf das Pariser Abkommen[16] vom 31.1.1927 zurückgehende ‚Wehrverbotslinie' „in der Bayerischen Grenzmark fast genau den ursprünglich von den tschechischen Führern geforderten Grenzen" (Trampler 1932: 61) folge, jener „Wehrgrenze […], die Hanus Kuffner 1918 für den tschechoslowakischen Staat erstrebte" (Trampler 1933b: 10). Somit seien dessen Ziele in Ostbayern zumindest militärpolitisch erreicht worden – ein weiteres Indiz dafür, dass auch die Alliierten die Pläne Kuffners (d. h. ‚der ČSR') ernsthaft erwogen hätten. Zur Visualisierung dieser ‚Entdeckung' fügte er die genannte Demarkationslinie kurzerhand in seine ‚kreative Abbildung' von Kuffners Territorialkonzept ein.[17] Tramplers Argumentation variierend, unterstellte auch Albrecht Haushofer (1933: 207), ebenfalls mittels kartographischer Suggestion, in Versailles seien einige territoriale Forderungen Kuffners zumindest wirtschaftspolitisch erfüllt worden. Aus Kuffners Kartenmaterial konstruierte er das „tschechische ‚Korridor'-Wunschbild", auf dem das für den Staat ‚Čechy' in Schlesien und der Lausitz vorgesehene Gebiet mit den norddeutschen Pufferstaaten zu einer Landbrücke verschmolz. Kommentarlos visualisierte er darunter den in Versailles erreichten „tschechische[n] Meerzugang durch internationalisierten Elbelauf und Freihafengebiet in Hamburg" (Abb. 8a–b).

5 Fazit

Eine Synopse macht deutlich, wie ‚kreativ' völkisch-deutschnationale Kreise in den 1920er und 1930er Jahren mit der – zugegeben: extrem chauvinistischen – Staatsutopie eines tschechischen Privatmannes umgingen, um die ČSR, einen Staat, der in ihren Augen kein Existenzrecht besaß, zu diffamieren. Die Strategie der ‚Übersetzer' beruhte zum einen auf der Herstellung einer ‚didaktisierten', verschärften deutschen Fassung, die durch hinzugefügte oder unterdrückte Hervorhebungen (Ausrufezeichen, Fettung, Sperrung, Anführungszeichen), aber auch lexikalische und inhaltliche Abweichungen vom Original die Ungeheuerlichkeit von Kuffners Projektion einer (sudeten- und reichs-)deutschen Leserschaft vor Augen führen sollte. Besonders breitenwirksam dürfte dabei das frei weiterentwickelte Kartenmaterial gewesen sein, in dem Kuffners Territorialkonzept immer unverhohlener mit den politischen Zielen der ‚Tschechei' der Zwischenkriegszeit zur Deckung gebracht wurde.

Dass dieses Vorgehen seinen Zweck erfüllte, deuten Nachwirkungen dieser Propaganda an, die bis heute spürbar sind – z. T. fusioniert mit Relikten antitschechischer Ressentiments der Zwischenkriegszeit und dem Vertreibungstrauma von 1945/46. Im Internet etwa führt der Suchbegriff ‚Kuffner' auf zahlreiche tendenziöse Webseiten, die seine Schrift (wohlgemerkt: immer in der Warnsdorfer Fassung) anprangern – als „Vorstellung der tschechischen Delegation [in Versailles; B. B.] von einer Zukunft Europas" (GLW www), als Beleg, „wie es wirklich um die ‚friedliebende, von Deutschland drangsalierte' Tschechei stand!" (SAG www), als Vorläufer „ähnliche[r] Forderungen […] tschechische[r] Politike[r] zum Ende des zweiten Weltkriegs" (KLK www) oder als Hinweis „auf ein latentes Machtstreben der tschechischen, nationalen Kreise (auch in der jetzigen CR[!])" (RGB www). Für ein schmales, vor 100 Jahren in kleiner Auflage gedrucktes Heft eines in Tschechien heute fast völlig vergessenen Militärhistorikers sind dies beachtliche, wenn auch nicht schmeichelhafte Nachwirkungen.

[16] Dieses hatte Art. 180 des Versailler Vertrages über die deutschen Grenzbefestigungen dahingehend präzisiert, dass diese im Süden und Osten Deutschlands nicht ausgebaut werden sollten und die Errichtung neuer Befestigungen untersagt war. In Bayern wurde diese Zone östlich der Eisenbahnlinie Hof – Neustadt – Regensburg und südlich des Donauabschnitts Regensburg – Donaueschingen festgelegt (vgl. Berber 1939: 1064f.).

[17] Vgl. Abb. 6 und Trampler ([3]1933a: 35; 1934a: 46; 1934b: 46).

Literaturverzeichnis

Adámek, Jaroslav (1929): „Kuffner, Hanuš.“ – In: Masarykův slovník naučný. Lidová encyklopedie všeobecných vědomostí. Bd. 4, 230. Praha: Nakl. „Československého Kompasu“.

Berber, Fritz (Hg.) (1939): Das Diktat von Versailles. Entstehung – Inhalt – Zerfall. Eine Darstellung in Dokumenten. Bd. 2. – Essen: Essener Verlagsanstalt.

Blahak, Boris (2012/2013): „Hanuš Kuffners Propagandaschrift ‚Náš stát a světový mír‘ (1918) in der völkisch-deutschnationalen Rezeption der 1920er- und 1930er-Jahre.“ – Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik 24, 113–129; 25, 74–94.

BSI (1930): Die bayerische Ostmark, ein bedrohtes Grenzgebiet. – München: Bayerisches Staatsministerium des Inneren.

DGP (2004): Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Innenpolitik und Minderheitenprobleme in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Teil II. Vom Kabinett Beneš bis zur ersten übernationalen Regierung unter Švehla 1921–1926. – München: Oldenbourg (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 49/II).

GLW (www): Gegen die Lügen in der Welt. URL <http://hurra-wir-verbloeden.blogspot.de/2012/04/die-so-genannte-kuffnerkarte.html> [Zugriff: 31.3.2018].

Haushofer, Karl (1927): „Politische Aufgaben Bayerns aus seiner Gefahrlage zwischen Rheinglacis, Böhmerwald und Alpenfront.“ – In: F. Heiß (Hg.): Volk und Reich. Bd. 3, 195–210. Berlin: Volk-und-Reich-Verlag.

Haushofer, Albrecht (1933): „Was ist ein Korridor?“ – In: F. Heiß, A. Hillen Ziegfeld (Hgg.): Deutschland und der Korridor, 202–220. Berlin: Volk-und-Reich-Verlag.

Herzer, Jan/Prach, Adalbert (1909–1920): Českoněmecký slovník. Böhmischdeutsches Wörterbuch. 4 Bde. [Bd. 1: 1909a; Bd. 2: 1909b; Bd. 3: 1916; Bd. 4: 1920]. – Praha: Otto.

Heuwieser, Max (1928): „Der Bayerische Wald. Eine geschichtliche Skizze.“ – In: Der Bayerische Wald. Denkschrift über die Aufgaben zu seiner kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Hebung, 1–8. Landshut: Ständiger Ausschuss des Kreistages Niederbayern.

Hofmann, Richard A. (1978): „Wer war Hanuš Kuffner? Versuch einer Klärung seines politischen Werdeganges.“ – Informationsbrief für sudetendeutsche Heimatarchive und Heimatmuseen 16, 38–54.

Imperialismus (1919): Der tschechische Imperialismus und Deutschösterreichs Schicksal. – Wien: Hölder (= Flugblätter für Deutschösterreichs Recht 35).

Jaworski, Rudolf (1978): „Grenzlage, Rückständigkeit und nationale Agitation: Die ‚Bayerische Ostmark‘ in der Weimarer Republik.“ – Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 41, 241–270.

Jung, Rudolf (1937): Die Tschechen. Tausend Jahre deutsch-tschechischer Kampf. – Berlin: Volk-und-Reich-Verlag.

Klement, Anton (1922): „Vorwort.“ – In: H. Kuffner: Unser Staat und der Weltfrieden [übers. von A. Klement], 3–4. Warnsdorf: Strache.

KLK (www): Kreis Landskron. URL <http://www.kreis-landskron.de/plaene/sudetenlaender/7/> [Zugriff: 31.3.2018].

Krebs, Hans/Lehmann, Emil (1937): Wir Sudetendeutsche! – Berlin: Runge (= Deutsches Volk 16).

Kuffner, Hanuš (1918): Náš stát a světový mír. – Praha: Springer.

Kuffner, Hanuš (1922): Unser Staat und der Weltfrieden [übers. v. Anton Klement]. – Warnsdorf: Strache.

Lifka, Bohumir (1935): „Kuffner Hanuš.“ – In: Ottův slovník naučný nové doby. Dodatky k velikému ottovu slovníku naučému. Bd. 3/2, 954. Praha: Otto.

RGB (www): Ringelberg 12. URL <http://www.ringelberg12.de/zur-geschichte-unserer-heimat/> [Zugriff: 31.3.2018].

SAG (www): Scriptorium – Ihre alternative Geschichtsbücher-Quelle. URL <http://www.wintersonnenwende.com/scriptorium/deutsch/archivindex.html> [Zugriff: 31.3.2018].

Schauwecker, Heinz (1929): „Grenzmark.“ – In: K. Winkler (Hg.): Oberpfälzisches Heimatbuch, 323–324. Kallmünz: Lassleben.

Sudetenpost (1958): „Die Landsmannschaften berichten.“ – Sudetenpost 4/12, 5.

Trampler, Kurt (1932): „Das Vorfeld der Bayerischen Grenzmark.“ – In: F. Heiß (Hg.): Süddeutsche Ostnot, 57–76. Berlin: Volk-und-Reich-Verlag (= Volk und Reich 8. Beiheft 2).
Trampler, Kurt (^{3}1933a): Bayern im deutschen Grenzkampf. – München: Oldenbourg.
Trampler, Kurt (1933b): Die bayerische Ostmark bedroht! – München: Bayerland-Verlag.
Trampler, Kurt (1934a): Not und Aufbau der bayerischen Ostmark. Schicksal eines deutschen Grenzlandes. – München: Bayerland-Verlag.
Trampler, Kurt (1934b): Bayerische Ostmark. Aufbau eines deutschen Grenzlandes. – München: Bayerland-Verlag.
Trampler, Kurt (1934c): „Deutsche Grenzen.“ – Zeitschrift für Geopolitik 11, 15–71.
Trampler, Kurt (1934d): Die Bayerische Ostmark. Ein Lese- und Arbeitsbogen für die deutsche Jugend. – Breslau: Heinrich Handel (= Die deutsche Ostmark im Unterricht 8).
Trampler, Kurt (1935a): Um Volksboden und Grenze. – Heidelberg, Berlin: Vonwinckel (= Schriften zur Geopolitik 9).
Trampler, Kurt (1935b): Deutschösterreich 1918/19. Ein Kampf um Selbstbestimmung. – Berlin: Heymanns.
Wächtler, Fritz (Hg.) (1938): Bayerische Ostmark. Nationalsozialistische Aufbauarbeit in einem deutschen Grenzgau. – Bayreuth: Gauverlag Bayerische Ostmark GmbH.
Walch, Erich (1932): „Die Notlage der Bayerischen Grenzmark.“ – In: F. Heiß (Hg.): Volk und Reich 8. Beiheft 2. Süddeutsche Ostnot, 41–57. Berlin: Volk-und-Reich-Verlag.

Abb. 1

STŘEDNÍ EVROPA (MITTELEUROPA)
V ZÁJMU SVĚTOVÉHO MÍRU. (IM INTERESSE DES WELTFRIEDENS.)
Soustava politických „NETÝKAVEK“ (NÁRAZNÍKY.)
(Das System politischer „RÜHRMICHNICHTAN“ (Pufferstaaten).
(TSCHECHIEN)
(POLEN)
(MITTELMARK)
(SERBIEN)
(ODERELBE)
Obchodní stát Slovenský (Slovenischer Handelsstaat)
Praha
Berlin
Varšava
Budín
Pešť
Vídeň (Wien)
Brno
Krakov
Zagreb
Lubláň
Bělehrad
Sarajevo
Bornholm
Sjaelland
Fyen
Falster
Moen
Femarn
Rujana (Rügen)
Uznojem (Usedom)
Kolobřeh (Kolberg)
Gdaňsk (Danzig)
Královec (Königsberg)
Grodno
Bělostok
Štětín
Poznaň (Posen)
Vratislav
Lipsko (Leipzig)
Drážďany (Dresden)
Plzeň
Cheb (Eger)
Budějovice
Litoměřice
Kladsko (Glatz)
Olomouc
Těšín (Teschen)
Košice
Prešpurk
Komárno
Hlinec (Linz)
Mnichov (München)
Norimberk (Nürnberg)
Solnohrad (Salzburg)
Štýr. Hradec (Graz)
Celovec
Inomostí
Kečkemét
Subotica
Debrecín
Temešvár
Arad
V. Varadín
Rjeka
Puljo (Pola)
Terst
Zadar
Florenc
Trident
Bozeň
1:5,000.000, (1mm 5km)

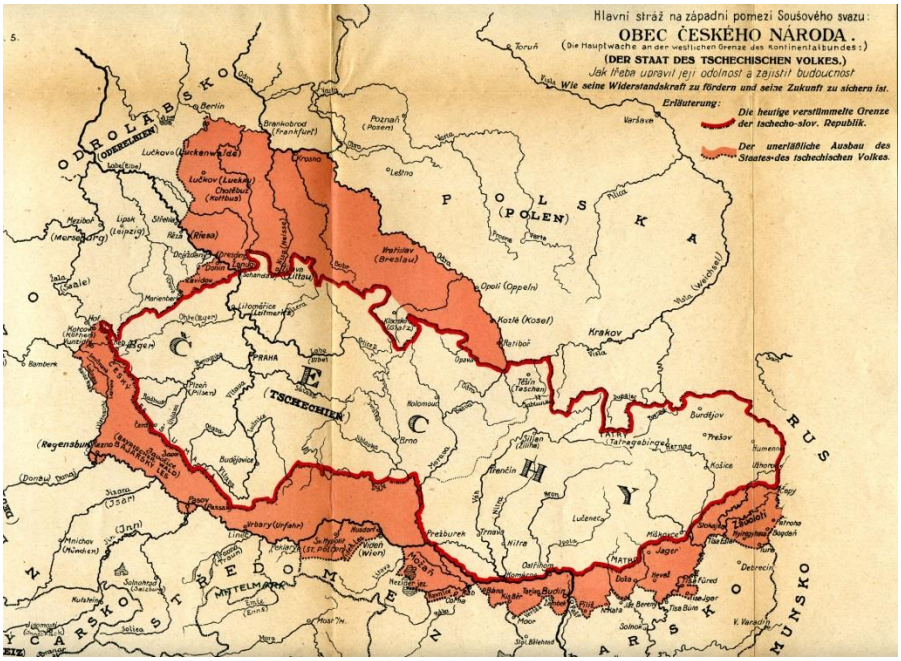
Abb. 2

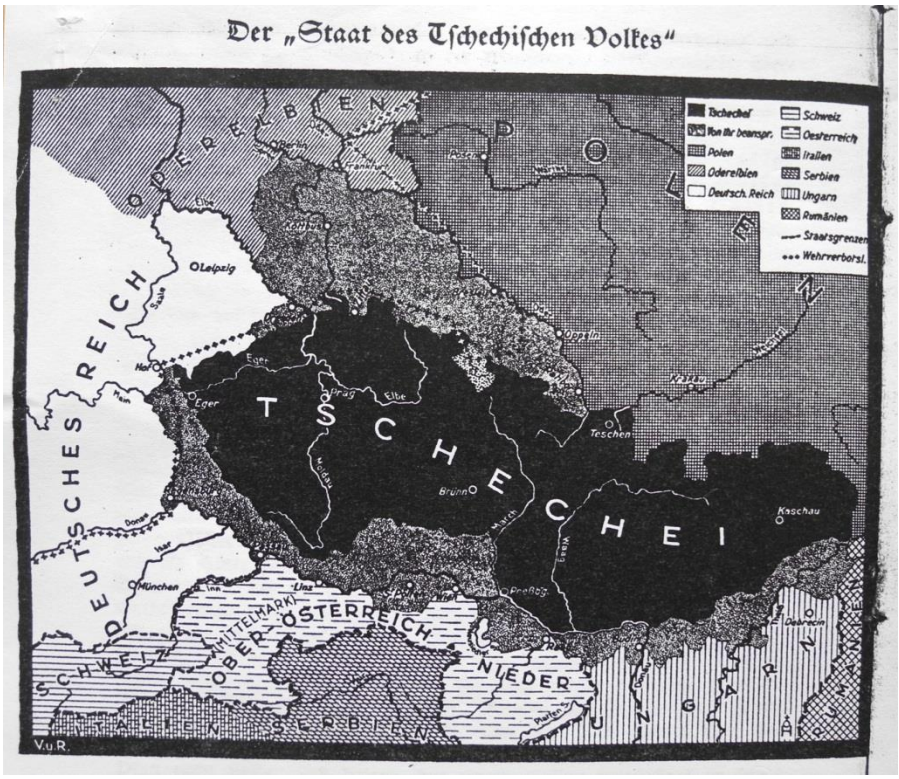
NORD-SEE
OST-SEE
ENGLAND
DANEMARK
Kiel
Hamburg
Bremen
Oldenburg
UNTER-ELBE
WESER-LAND
NIEDER-LANDE
ODERELBE
BERLIN
Magdeburg
Stettin
Danzig
Königsberg
POLEN
Posen
Frankfurt
Hannover
Osnabrück
Münster
Haag
Krefeld
Kassel
Leipzig
Dresden
Breslau
BRÜSSEL
Köln
BELGIEN
RESERVATION
Koblenz
Frankfurt
Mainz
FÜR
Nürnberg
Eger
PRAG
TSCHECHIEN
Teschen
Olmütz
Brünn
Budweis
Regensburg
Metz
PARIS
FRANKREICH
Straßburg
Stuttgart
DEUTSCHE
Passau
München
Salzburg
Preßburg
Basel
BERN
Innsbruck
SCHWEIZ
BRENNER
Bozen
Graz
Klagenfurt
UNGARN
SERBIEN
Laibach
Agram
Fiume
Venedig
Triest
ITALIEN
Turin
ADRIA
Zeichenerklärung
Die tschechische Bastion (nach Kuffner: „Das verstümmelte Tschechien")
Die tschech. Glacis-Länder (nach Kuffner: „Der unerlässl. Ausbau des tschech. Staates
Die tschech. Vorfelder im Norden u. Süden

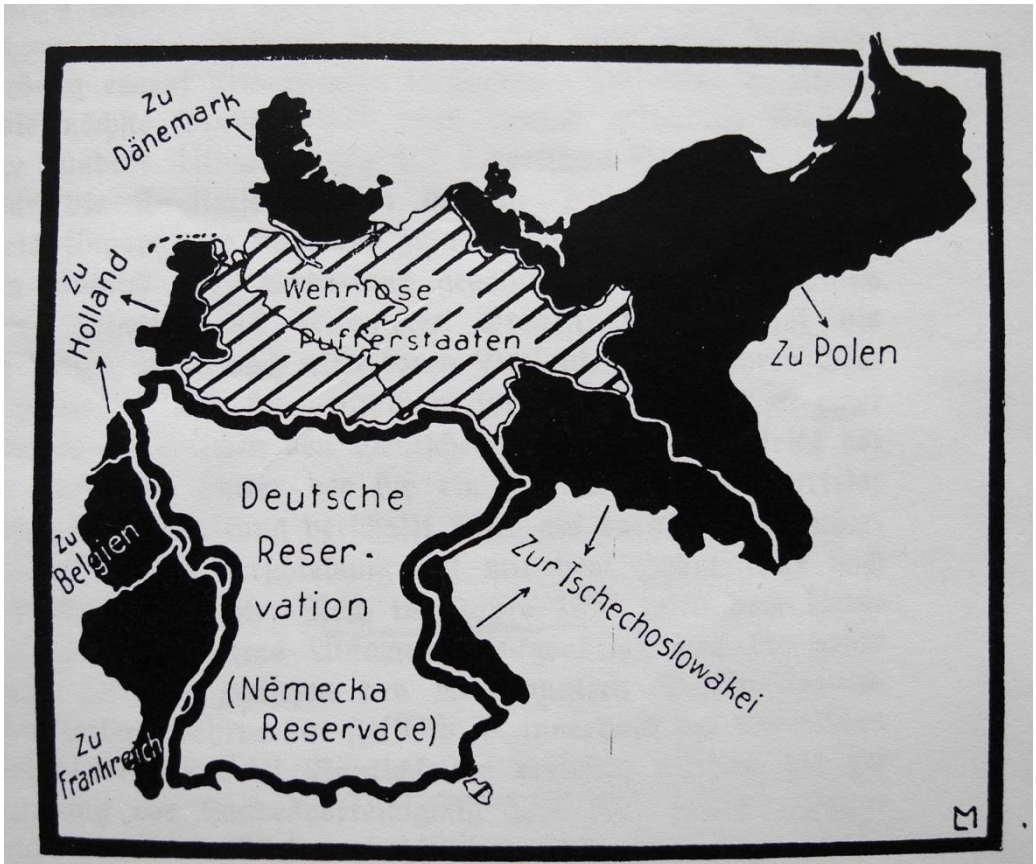
Abb. 3

ČESKÉHO NÁRODA
POLSKA
RUS
RUMUNSKO

Abb. 4


Hlavní stráž na západní pomezí Soušového svazu:
OBEC ČESKÉHO NÁRODA.
(Die Hauptwache an der westlichen Grenze des Kontinentalbundes:)
(DER STAAT DES TSCHECHISCHEN VOLKES.)
Jak třeba upravit jeji odolnost a zajistit budoucnost
Wie seine Widerstandskraft zu fördern und seine Zukunft zu sichern ist.
Erläuterung:
Die heutige verstümmelte Grenze der tschecho-slov. Republik.
Der unerläßliche Ausbau des Staates des tschechischen Volkes.
ODROLABSKO
(ODERELBIEN)
P O L S K A
(POLEN)
Č E C H Y
(TSCHECHIEN)
PRAHA
MITTELMARK
RUSKO
MUNSKO
Abb. 5


Der „Staat des Tschechischen Volkes"
Tschechei
Von ihr beansprr.
Polen
Oderelbien
Deutsch. Reich
Schweiz
Oesterreich
Italien
Serbien
Ungarn
Rumänien
Staatsgrenzen
Wehrverbotsl.
DEUTSCHES REICH
TSCHECHEI
OBER-ÖSTERREICH
NIEDER-ÖSTERREICH
SCHWEIZ
Leipzig
Prag
Elbe
Eger
Brünn
Teschen
Kaschau
München
Linz
Donau
Debrecen
V.u.R.
Abb. 6



Die Aufteilung Deutschlands nach dem Plan des Tschechen Hanus Kuffner

Abb. 7

Abb. 8a–b

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Střední Evropa v zájmu světového míru – Soustava politických „netýkavek" (nárazníky) (Kuffner 1918: K. 3)

Abb. 2: Mitteleuropa im Interesse des Weltfriedens. Das System politischer „Rührmichnichtan“ (Pufferstaaten) (Kuffner 1922: K. 3)
Abb. 3: Die Aufteilung Mitteleuropas nach Hanus Kuffner (Haushofer 1927: 210)
Abb. 4: Hlavní stráž na západní pomezí Sousového svazu: Obec českého národa (Kuffner 1918: K. 5)
Abb. 5: Die Hauptwache an der westlichen Grenze des Kontinentalbundes: Der Staat des tschechischen Volkes (Kuffner 1922: K. 5)
Abb. 6: Der „Staat des Tschechischen Volkes“ (Trampler 1932: 60)
Abb. 7: Die Aufteilung Deutschlands nach dem Plan des Tschechen Hanus Kuffner (Trampler ^{3}1933: 33)
Abb. 8a–b: Das tschechische „Korridor“-Wunschbild – Der tschechische Meerzugang durch internationalisierten Elbelauf und Freihafengebiet in Hamburg (Haushofer 1933: 207)

Annotation

Translation as exacerbation: (Sudeten) German versions of Hanuš Kuffner's pamphlet *Náš stát a světový mír*

Boris Blahak

The political memorandum *Náš stát a světový mír* (1918) of the Czech national extremist Hanuš Kuffner, propagating a reorganization of the world zones, the permanent military oppression of Germany and the creation of a Great Czech state ready to defend itself, became the most quoted Czech publication in German nationalist literature during the 1920s and 1930s. Mostly it was cited in order to 'unmask' the 'real goals' of the Czechoslovakian government towards Germany. The paper offers a survey of its history of reception showing the facets of the politically motivated use of the pamphlet by (Sudeten) German circles against Czechoslovakia. Particular emphasis is put on its German basis of reception: the translation *Unser Staat und der Weltfrieden* presented by Sudeten German circles in 1922. In this process it will be illustrated that it meant more than just a literal text transmission, in other words a 'didacticized' version focussing on German readers, with a tendency to exacerbate in decisive passages the already too violence-orientated pamphlet.

Keywords: Hanuš Kuffner, Czech national extremism, Czechoslovakia, territorial concept, folkish German nationalist literature, translation review, cartography

Dr. phil. Boris Blahak, M.A.

Institut für Germanistik
Deutsch als Fremdsprachenphilologie
Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
D–93053 Regensburg
boris.blahak@ur.de

Katedra germanistiky a slavistiky
Filozofická fakulta
Západočeská universita v Plzni
Riegrova 11
CZ–306 14 Plzeň
bblahak@zcu.cz

Zur Geschlechtsspezifik der politisch funktionalisierten Körperbilder und -symboliken. Ein näherer Blick auf die weiblichen Siegesallegorien im Nationalsozialismus

Elena Pavlova

Dass sich die an materielle Praktiken gebundene Macht durch den Körper des Subjekts hindurchzieht und dieser entsprechend als Einschreibfläche verschiedener Diskurse fungiert, weiß man spätestens seit M. Foucault. Dass die politisch funktionalisierten Körperbilder und -symboliken, wie sie etwa bei der Konstruktion kollektiver Identitäten eingesetzt werden, durchaus gewaltträchtig und (in ihren Konsequenzen) geschlechtsspezifisch unterschiedlich sind, rückt hingegen meistens nur in besonders gravierenden Fällen (wie etwa bei Massenvergewaltigungen von Frauen in Bürgerkriegen) ins öffentliche Bewusstsein.

Bei aller Diversität und Variabilität der Körperbilder und Körperregimes, über die die Genese kollektiver Identität erfolgt, ist eine ihnen allen gemeinsame Dimension kaum zu übersehen: als sichtbare ‚Verkörperung des Imaginären der Nation werden ausschließlich weibliche Körperbilder eingesetzt. Plastisch lässt sich diese eigentümliche Politisierung des weiblichen Körpers an künstlerischen Darstellungen der Nation wie etwa an der französischen Marianne als Sinnbild Frankreichs, an der US-amerikanischen Freiheitsstatue oder aber an der bayerischen Bavaria nachvollziehen.

Wie lässt sich diese spezifische (ethno-)nationalistische Funktionalisierung des weiblichen Körpers erklären? In welchem Verhältnis steht sie zum jeweiligen historischen Geschlechterdiskurs? Welchen psychosozialen Bedürfnissen kommt sie entgegen? Welche konkreten Folgen zieht sie für die Repräsentantinnen des „anderen Geschlechts“ (S. de Beauvoir) nach sich? – diesen Fragen geht der erste Teil des vorliegenden Beitrags nach, während der zweite die „aufgerichteten“ weiblichen Siegesallegorien im Nationalsozialismus genauer unter die Lupe nimmt.

Was an der nationalistischen Instrumentalisierung des weiblichen Körpers vordergründig auffällt, ist ihre biologistische Fundierung. Das weibliche Körperbild, das dabei aufgerufen wird, ist das des mütterlichen, gebärenden Körpers. Im Begriff der Nation (lat. Nascor – „Geburt“, „Abstammung“) schwingt diese biologistische Sinndimension des Politischen immer noch deutlich mit. Aus psychoanalytischer Sicht lässt sie sich mit dem Phantasma der primordialen Einheit mit dem Mutterkörper in Verbindung bringen, was Elisabeth List in ihrem Aufsatz über kollektive Identitätskonstruktionen auch genau tut. Dort stellt sie über letzteres fest, dass es „das imaginäre Material liefert, aus dem alle Phantasmen des Einsseins und der totalen Zugehörigkeit, einschließlich der totalitären Phantasmen des extremen Nationalismus und Faschismus sich speisen“ (1999: 153).

Trotz dieser einleitenden Grundannahme versucht E. List im weiteren Verlauf ihrer Argumentation eine klare geschlechtsspezifische Scheidelinie zu ziehen zwischen der kommunitaristischen Version nationaler Ideologien (welche in der Regel auf weibliche Symbole der Nation zurückgreifen) und den totalitären und fundamentalistischen Nationalismus-Spielarten (welche – ihr zufolge – überwiegend durch Phantasmen des Viril-Martialischen und eine damit einhergehende hartnäckige Verdrängung des Weiblichen gekennzeichnet seien).

Dass das Attribut des Viril-Martialischen auf die muskelbepackten männlichen Figuren der NS-Aktplastiken in vollem Maße zutrifft und sie als Manifestationen eines militaristischen Männlichkeitskults, als symbolische Repräsentationen des „Staatskörpers“ bzw. der Partei

entzifferbar sind – in diesem Punkt stimme ich E. List völlig zu. Die Titel von A. Brekers männlichen Statuen „Die Partei", „Der Staat", „Die Wehrmacht" – um nur einige wenige zu nennen – liefern einen unwiderlegbaren Beweis hierfür. Entgegen Lists strikter Unterscheidung zwischen männlichen und weiblichen Symbolen der Nation bin ich jedoch der Meinung, dass es auch im Nationalsozialismus vorrangig die weiblichen Körpergestalten sind, die das „Phantasma der Einheit", das Imaginäre der Nation verkörpern – was ich an späterer Stelle auch näher erläutern will. Der dominierende Eindruck einer „maskulinische(n) und militaristische(n) Vision der Einheit der Nation" (E. List) geht indes meines Erachtens aus der viel stärkeren Verquickung von Männlichkeits- und Nationalitätsdiskurs bei den männlichen NS-Darstellungen hervor, die später ebenfalls kursorisch gestreift werden soll.

Die starke Verzahnung des weiblichen Körpers mit der symbolischen Konstruktion von „Gemeinschaft" bzw. „Nation" wiederum verleiht diesem in kriegerischen Konflikten nicht nur ein strategisches Gewicht, sondern zieht damit auch schwerwiegende Folgen für die Vertreterinnen des „anderen Geschlechts" nach sich. „Übergriffe auf die Frauen einer Gemeinschaft, Kultur oder Nation" – bemerkt die Militärforscherin Ruth Seifert –

> „werden auch als symbolische Vergewaltigung des Volkskörpers betrachtet [...] Da das nationale Territorium als weibliches Territorium phantasiert wird, richtet sich sexuelle Gewalt gegen Frauen im Kontext von kriegerischen Auseinandersetzungen nicht nur gegen den konkreten, attackierten Körper, sondern auch gegen den politischen Körper, so dass sowohl die Person als auch die gesamte bekriegte Gemeinschaft durch diesen Akt symbolisch negiert werden und desintegrieren. Die starke Verzahnung des weiblichen Körpers mit der symbolischen Konstruktion von ‚Gemeinschaft' bzw. ‚Nation' verleiht sexueller Gewalt in Kriegen verschiedene Bedeutungsaspekte, die sie als symbolisch hochgradig besetzt und damit ggf. in strategischer Hinsicht bedeutungs- und wirkungsvoll erscheinen lässt. Sexuelle Gewalt in Kriegen ist nicht ausschließlich als Verlängerung geschlechtsspezifischer Gewalt im Zivilleben und ein Akt der Unterwerfung von Frauen durch Männer wie McKinnon meinte; sie ist im Kontext von Kriegen auch ein Mittel der symbolischen Kommunikation zwischen kämpfenden Gruppen; sie ist darüber hinaus aber auch ein Mittel, mit dem Macht- und Identitätsunterschiede zwischen Kollektiven definiert und kommuniziert werden." (2001: 35)

Darauf, dass sexuelle Gewalt gegen Frauen als Mittel zur Definition und Kommunikation von Macht- und Identitätsunterschieden zwischen Kollektiven eingesetzt wird, hat auch Barbara Vinken die Geschehnisse in der Kölner Silvesternacht[1] und das von ihnen ausgelöste „ungeheure Echo" zurückgeführt und zugleich den „toxische(n)" Charakter des ihnen zugrundeliegenden „mythischen Substrat(s)" hervorgekehrt: „Diese Vorstellung der Vergewaltigung oder der fast Vergewaltigung [sic] von Frauen ist für Deutschland zum letzten Mal in der Hermannschlacht ganz massiv in den Vordergrund gerückt worden. Es ist aber ein Szenario, das immer mit Nationenbildung und vor allen Dingen mit Identität von Nationen zusammengeht. Der Raub der Sabinerinnen ist das berühmteste Beispiel. Die Troyaner kommen nach Italien, rauben den dort ansässigen Völkern die Frauen und gründen damit Rom. [...] Das ist sicherlich einer der potentesten Mythen überhaupt, dass der Übergriff auf die Frauen, das Tyrannische, das Fremde, das zu Verbannende, das in einem autarken, mit Grenzen befestigten Staat zu schützen ist und dass diese übergriffige Männlichkeit wirklich raus und gestürzt werden muss. Und ich denke, dass wir in so einem ähnlichen bürgerkriegsartigen Szenario sind und dass die meisten Menschen sich darin sehen." (Kulturzeit-Gespräch mit Barbara Vinken zur Sexismus-Debatte in Deutschland vom 12.01.2016)[2]

[1] In der Silvesternacht 2015/16 wurden am Kölner Hauptbahnhof hunderte Frauen bestohlen und sexuell belästigt. Beim Großteil der Täter soll es sich nach Angaben der Polizei um junge Männer aus nordafrikanischen Herkunftsländern und dem Nahen Osten gehandelt haben. Auch in anderen Großstädten (etwa Stuttgart und Hamburg) kam es zu ähnlichen sexuellen Übergriffen auf Frauen.

[2] Im Internet unter http://www.3sat.de/mediathek/?mode=play&obj=56368, Stand: 02.04.2016

Auch wenn R. Seifert im obigen Zitat gegen McKinnons Lesart der sexuellen Gewalt in Kriegen als Verlängerung geschlechtsspezifischer Gewalt im Zivilleben argumentiert, so bestreitet sie nicht deren Verankerung im patriarchalen Geschlechterdiskurs. Vielmehr weist sie unter Rekurs auf M. Bagojewic ausdrücklich darauf hin, dass die für letzteren konstitutive Gewaltträchtigkeit in kriegerischen Konflikten eine kausale Wirksamkeit entfalten und erheblich zur Gewaltpotezierung des kollektiven Verhaltens beitragen kann. Die Reaktualisierung des patriarchalen Geschlechterdiskurses, in dem die Frau als Gegenfolie für die Konstitution und Affirmation des männlichen Selbst herhalten soll, deutet Seifert sozialpsychologisch als Symptom für eine Krisenerfahrung *und* als Antwort darauf zugleich. Er dient ihr zufolge grundsätzlich der Bewältigung akuter Identitäts- bzw. Männlichkeitskrisen und stellt den Versuch einer Rück- oder Neugewinnung von männlichen Machtpositionen gegenüber Frauen in Politik und Gesellschaft dar.

Mit ihren biologistischen Implikationen knüpft die Konstruktion der Nation unmittelbar an dieses patriarchalische Frauenbild an, das Jahrtausende lang die machtpolitische Unterwerfung der Frau legitimiert und die unhinterfragbare Vormachtstellung des Mannes gesichert hat. Dies vermag auch ein stärkeres Licht auf die enge „Verquickung von Nationalitäts- und Männlichkeitsdiskursen" (Seifert 2001: 36) zu werfen. Die Unversehrtheit des weiblichen Körpers gilt – wie vorhin angesprochen – als „Symbol für die Unversehrtheit der Nation" (ebd. 38). Für die männlichen Subjekte, denen die Rolle als Beschützer und Verteidiger der Nation zukommt, ist sie wiederum gleichbedeutend mit der Unversehrtheit ihrer eigenen Männlichkeit.

Somit werden Vergewaltigungen an Frauen (aus der eigenen Nation oder Ethnie) durch die Vertreter des männlichen Geschlechts als ein Zeichen für „das Versagen der nationalen Männlichkeit" (ebd. 36), als Erschütterung ihrer eigenen Machtpositionen wahrgenommen. Gewaltsame Übergriffe auf die Frauen der anderen („feindlichen") Nation oder Ethnie werden, umgekehrt, als doppelter Erfolg gewertet und als eine zweifache Machtdemonstration erlebt – gegenüber der durch den weiblichen Körper repräsentierten Gemeinschaft der „Anderen" zum einen und gegenüber der gesellschaftlich unterlegenen, entmachteten „Frau" zum anderen[3].

Für die ausschließliche Verortung des männlichen Selbst im Kontext der Nation hält Seifert des Weiteren folgende drei Gründe fest: „Erstens haben Männer an der Konstruktion [...] der Nation einen weitaus größeren Anteil als Frauen; zweitens wird Männlichkeit in allen Nationen materiell und symbolisch privilegiert; drittens ist die Konstruktion von männlicher Identität im Rahmen von Nationalstaaten weitaus stärker mit Investitionen in die Nation verwoben als die von Frauen." (ebd. 31)

Aus dem skizzierten Zusammenbau von nationaler und männlich-soldatischer Identität schließt die Forscherin darauf, dass "nationale Mobilisierung „notwendigerweise ‚gendered' ist und in verschiedener Weise an Männer und Frauen appelliert" (ebd. 31f.).

An den NS-Frauendarstellungen lässt sich diese These gut illustrieren. Entsprechend der biologistischen Fixierung der Frau auf die Rolle der Gebärerin und Mutter künftiger Generationen erscheint das Frauenbild in der NS-Plastik als Sinnbild für das Überleben (nach Canetti identisch mit „Sieg"), für die Erneuerung der Rasse/ der Nation/ des Staates zum einen *und* für die symbolische Wiedergeburt, für das Aufgehen des sich geopferten toten Helden im „unsterblichen" Kollektivkörper der Gemeinschaft zum anderen.

„Ein blitzschnelles Sterben und Wiedergeboren-werden" (Richter) – das macht nach Th. Alkemeyer „das Herzstück der NS-Opferideologie" aus (1996, 503).

Der weibliche Akt im „Dritten Reich" gehört m.a.W. unmittelbar in den Komplex gewalt-, kriegs- und opferverherrlichender Motive hinein. Dies tritt besonders deutlich bei den als

[3] In eine ganz ähnliche Richtung gehen auch E. Lists Beobachtungen zur Bedeutung der demütigenden Inszenierung von Frauenvergewaltigungen im Kontext des Kosovo-Krieges: „Die Vergewaltigung der Tochter des Anführers der anders-ethnischen Sippe, vollzogen vor den Augen des Vaters, dient der Demonstration von Macht, der Vernichtung der Würde der gegnerischen Sippe." (List 1999b: 776)

Siegesallegorien[4] fungierenden „aufgerichteten“ weiblichen Körpern hervor. Sieg und Fortpflanzung des „deutschen Volkes“ werden darin eng miteinander verknüpft (vgl. Wenk 1992: 212). „Der ‚Sieg’ kann allerdings letzten Endes nur der Sieg der Gattung, der ‚Rasse’ und des Staates sein. Dieser soll das Individuum überleben.“ (ebd., 215)

Bezeichnenderweise dienen die weiblichen Siegesallegorien im NS-Plastikdiskurs nicht primär als Pendant, als „klare Spiegelungsfläche“, gegen die sich „der Mann [...] aufrichten und sich darin selbst als Ganzes imaginieren kann, dem keine Gefahr zu drohen scheint“ (ebd. 213). Ihr Status lässt sich, wie S. Wenk zu bedenken gibt, nicht direkt aus der starken bürgerlich-patriarchalen Geschlechterpolarisierung erklären (ebd. 211). Sie sind vielmehr als eine Art überhöhendes Supplement zu den „heroischen“ Männerdarstellungen zu verstehen.

„Der ‚Sieg‘, das ist das, wofür der faschistische Staat die Männer in den Krieg schickte.“ (ebd.) Der Sieg − das war jenes „Höhere“, das „Heil“ der „Volksgemeinschaft“, für das sich die Männer hinzugeben hatten, wenn sie in den Status unsterblicher Heroen erhoben werden wollten.

Als Siegesallegorien stellen die weiblichen Aktskulpturen mithin Verkörperungen des „Imaginären der Nation“/ des „Phantasmas der Einheit“ (E. List) dar[5] und artikulieren ein Versprechen, das S. Wenk zwar durchaus zutreffend auf ein „Jenseits“, auf den Tod bezieht[6], jedoch ungenau als „das Begehren“ beschreibt, während Lacans/ Zizeks Begriff des Genießens (im Sinne der Erfüllung des Begehrens) meines Erachtens hierfür passender wäre.

Doch bevor ich darauf eingehe, möchte ich auf einige weitere sehr aufschlussreiche Betrachtungen Wenks hinweisen. Die erste lenkt die Aufmerksamkeit auf die übergeordnete Stellung der weiblichen Siegesallegorien. Wie die Kunsthistorikerin am Beispiel von J. Thoraks Figurengruppe auf dem Märzfeld in Nürnberg zeigt, sind diese stets über den männlichen Kämpferfiguren angeordnet.

Auf der Folie von S. Behrenbecks akribisch belegten Erkenntnissen über den NS-Heldenmythos – das eigentliche Sinnzentrum der NS-Aktskulpturen – wird diese eigentümliche Anordnung in vierfachem Sinne interpretierbar: temporal, kausal, final und funktional.

In temporaler Hinsicht weist die „höhere“ Anordnung der allegorischen Frauenfiguren darauf hin, dass der versprochene „Sieg“ erst **nach** dem heldenhaften Selbstopfer der männlichen Krieger kommen kann bzw. wird. In kausaler Hinsicht bestimmt sie das aktive Selbstopfer der männlichen Kämpfer als notwendige Bedingung für den „Sieg“. In finaler Hinsicht bezeichnet sie das „höhere“ Ziel – die „ewige“ Wiedergeburt der Nation –, für das sich jeder einzelne Kämpfer einsetzen und aufopfern soll[7]. Unter funktionalem Aspekt schließlich leistet die „höhere“ Anordnung der weiblichen Körpergestalten eine Überhöhung, Verklärung, Sakralisierung des freiwilligen Opfer-/ Kriegstodes der to(dgeweih)ten Helden.

Eine weitere Betrachtung S. Wenks ordnet die weiblichen Siegesallegorien des NS in eine lange Tradition ein – „‚Viktoria‘ ist aus der Denkmalplastik des 19.Jh. nicht wegzudenken.“ (ebd. 212). Diese wurde dann in der NS-Skulptur zwar aufgenommen, aber auch gebrochen:

[4] S. Wenk bezeichnet die Siegesallegorie als die „wichtigste weibliche Allegorie des Faschismus“ (Wenk 1987: 115)

[5] Im gleichen Sinne interpretiert S. Wenk das „Bild des Weiblichen“ in der NS-Skulptur als Bild einer „unzugänglichen“, „imaginären Gemeinschaftlichkeit“ (ebd. 212), als Verkörperung einer „begehrte(n) und unnahbare(n) Ideal-Mutter“ (ebd.) bzw. einer „verjenseitigten Mutter“ (Wenk 1986: 14).

[6] „Das Begehren wird in ein ‚Jenseits’ verschoben und scheint nur über den Tod des ‚Männlichen’ erreichbar.“ (Wenk:1992, 212) Den transzendentalen/ überzeitlichen Bezug der weiblichen Siegesallegorien macht die Kunsthistorikerin ferner an deren „entrückter“/ „entschwebender“ Bewegung fest (ebd. 214).

[7] Eine „unter-ordnende“, sowohl sub-jektivierende wie sub-ordinierende Semantik ist hier durchaus mitzulesen.

Während die Viktoria des 19. Jh. bekleidet war, wie überhaupt alle weiblichen Allegorien dieser Zeit, wird die Allegorie des „Sieges" im deutschen Faschismus als Nackte vorgestellt.

Im Vergleich zu ihren „bekleideten" und meist liegend oder hockend (und nur sehr selten stehend) dargestellten Vorläuferinnen weisen die weiblichen Aktskulpturen des NS einen markanten Unterschied auf: „Sie sind aufgerichtet, häufig stehen sie [...] Ihr Körper wird als ‚ganzer' präsentiert, geöffnet, mit markiertem Schamdreieck und vor allem immer wieder betonten, geradezu erigierten Brüsten." (Wenk 1992: 213)

Hieraus folgert die Kunsthistorikerin: „Die weibliche Allegorie der NS-Skulptur verdeckt, umhüllt weibliche Körperlichkeit und Zeichen ihrer Sexualität *nicht,* sondern verspricht, sie ‚ganz' zu zeigen. Sie mobilisiert die Lust am Schauen – und gibt zugleich vor, sie voll zu befriedigen[8]. Es scheint kein Verbot, gegen das man sich durchsetzen muss, und kein Geheimnis mehr zu geben. Kein Blick durchs Schlüsselloch ist mehr vonnöten." (ebd.)

Den Überlegungen zum Sexualitätsaspekt seien hier die zu einem weiteren Aspekt der totalen Enthüllung[9] bei der weiblichen NS-Allegorie vorangestellt – dem bislang verschiedentlich akzentuierten Effekt der Entkörperlichung/ Entsinnlichung, welcher eng mit der Allegorisierung des Körpers verbunden ist.

„Allegorien sind" – schreibt Wenk in einem anderen Aufsatz – „historisch verknüpft mit der Herausbildung des antiken und des bürgerlichen Staates, der sich über der Gesellschaft erhebt. Sie stehen im Zusammenhang mit Bemühungen, ein (männliches) moralisches Subjekt hervorzubringen, das sich in diesen staatlichen Rahmen ‚freiwillig' einfügt." (1986: 9)

Den „weiblichen" Allegorien kommt – so die Autorin weiter – eine zentrale Funktion „in der Herstellung von Zustimmung des Bürgertums und später auch der unteren Klassen – zum ‚Nationalstaat' zu." (ebd. 10)

Heißt dies aber, dass mit der weiblichen Allegorie die männlich-patriarchale Ordnung auf den Kopf gestellt wird? Nach einem kurzen Umweg über eine schematische Gegenüberstellung der Allegorie (ausgestattet mit den Attributen: notwendig, geistig, ewig, unverletzbar, „Wirklichkeit", Sein) mit dem konkreten Leib (assoziiert mit den Eigenschaften: zufällig, körperlich, sterblich, verletzbar, Maske, Schein) und über eine daran anschließende Definition der ersteren als Repräsentation von „Prinzipien, Bestimmungen, die als ‚männlich' reklamiert wurden" (ebd. 11), lautet Wenks Antwort auf diese Frage lapidar: „die weibliche Allegorie repräsentiert das Gegenteil des ‚Weiblichen'" (ebd. 11). „Es ist offensichtlich" – heißt es ergänzend dazu einige Seiten später –, „dass es sich bei diesen Allegorien-Körpern um konstruierte Körper handelt, um männliche Konstrukte, die die konkreten Körper von Frauen verdrängen." (ebd. 13)

Die weibliche Allegorie weist über den individuellen Körper, das individuelle Leben hinaus und erscheint somit „als das ‚weibliche' Bild männlicher Erhöhung gegenüber allem Körperlichen/ Sinnlichen/ Weiblichen" (ebd.).

Dass durch sie der Triumph über das Weibliche gefeiert wird, mag auch die Nacktheit und Aufgerichtetheit der weiblichen Siegesallegorien im NS erklären – Attribute, die insofern ausschließlich den männlichen NS-Skulpturen vorbehalten sind, als sie symbolisch für phallische Omnipotenz und Unsterblichkeit stehen.[10]

---

[8] Die offene, passive „Darbietung" des unverdeckten und frontal gezeigten weiblichen Körpers im NS wurde in der Kunstgeschichtsschreibung fast einhellig und, wie ich finde, zu einseitig als eine Form von Prostitution interpretiert (vgl. Wolbert 1992: 218; ders.1982: 42; Hinz 1977; Bushart/ Müller-Hofstede 1983: 19 etc.)

[9] Kl. Wolbert stellt den Zug der totalen Enthüllung bei sämtlichen NS-Aktplastiken, bei den weiblichen ebenso wie bei den männlichen fest: „Tatsächlich stellten die weitaus meisten Plastiken, die der Selbstdarstellung des ‚Dritten Reiches' dienten, ihre Körperlichkeit, ohne jede umhüllende Gestik, zur Schau." (Wolbert 1982: 382)

[10] Näheres dazu in Pavlova 2012.

Die allegorischen Frauenskulpturen des deutschen Faschismus fügen sich m.a.W. nicht nur bruchlos in die bürgerlich-patriarchale Geschlechterideologie ein, sondern führen deren Hauptprinzip der hierarchischen Geschlechterpolarisierung[11] radikal fort. Was durch die öffentlich aufgestellten weiblichen Allegorien vor 1933 nur verdrängt wurde, wird in der Zeit danach restlos negiert, verworfen, eliminiert – das „Weibliche" und alles, was mit diesem in der metaphysisch fundierten abendländischen Zivilisation assoziiert wurde (und noch immer wird) – das Fremde, Kontingente, Vergängliche und – last but not least – das GESCHLECHTLICHE. Damit kommen wir auf den Sexualitätsaspekt zurück. Denn Weiblichkeit bedeutet nach Lacan, Zizek, Derrida u.a. v.a. Geschlechtlichkeit.

Was passiert aber, wenn die „Wunde der Geschlechtung" (M. Schuller) geheilt ist und die Stunde der „totalen Enthüllung" (S. Wenk) schlägt? Dann wird der Blick auf den gänzlich enthüllten/ entsexualisierten[12] weiblichen Körper zu einem „Ausblick in den Tod" (Wenk 1992: 213).

Bedenkt man, dass das monströse Gesicht der Gorgo mit dem starren Auge laut J.-P. Vernant ganz dem verzerrten Gesicht des von der *menos*, der kriegerischen Wut, besessenen Kriegers gleicht (vgl. Vernant 1988: 32), verwundert es nicht, dass die NS-Kunstkritik ein solches – total enthülltes – Bild des „Weiblichen" „gerade in Zeiten des Krieges neben der Darstellung ‚heroischer' Männer für unentbehrlich hielt" (Wenk 1992: 214).

Ist der „entrückte" Blick der weiblichen Siegesallegorien im deutschen Faschismus ein „Ausblick in den Tod" (S. Wenk), so ist der starre martialische (An-)Blick der männlichen Aktskulpturen der Blick des Todes selbst: faszinierend und schreckenerregend zugleich, nichtssagend, „absolut" (J.-P. Sartre).

Literaturverzeichnis

Behrenbeck, Sabine (1996): Der Kult um die toten Helden. − Greifswald: SH-Verlag.

Bushart, Magdalena/ Müller-Hofstede, Ulrike (1983): Aktplastik. − In: Skulptur und Macht-Figurative Plastik in Deutschland der 30er und 40er Jahre. Berlin: Akademie der Künste, 13–36.

[11] Obwohl der durchgehende, Geschlossenheit und Ganzheit signalisierende Zug der „Aufgerichtetheit" den weiblichen und männlichen Aktfiguren gemeinsam ist, ist die Häufigkeit der Passivität, Hingabe und Unterlegenheit konnotierenden (hockenden, knienden, sitzenden oder liegenden) weiblichen Akte vielsagend (siehe z.B. Fr. Klimschs *Beschaulichkeit, Die Woge, Olympia, Die Schauende, Nereide, Anadyomene* etc.)

Die geschlechtliche Polarität wird zudem durch die unterschiedliche Modellierung der Körper noch zusätzlich unterstrichen. Vergleicht man etwa A. Brekers fast „kantig" geformte Männerakte mit den weiblichen Akten von Fr. Klimsch, so erscheinen letztere geradezu „weich" modelliert (vgl. Wenk 1992: 211).

All dies lässt die offenen, zuweilen auch ziemlich fragil wirkenden weiblichen Körperbilder als eine Art Pendant zu den geschlossenen (autonomen) männlichen Körperbildern erscheinen. Die weiblichen Siegesallegorien bilden dabei eine Ausnahme, allerdings – wie soeben kursorisch dargelegt – nur eine scheinbare.

[12] Damit vertrete ich zugleich eine Sichtweise, die genau genommen der von S. Wenk völlig konträr ist. Denn während diese meint, dass die weibliche Allegorie insofern sexualisiert werde, „als die ‚ganze Wahrheit' versprochen wird"(ebd. 213), bin ich der Meinung, dass die „Enthüllung" der „ganzen Wahrheit", wie sie durch die weiblichen NS-Allegorien antizipiert bzw. „versprochen" wird, die vollkommene Entsexualisierung (im Sinne der Aufhebung der Geschlechtlichkeit/ der geschlechtlichen Differenz) bewirkt, was wiederum mit der totalen Entsubjektivierung (im Sinne der Aufhebung/ Auslöschung des ursprünglich gespaltenen Subjekts) gleichbedeutend ist.

Hinz, Berthold (1977): Die Malerei im deutschen Faschismus. − Frankfurt/ M.: Fischer.
List, Elisabeth (1999 a): Das Phantasma der Einheit. Zur Rolle des Körperimaginären in der Konstruktion von kollektiver Identität. − In: Mitteilungen. Frankfurt / M.: Johann Wolfgang Goethe-Universität. Zentrum zur Erforschung der Frühen Neuzeit, Beiheft 2: Nationalismus und Subjektivität, 151–187.
Pavlova, Elena (2012): KörperBilder − BildKörper: Annäherungen an Elfriede Jelineks Theater unter besonderer Berücksichtigung seiner kritischen Dekonstruktion des faschistischen Körper-Diskurses. − Saarbrücken: AV Akademikerverlag.
Schuller, Marianne (1998): Wunde und Körperbild. Zur Behandlung des Wundenmotivs bei Goethe und Kafka. − In: dies.(Hg.): BildKörper: Verwandlungen des Menschen zwischen Medium und Medizin. Hamburg: Lit, 21–45.
Seifert, Ruth (1996): Militär-Kultur-Identität. − Bremen: Temmen.
Seifert, Ruth (2001): Genderdynamiken bei der Entstehung, dem Austrag und der Bearbeitung von kriegerischen Konflikten. − In: Peripherie Nr.84. Frankfurt/ M., 26–47.
Sartre, Jean Paul (1995): Das Sein und das Nichts, Bd.1. − Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Vernant, Jean-Pierre (1988): Tod in den Augen. Figuren des Anderen im griechischen Altertum: Artemis und Gorgo. − Frankfurt/ M.: Fischer.
Wenk, Silke (1986): Warum ist die (Kriegs-)Kunst weiblich? − In: Kunst + Unterricht, H.101/1986, 7–16.
Wenk, Silke (1987): Aufgerichtete weibliche Körper. Zur allegorischen Skulptur im deutschen Faschismus. − In: Behnken, Klaus (Hg.): Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus. Berlin: Nischen, 103–118.
Wenk, Silke (1992): Die weibliche Aktskulptur über der Führertribüne. − In: Ogan, Bernd/ Weiß, Wolfgang (Hgg.): Faszination und Gewalt. Zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus, Nürnberg: W. Tümmels, 211–216.
Wenk, Silke (1992): Die weibliche Aktskulptur über der Führertribüne. − In: Ogan, Bernd/ Weiß, Wolfgang (Hgg.): Faszination und Gewalt. Zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus, Nürnberg: W. Tümmels, 211–215.
Wolbert, Klaus (1982): Die Nackten und die Toten des „Dritten Reiches“. − Gießen: Anabas.
Wolbert, Klaus (1992): Die figurative NS-Plastik. − In: Ogan, Bernd/ Weiß, Wolfgang (Hg.): Faszination und Gewalt. Zur politischen Ästhetik des Nationalsozialismus, Nürnberg: W. Tümmels, 217–223.

Annotation

On the gender aspects of the politically functionalized body images and body symbols. A closer look at the female allegories of triumph during National Socialism

Elena Pavlova

The starting point of this article is M. Foucault`s conception of power according to which the different regimes of power are basically being embodied. With a particular focus on the female sculptural allegories of triumph during National Socialism it analyses their features in terms of their political and psychosocial functions shedding, en passant, light on the concrete implications and consequences for the representatives of “The Second Sex” (S. de Beauvoir).

Keywords: National Socialism, sculpture, body images as representation of political power

Dr. Elena Pavlova
Institut für Deutsche Philologie
Universität Greifswald
Rubenowstraße 3
D–17489 Greifswald
pavlova_elena@ymail.com

Peter Ďurčo, Mária Vajičková et al. (2017): Kollokationen im Unterricht. Ein Lehr- und Übungsbuch. Nümbrecht: Kirsch Verlag. ISBN 978-3-943906-34-9

Anita Braxatorisová

Das vorgenommene Lehr-und Übungsbuch ist die zweite erweiterte Ausgabe, die im Rahmen des Projektes KEGA 042UK-4/2017 *Lingvistický opis, didaktizácia a integrácia problematiky kolokácií ako relevantnej súčasti slovnej zásoby do učebných plánov a učebných materiálov pre vysokoškolské štúdium (Linguistic description, didactics and integration of collocations as the relevant part of the vocabulary in the curricula and teaching materials for higher education)* entstanden ist.

Kollokationen sind ein wichtiger Bestandteil jeder Sprache. Ihre Bewältigung und richtige Anwendung ist ein relevanter Faktor der fehlerfreien Kommunikation, trotzdem bleibt ihr Beitrag im Erweiterungsprozess des Wortschatzes im Fremdsprachenunterricht sehr oft unbeachtet. Die Autoren möchten mit diesem Band die Aufmerksamkeit der zukünftigen Deutschlehrer, Übersetzer und Dolmetscher auf die Problematik von Kollokationen richten. Die Publikation ist wegen des aktuellen Bedarfs[1] geschaffen worden, Kollokationen in einem Kompendium in ihrer ganzen Komplexität zu erarbeiten. Sie füllt exemplarisch den Mangel an Lehr- und Übungsbüchern für Hochschulen, Universitäten und en bloc, die sich mit dem Thema komplex befassen würden. Den Autoren gelingt es, in der dargestellten Publikation eine kompakte linguistische Darstellung über die Kollokationen zu geben, sie linguodidaktisch zu behandeln und sie in die Hochschulausbildung systematisch zu integrieren.

Das Ziel des theoretischen Teils ist, die Germanistikstudenten mit der Entwicklung, mit den verschiedenen Ansätzen und mit dem aktuellen Forschungsstand der Untersuchung von Kollokationen bekannt zu machen. Die Behandlung der Lokalisation von Kollokationen im Sprachsystem beginnt Vajičková im ersten Kapitel *Theoretische Aspekte der Kollokationen* (S. 12–49) mit der Bearbeitung der historischen Genese der Wortschatz-, Phraseologie- und der Kollokationsforschung selbst im Abschnitt *Kollokationen in der Linguistikforschung* (S. 12–21). Die Autorin präsentiert die einzelnen lexikologischen, phraseologischen und syntaktisch-semantischen Strömungen bezüglich der existierenden Kollokationstheorien in Zusammenhängen. Sie bewertet den Beitrag, die Vorschritte und die Verdienste der einzelnen Linguisten in der Untersuchung von Wortverbindungen und Kollokationen. Dabei gelingt es, ihr das kritische Denken dominierend durchzuführen, und auch auf die jeweiligen theoretischen Unzulänglichkeiten hinzuweisen, die, als treibende Kraft, diese Forschung weitergeführt evtl. weitergespaltet haben. Die Autorin schafft auch einen informativen Überblick über die Wegbereiter der abendländischen und heimischen konfrontativen Kollokationsforschung, sowie über die offene, immer noch aktuelle Diskussion der Lexikographen über die Ansätze bei der Darstellung von Kollokationen in Wörterbüchern.

Die Autorin befasst sich zudem mit der Heterogenität des *Kollokationsbegriff*s (S. 26–32) und der *Klassifizierung der Kollokationen* (S. 39–45). Sie präsentiert konkrete Denkansätze und Kollokationsauffassungen, dabei nähert sie dem Leser das Wesen der Fragestellungen der jeweiligen Diskussionen über die Abgrenzungsmöglichkeiten von Kollokationen an. Selbst, aus didaktischen Gründen keine richtungsgebende Linie gebend, schafft sie dem Leser selber Raum,

[1] Reder, Anna (2006): Kollokationen in der Wortschatzarbeit. Wien: Praesens.

alles zu bewerten und eigene Stellung zu nehmen.

Demgegenüber präsentiert Ďurčo im zweiten Kapitel *Ansätze zur Analyse der Kollokationen* (S. 51–117) einen konkreten Denkansatz, eine einmalige Delimitationsmethode und Typologie der Kollokationen. Vom hohen Erkenntniswert ist die Erkennung der Charakterzüge von Kollokationen, die er im Prinzip der Integrität, der minimalen kookkurrenziellen, minimalen kollokationellen, formalen, syntaktischen, paradigmatischen, semantischen und idiosynkratischen Integrität der Kollokationen formuliert hat. Von diesen Prinzipien ausgegangen wurde von ihm die 7K-Methode zur Delimitation von Kollokationen von freien und idiomatischen Wortverbindungen entwickelt. Die 7K-Methode besteht aus dem Kookkurrenztest der strukturellen Integrität, dem Kollokationstest der kombinatorischen Integrität, dem Kategorientest der morphologisch-paradigmatischen Integrität, dem Kommutationstest der semantisch-paradigmatischen Integrität, dem Konstruktionstest der transformationellen Integrität, dem Kompositionalitätstest der semantischen Integrität und aus dem kontrastiver Test der idiosynkratischen Integrität. Anhand der gewonnenen Expertise wird von ihm eine vierstufige, graduelle Typologie von festen Wortverbindungen nach der Präsenz der lexikalischen, strukturellen, semantischen und dispositiven Separation dargelegt.

Ďurčo stellt im Abschnitt *Typologie der Kollokationen* (S. 67–80) nach einer kurzen Zusammenfassung der tradierenden vier Prinzipien der Kollokationstypologie die strukturelle Typologie dar, die aus zweigliedrigen Wortarten-Kombinationen und ihren möglich paradigmatischen Formen besteht und die in der Erstellung von matrixartigen Kollokationsschablonen[2] resultiert. Diese Kollokationsschablonen dienen zunächst als formal-strukturelle Vorlagen für die weitere Erarbeitung des Kollokationsprofils eines bestimmten Wortes. An konkreten Kollokationsprofilen einer substantivischen, verbalen und adjektivischen Basis wird veranschaulicht, dass in dieser Weise alle relevanten Kollokationen des gewählten Basiswortes inventarisiert werden können, ohne in den jeweiligen Fällen in Konflikt mit den vier tradierenden Typologien zu geraten.

Im Unterkapitel *Korpuslinguistische Untersuchung der Kollokationen* (S. 81–109) vergleicht Ďurčo die bestehenden computerbasierten Kollokationskonzepte und Begriffe. Außerdem macht er den Leser mit dem Prozess sowie mit den Methoden und Problemen der *Ermittlung und Extraktion der Kollokationen aus Korpora* (S. 84-88) bekannt. Weiter bekommt man eine kurze Charakterisierung der folgenden *Tools für Kookkurrenz- und Kollokationsanalysen* (S. 88–-96): *Wortschatzportal, DWDS – Wortprofil, COSMAS – Kookkurrenzanalyse, Sketch Engine.* Darauf folgend wird die Benutzung der jeweiligen formalen Sprachen und regulären Ausdrücke je nach den Tools (S. 96–107) durch Beispiele erläutert und damit wird von dem Autor ein auf sowohl theoretischen als auch praktischen Kenntnissen basierendes korpuslinguistisches Wissensoptimum geschaffen.

Im Passus *Äquivalenz der Kollokationen* (S. 110–117) bringt der Autor seine formal-strukturelle und semantisch fundierte vielschichtige Äquivalenztypologie der Phraseologismen[3], inspiriert durch die Forschungsinteressen der kontrastiven, translatologischen und fremdsprachendidaktischen phraseologischen Ansätze, in Bezug auf die Kollokationen in

[2] Ďurčo, Peter (2007): O projekte nemecko-slovenského slovníka kolokácií. In: Baláková, Dana; Ďurčo, Peter (eds.): Frazeologické štúdie V. Princípy lingvistickej analýzy vo frazeológii. 70–93. Ružomberok: Filozofická fakulta KU.

[3] Ďurčo, Peter (2015): *Extensionale und intensionale Äquivalenz in der Parömiologie.* – In: Ďurčo, Peter; Steyer, Kathrin; Hein, Katrin: Sprichwörter im Gebrauch. 105–120. Trnava: Univerzita sv. Cyrila a Metoda.

Ďurčo, Peter (2013): *Extensionale und intensionale Äquivalenz in der Phraseologie am Beispiel von deutschen und slowakischen Sprichwörtern.* – In: Benayoun, Jean-Michel; Kübler, Natalie; Zouogbo, Jean-Philippe (eds.): Parémiologie. Proberbs et formes voisines. Tome 2. 49–64. Presses Universitaires de Sainte Gemme.

Anwendung. Aus der formal-strukturellen Perspektive unterscheidet er zwischen quantitativer und qualitativer Äquivalenz. Die quantitative Äquivalenz umfasst die zwischensprachliche Äquivalenztypologie an der Semebene der Kollokationen in mono-, poly- und semiäquivalenten Kollokationen. Die qualitative Äquivalenz kann sich nach der inneren Form, der Bedeutung, der Komponentenstruktur und der Motivation der verglichenen Kollokationen in der Ausgangs- und Zielsprache in symmetrischen, asymmetrischen oder symmetrisch-asymmetrischen Äquivalenzbeziehungen offenbaren. Die systemlinguistische Äquivalenztypologie beruht auf der zwischensprachlichen Kombinationsmöglichkeit der binären Beziehungen der Identität, der privativen, äquipollenten oder graduellen Opposition zwischen Form und Bedeutung der Kollokationskomponenten. Anhand dieser semantisch-logisch fundierten Äquivalenztypologie lassen sich 5 Oppositionsarten unterscheiden: formale Symmetrie, formale privative Opposition, äquipollente formale Opposition, formale Disjunktion, interlinguale Homonymie, echte Paronymie.

Mit diesen Typologien gelingt es dem Autor, ein mehrdimensionales Äquivalenzsystem darzubieten, das eine breite Gültigkeit und Anwendbarkeit sowohl weiterer innersprachlichen als auch kontrastiven lexikologischen und phraseologischen Untersuchungen hat.

Im dritten Kapitel gehen die Autoren näher auf die *Didaktische*(n) *Aspekte der Kollokationen* (S. 119–133) ein. Sie betonen vor allem die Wichtigkeit der Kollokationskompetenz sowie der Bewusstmachung des positiven und negativen Transfers im Fremdsprachenunterricht. Im Abschnitt *Fehlerprobleme und Fehleranalyse* präsentieren die Autoren Ergebnisse ihrer früheren Forschung[4] und bieten eine kurze Zusammenfassung der Fehlertypologie im Fremdsprachenunterricht in Bezug auf Kollokationen dar. *Das Konzept der Kollokationsdidaktik* (S: 123–271) ist eine Weiterführung von Reders[5] Konzeption der gelenkten Kollokationsschulung, mit dem die Autoren sowohl theoretische als auch praktische Lösungstechniken zum Kollokationsunterricht vermitteln. Das auf den formulierten Vorsatz abzielende didaktische Konzept beruht auf dem Drei-Phasen-Modell bzw. Dreischrittmodell von Präsentieren, Einüben und Anwenden durch geschlossene rezeptive Aufgaben zum Entschließen; durch halboffene teilweise rezeptive und produktive Übungen zum Fixieren und offene d. h. produktive Aufgaben zu Rekonstruktion. Es handelt sich um eine durchdachte didaktisch-methodische Vorgehensweise, bei der jeder Übungstyp seinen spezifischen heuristischen Anteil an der Bewusstmachung der Komplexität von Kollokationen hat. Im ersten Schritt ist es notwendig, die optimalen didaktischen Ansätze und Bedingungen der Förderung vom kollokationsentdeckenden Lesen zu sichern. Dazu verwenden die Autoren authentische deutschsprachige Texte und stellen darauffolgend eine systematisch erarbeitete Sammlung einfallsreicher Unterrichtsvorlagen zur Verfügung, in denen verschiedene Realisationen von Kollokationsraster, Such-, Zuordnungs-, Korrektur-, Transformations- und Übersetzungsübungen nach dem Lesen angesetzt werden. Die Arbeit mit Wörterbüchern, sowie mit Kollokationsfeldern und Assoziationen bekommt auch ihren genehmigten Platz im Übungsrepertoire. In jeder Lektion bildet die Behandlung von synonymischen, antonymischen, polysemen Kollokationen, von ihren stilistischen Unterschieden, von der Kompatibilität ausgewählter Wörter einen organischen Bestandteil. Typisch sind auch Anforderungen, wie das Kollokationslemma zu bestimmen, nach zwischensprachlichen Äquivalenten zu suchen; sowie auch konkrete Anstöße, eigene korpuslinguistische Analysen zu verwirklichen, eigene Übungen, eigene Kollokationsprofile, eigene Kollokationsglossare zu erstellen, die man dann mit den themabezogenen von den Autoren vorgefertigten Kollokationsglossaren vergleichen kann. Auf

[4] Hromadová, Katarína; Šajánková, Monika; Ďurčo, Peter (2015): Evaluation des Testverfahrens zum Projekt „Kontrastive Analyse der festen Wortverbindungen im Deutschen und Slowakischen. – In: Slowakische Zeitschrift für Germanistik, Jg. 7, H. 1, 2015, 90–105.

[5] Reder, Anna (2006): Kollokationen in der Wortschatzarbeit. – Wien: Praesens.

diese Weise vertiefen die Studierenden ihr Wissen zum Forschungsfeld der Kollokationen von verschiedensten Seiten.

Es ist ein anspruchsvolles, für Studierende und Lehrende sehr nützliches Kompendium, das die theoretischen Kenntnisse aus ihrem Elfenbeinturmdasein befreit und sie in die Praxis umsetzt. In dieser Hinsicht ist es wichtig zu betonen, dass auch der theoretische Teil selbst einen praktischen Übungsteil hat, in dem die vorangegangenen linguistisch-theoretischen Erörterungen didaktisch aufgearbeitet sind. Jedes theoretische Unterkapitel schließt mit einem allerdings sehr knapp gehaltenen didaktisierten Baustein, ausgestattet mit verschiedenen rezeptiv-produktiven Übungen, Kontrollfragen zum Wiederholen, Systematisieren und Einprägen der gelesenen theoretischen Ansätze, Definitionen, usw.

Der Band ist mit dem Ziel gestaltet worden, die Problematik der Kollokation den Studierenden der Germanistik bekannt zu machen. Die Nutzerinnen und Nutzer bekommen einen umfassenden theoretischen Überblick über die Kollokationen und ihre Wichtigkeit bei der Sprachproduktion. Die gewonnenen Kenntnisse können sie dann produktiv im eigenen sprachlichen Ausdruck sowie in ihrer weiteren Lehr- und Übersetzungstätigkeit zum Einsatz bringen. Obwohl der Band in erster Linie die Germanistikstudierenden als Lesekreis abzielt, birgt er ein viel breiteres Anwendungspotenzial in sich. Die gründliche linguistische Darlegung des theoretischen Hintergrunds der Kollokationsforschung kann auch für Doktorandinnen und Doktoranden und den wissenschaftlichen Nachwuchs hilfreich sein, einen repräsentativen Überblick über das Thema zu bekommen und sich durch die neuesten computerbasierten Methoden inspirieren zu lassen. Dank der modernen und progressiven Ansätze bei der Bearbeitung der Problematik leistet die Publikation zweifellos einen positiven Beitrag auch anderen Forschergenerationen und allen Vertretern mit dieser oder ähnlicher disziplinären Interessensausrichtung.

Der praktische Teil öffnet die Tür einer breiteren linguodidaktischen Verwertung sowohl des gewählten didaktischen Zugangs als auch ausgewählter Lektionen. Der praktisch orientierte Übungsteil kann auch für Deutschlehrern sogar für Teilnehmende an Deutschkursen und Autodidakten von Nutzen sein, die sich für Zertifikationsprüfungen in deutscher Sprache vorbereiten möchten, da in den Lektionen die wichtigsten Konversationsthemen *Verkehr und Reisen*[6], *Wohnen*[7], *Wohnung und Haus*[8], *Gesundheit und gesundheitliche Fürsorge*[9], *Malen und Zeichnen als Hobby*[10], *Musik*[11], *Landschaften*[12], *Tiere und Pflanzen*[13], *Das Wetter und die Umwelt*[14], *Arbeit und Beruf*[15], *Bausteine der Ernährung. Ernährung und Gesundheit*[16] sehr anspruchsvoll, auf Niveau B2 – C2 erarbeitet sind.

Das Buch hat im Rahmen des Hochschulunterrichts selbst mehrere Anwendungsmöglichkeiten: entweder können die jeweiligen Kapitel auszugsweise in den Fachunterricht zu Phraseologie, Lexikologie, Korpuslinguistik, Fremdsprachendidaktik und in die Sprachpraxis integriert werden, oder es kann auch in seiner Ganzheit im Rahmen eines abgesonderten Faches behandelt werden. Vor diesem Hintergrund kann die Publikation als vielversprechender Versuch gesehen werden, ein eigenes Hochschulfach zu etablieren, das sich

[6] Monika Šajánková (146–158).
[7] Peter Gergel (159–168).
[8] Peter Gergel (169–178).
[9] Katarína Hromadová, Emília Charfaoui (179–193).
[10] Peter Ďurčo (194–203).
[11] Ivica Kolečáni Lenčová (204–218).
[12] Simona Tomášková (218–228).
[13] Simona Tomášková (229–238).
[14] Simona Tomášková (239–247).
[15] Simona Tomášková (248–260).
[16] Mária Vajičková (261–271).

ausschließlich mit Kollokationen befasst. Dies wirft die Frage auf, ob man in diesem Fall von der Entwicklung eines neuen Fachgebietes, der Kollokatologie, sprechen könnte.

Was man vielleicht verbessern könnte, ist das Layout im praktischen Teil, damit es attraktiver und nutzungsfreundlicher wird.

Peter Ďurčo – Kathrin Steyer – Katrin Hein (2017): Sprichwörter im Gebrauch. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. ISBN-10: 3937241566. ISBN-13: 978-3937241562

Anita Braxatorisová

Das Autorenkollektiv vertritt ein vertrautes Arbeitsteam, das sich der Erforschung des Problematik-Kreises der Festigkeit und Variabilität sprachlicher Ausdrücke, d. h. Sprachmuster, Kollokationen, Sprichwörter und ihren computistischen lexikografischen Erfassung langjährig intensiv widmet. Zu den bedeutendsten Ausgangsleistungen ihrer gemeinsamen wissenschaftlichen Forschungsaktivitäten gehören Publikationen, die aus den folgenden Grant-Arbeiten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden:

- fünfsprachige Sprichwort-Plattform[1] (2008–2010, 143376-LLP-1-2008-1-SI-KA2-KA2MP)
- Sprichwörterbuch in OWID[2]
- Online-Portal zu slowakischen und deutschen Kollokationen namens WICOL: Plattform für ein- und mehrsprachige Kollokationslexikographie[3].

Kurz über die Autoren:

Peter Ďurčo – Professor an der Comenius-Universität und an der Universität der heiligen Cyrill und Methodius in Trnava, spielt in der slowakischen Germanistik eine richtungsgebende Rolle. Wichtige Charakteristika seiner sprachwissenschaftlichen Beiträge in der Sprichwortforschung und Lexikographie sind Kontrastivität, Verflechtung von Tradition mit Innovation, Technologisierung, Experimentalität. Mit seinen nationalen und internationalen Projekten trägt er zur Modernisierung der vortechnologischen Lexikographie und der Entwicklung der slowakischen Online-Lexikographie bei. Einige seiner Forschungsgebiete, die eine breite Palette umfassen, sind: phraseologische Terminologie, phraseologische Neologismen im Deutschen und Russischen, Problematik der ein- und mehrsprachigen Lexikographie, Äquivalenztypologie, Paronymie, Abgrenzungsmöglichkeiten der Kollokationen von anderen Mehrwortverbindungen usw.

Kathrin Steyer – Präsidentin von EUROPHRAS, als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Institut für Deutsche Sprache Mannheim realisierte unterschiedliche über- und internationale Projekte wie z. B. *elexiko, Usuelle Wortverbindungen*, oder *SprichWort: Eine Internetplattform für das Sprachenlernen.* Autorin von sämtlichen Publikationen, in denen sie die Kontiguität zwischen der verfestigten syntagmatischen Form und ihrem usualisierten Inhalt der gegenwärtigen deutschen Sprache mithilfe der neuesten Methoden der angewandten Korpuslinguistik untersucht. Zum Gegenstand ihres Forschungsinteresses gehören vor allem Konstruktionsgrammatik und lexikalische Sprachmuster mit ihrer Umgebung wie Kollokationen, (Mehr-)Wortfelder, phraseologische Einheiten, einschließlich der Möglichkeit ihrer digitalisierten lexikographischen Erfassung. Hauptgebiete ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit sind: theoretische Phraseologie, Parömiologie, kontrastive Mehrwortforschung, korpusbasierte Mehrwortlexikographie und Pragmatik.

[1] http://www.sprichwort-plattform.org/sp/Sprichwort-Plattform
[2] http://www.owid.de/wb/sprw/start.html
[3] http://www.vronk.net/wicol/index.php/Main_Page

Katrin Hein – wissenschaftliche Angestellte beim Institut für Deutsche Sprache Mannheim mit Spezialisierung auf Konstruktionsgrammatik, korpusgestützte Wortbildung und Mehrwortlexikographie.

In der vorliegenden Publikation präsentieren die Autoren Teilergebnisse ihrer gemeinsamen langjährigen Untersuchung im Bereich der korpusbasierten Sprichwörterforschung. Der rezensierte Sammelband ist die zweite, ergänzte Wiederauflage von ausgewählten Artikeln mit aktualisierten Literaturhinweisen, die mit dem internationalen E-Learning-Projekt des Autorenkollektivs, namens *Sprichwort-Plattform*, eng verbunden ist. Die Sprichwort-Plattform bilden drei Hauptkomponenten: Sprichwort-Datenbank, Sprichwort-Übungen und Sprichwort-Community (mit dem Diskussionsforum auf der Plattform selbst, in Twitter, MySpace sowie in Facebook). Im Rahmen dieses Projektes werden Sprichwörter mithilfe modernster Methoden der angewandten Linguistik systemlinguistisch, pragmatisch, didaktisch und multilingual kontrastiv behandelt. Es geht um eine fünfsprachige interaktive Internet-Lernplattform, wo das Sprachenlernen auf den Gebrauch von Sprichwörtern, ihren Varianten, ihren fremdsprachlichen Äquivalenten und ihren kulturellen Hintergrund fokussiert ist. Ausgegangen wird dabei von den häufigsten 300 deutschen Sprichwörtern, deren Liste mithilfe deutschsprachiger Korpora DeReKo, CCDB und COSMAS II. erstellt wurde. Die Plattform ist in vielfacher Hinsicht innovativ. Da sie auf neuen sprachtechnologischen Errungenschaften beruht, ermöglicht sie eine völlig andere Herangehensweise sowohl beim Ausarbeiten von den theoretischen Hintergrundprinzipien, als auch in der Präsentation der Ergebnisse bei der kontrastiven Sprichwortforschung. Mithilfe der Korpuslinguistik ergibt sich die Möglichkeit, die Sprichwörter viel umfangreicher und komplexer zu erfassen, als in der vortechnologischen Zeit. Dank der automatisierten empirischen Analyseverfahren von enorm breiten Massendaten, die den Linguisten durch die Korpuslinguistik zur Verfügung gestellt wird, bietet sich der Anlass**,** den Gebrauch der Sprichwörter auch in ihrem heutigen breiten Kontext zu untersuchen und ihn dem Benutzer auch zu demonstrieren.

Die Plattform funktioniert als ein einheitliches Beschreibungsmodell der jeweiligen Sprichwörter mit vorher festgelegter Mikro- und Makrostruktur: Sprichwortlemma, korpusgestützte Form- und lexikalische Varianten des Sprichwortes, Bedeutungsbeschreibung, typische Gebrauchsbesonderheiten oder typische Verwendung im Text. Dank der hypermedialen Präsentationsform, deren Akzent in der vernetzten Abrufbarkeiten liegt, ist die Plattform beim Vergleich von den jeweiligen Sprichwort-Äquivalenten für die Erfassung sowohl von Sprachspezifika, als auch von Universalien gut geeignet. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Varianz, Bedeutung und im Gebrauch von den Sprichwort-Äquivalenten treten beim Vergleich der jeweiligen Sprachen sofort hervor. Weiter ermöglicht der gewählte Ansatz die onomasiologischen und semasiologischen Beziehungen zwischen Sprichwörtern zuverlässig zu identifizieren, da die Plattform sowohl Optionen für alphabetische Suche nach einem konkreten Sprichwort, als auch Optionen für Suche nach Sprichwortkomponenten, Lemmata, Variantenkomponenten, Variantenlemmata und Schlüsselbegriffe enthält. Die Plattform ist eine Art Matrix von gegenseitigen Verlinkungen zwischen den fremdsprachigen Äquivalenten jedes Sprichwort-Lemmas innerhalb der fünf bearbeiteten Sprachen, dazu kommen noch die Verlinkungen mit den interaktiven rezeptiven sowie produktiven Übungen zum Erkennen, Festigen und zur richtigen Anwendung von Sprichwörtern (auf Niveau A1-C1/C2) in jeder Sprache. Weiter bietet die Plattform auch konkrete metadidaktische Hilfsmittel und Wegweiser sowohl für Lerner als auch für Lehrer und Interessierten, wie z. B. Checklisten zum Planen des Sprichworterwerbs oder Bildmaterialien zur Veranschaulichung aus der Presse, Werbungsbranche, Literatur und von aus dem Alltagsleben. Eine weitere wichtige Linksammlung bilden die Verlinkungen mit den Nationalkorpora der betroffenen fünf Sprachen mit verschiedenen Wörterbüchern, und sich mit Sprichwörtern befassenden Seiten und auch mit einer reichhaltigen Bibliographie zur Sprichwortforschung. Dank ihrer Komplexität ist die

Sprichwort-Plattform für einen breiten Lesekreis geeignet. Sie bietet interessante „Neuigkeiten“ Muttersprachlern, Fremdsprachlernern, Fremdsprachenlehrern, Sprachforschern sowie Sprachdidaktikern für Deutsch, Slowenisch, Slowakisch, Tschechisch und Ungarisch ebenso. Die Plattform ist für ein mehrsprachiges deskriptives Online-Sprichwort-Lexikon gedacht worden, die wichtige Vorteile hingegen der gedruckten Wörterbücher und Beiträge zu der Digitalisierten Parömiographie hat. Sie dient als ein einheitliches Beschreibungsmodell für kontrastive mehrsprachige Erörterungen von Sprichwörtern. Sie ist ein leicht aktualisierbare**s** korrelative**s** Verweis- und Vernetzungssystem, dessen unendliche Speicherkapazität erlaubt, sie jederzeit durch weitere Sprachen und Angaben zu ergänzen.

Vom zeitgeistigen Scharfblick zeugt auch die Projektidee der Herstellung von den Onlineforen und von den Sprichwort-Communitys an sozialen Netzwerken, von denen die letzteren immer noch aktiv sind, hauptsächlich in Facebook.

Der erörterte Band ist in 3 Hauptkapitel eingeteilt: *Sprichwortsemantik, Sprichwortäquivalenz, Sprichwörter im Text.* Im ersten Teil bekommen wir einen detaillierten Einblick in die theoretischen Prinzipien und Methodenverfahren des Arbeitsvorganges der vorgelegten korpusbasierten Sprichwortuntersuchung. Im Abschnitt *Ein korpusbasiertes Beschreibungsmodell für die elektronische Sprichwortlexikografie* (S. 11–41) werden von Ďurčo und Steyer die theoretischen und praktischen Probleme der online Sprichwortlexikographie mit der gründlichen Erwägung ihrer potentiellen Lösungsmöglichkeiten und mit der Begründung des gewählten Vorlaufs geschildert. Betroffen sind für die Parömiographie grundlegende und diskutierte Fragen, wie die Form des Sprichwortes, also die Frage der Sprichwort-Lemmatisierung und die Grenzen der Sprichwort-Varianz; die Problematik der Bedeutung und Pragmatik des Sprichwortes, die Gebrauchsbesonderheiten und die typische textuelle Verwendung inbegriffen. Geschildert ist auch der Arbeitsvorgang mit den Korpora, der Beitrag der korpusgestützten Sprichwortforschung zur Parömiographie den kompetenzgesteuerten, intuitiven Ansatz hingegen und das im Projekt Sprichwort-Plattform gewählte Verweis- und Vernetzungssystem. Die korpusbasierte Analyse ermöglicht eine viel detailliertere Ermittlung von *Gebrauchsbesonderheiten*, und zwar sowohl von dem denotativen Bedeutungskern, als auch von den pragmatischen Konnotationen. Wir bekommen einen Überblick, wie die Autoren die empirisch gewonnenen Informationen über die wesentlichen axiologischen Elemente des Sprichwortgebrauches in diasystematische Beziehungen kategorisiert und die statistisch markanten narrativen Kotextmuster von Spichwörtern in der Angabe *Typische textuelle Verwendung* ermittelt haben.

Die Autoren diskutieren über die Vorteile und über die noch zu lösenden Fragen und Leitstellen der korpusgestützten empirisch fundierten linguistischen Erforschung sowohl allgemein als auch auf die Sprichwortforschung bezogen. Zu den Positiva zählen die Autoren die statistische Objektivität, die die Korpora bietet, die Möglichkeit der breiten kontextuellen Untersuchung von schriftlicher und gesprochener Sprache mit verschiedenen Stilsorten und aus unterschiedlichen Quellen und Zeitepochen, mit deren Hilfe das Potenzial besteht, neue Lesarten zu erschließen. Ausgehoben wird auch eine breite Auswahl von authentischen Belegen als potenzielle Beispiele im Online-Lexikon. Die Autoren geben einen schlaglichtartigen Einblick in die quantitativen automatisierten Berechnungen und qualitative linguistische Interpretation miteinbegriffenen Suchprozedur (S. 21–30). Der Analysefokus liegt dabei an der formalen sowie der lexikalischen Varianz und an der Musterhaftigkeit der Sprichwörter (S. 27–30).

Im Kapitel *Zugang zu Sprichwortbedeutung und -gebrauch mit Hilfe von Korpora* (S. 43–71) wird von Hein das Fortfahren bei der korpusbasierten Erfassung von Sprichwortbedeutung und Gebrauchsbesonderheiten erklärt, das im Rahmen des Projektes Sprichwortplattform abgestimmt wurde. Es ist ein großer Beitrag des Projektes, dass es angestrebt wird, unabhängig

von existierenden Sprichwort-Wörterbüchern, einen allgemeinen Bedeutungskern und weitere semantische, situative und funktionale Besonderheiten anhand der Verwendung des jeweiligen Sprichwortes abzugrenzen. Durch die stichprobenartige Exemplifizierung von Textabschnitten aus den Korpora versucht die Autorin, einen Einblick in die Schwierigkeiten zu verschaffen, auf die der Lexikograph bei der semantischen Analyse der Korpusdaten stoßen kann und die man lösen muss. Das breite semantische und pragmatische Anwendungspotenzial der Sprichwörter realisiert sich in der Sprache spontan und sehr unterschiedlich. Dasselbe Sprichwort kann sehr verschiedenartig verwendet werden. Die Autorin segmentiert dieses Verwendungsspektrum in Kürze u. a. auch von der illokutiven kommunikativen Funktion des Produzenten, von der Sprichwortbewertung, von den Bedeutungsaspekten des jeweiligen Sprichwortes, von der Textspezifik und Domänengebundenheit der Sprichwörter her und damit eröffnet sie die pragmatische Büchse der Pandora in der Sprichwortverwendung. Die verschärften Erwartungen des gespannten Lesers können aber im Artikel wegen dem Umfangslimit nicht erfüllt werden.

Im Kapitel *Sprichwortstatus, Frequenz, Musterbildung. Parömiologische Fragen im Lichte korpusmethodischer Empirie* (S. 73–101) werden von Steyer im ersten Schritt der Verlauf und die Kriterien der Zusammenstellung von der im Projekt behandelten Sprichwortliste dargestellt. Es handelt sich dabei um eine originelle induktiv-empirisch fundierte Rekonstruktion von Sprichwörtern, die auch die Erhellung von Zusammenhängen zwischen den sprichwörtlichen Strukturformeln und ihren Realisierungstypen abgezielt hat. Im Hintergrund stehen sophistizierte korpusanalytische Suchanfragen, kombiniert mit stufigen strukturellen Abstraktionen, die auf die Modellhaftigkeit der Sprichwörter rekurrieren. Weiter resümiert die Autorin mit Korpusbelegen illustrierend die sprachwissenschaftlich relevanten Ergebnisse jener heuristischen Korpusvalidierung von Sprichwörtern nach Faktoren, wie ihre Lexikalisiertheit, typische Verwendungsvariationen sowie Frequenz, ihre prototypische lexikalische Füller und lexikalische Kotextpartner im Vor- und Nachfeld. Es werden von der Autorin u. a. auch die pragmatischen Referenzverschiebungen erfasst, die mit der Variation der Slotbesetzungen entstehen. Dank der Kombination von quantitativen Clusteringverfahren mit iterativen Suchen, Reziprokanalysen, KWIC-Systematisierung und Füllerzählungen sowie der konsequenten qualitativen Interpretation können bisher nicht festgehaltene neue Bedeutungen, überindividuelle assoziative Verknüpfungen, sogar neue potenziale Sprichwortkandidaten enthüllt werden. Mit diesem Ansatz eröffnet die Autorin neue Perspektiven eines weiteren Forschungsgebietes in der Parömiologie.

An den von Dolník[4] präsentierten Artikel anknüpfend, gelingt es Ďurčo, die Problematik der Sprichwortäquivalenz mithilfe von Begriffen strukturalistischer Provenienz und der Logik in neuer Belichtung: *Extensionale und intensionale Äquivalenz in der Parömiologie* (S. 105-120) zu präsentieren. Ausgegangen wird von Variationen zwischen Form und Bedeutung als binäre Oppositionen und ihre innersprachlichen Beziehungen der Identität, der privativen Opposition, der äquipollenten Opposition und Disjunktion, die von Ďurčo auf die zwischensprachliche Beziehungen der deutschen und slowakischen Sprichwörter übertragen werden. Damit eröffnet er eine neue Dimension in der kontrastiven Parömiologie und übermittelt eine viel feinere systemlinguistische Vergleichsbasis der Sprichwortäquivalenz als es bisher tradiert hat. Der Autor unterscheidet 16 mögliche Äquivalenzbeziehungen, von denen er 12 in seiner deutsch-slowakischen Untersuchung von ausgewählten Sprichwörtern identifizieren konnte: *Idionymie* – formale und semantische Identität der Sprichwörter. *Idiosynkrasie* – formale und semantische Disjunktion, Sprichwörter, die keine Äquivalente in den verglichenen Sprachen haben. *Interlinguale extensionale Divergenz* – unvollständige Symmetrie bei formaler Identität und privativer semantischer Opposition, wenn einem monosemantischen Sprichwort in der

[4] Dolník, Juraj: Logické princípy organizovania slovnej zásoby. – In: *Slovenská reč*. Jg. 52, Nr. 3, 1987. 129–138.

verglichenen Sprache ein polysemantisches Sprichwort entspricht. *Interlinguale intensionale Divergenz* – partielle Asymmetrie der formalen Identität und äquipollenten semantischen Opposition, bei der sich zwei formal identische Einheiten durch individuelle semantische Merkmale unterscheiden. *Interlinguale Homonymie* – vollständige Asymmetrie bei formal identischen aber semantisch disjunktiven Einheiten. *Interlinguale formale Variabilität* – unvollständige Symmetrie bei semantisch identischen Sprichwörtern, die formal gesehen durch die Wortformen ihrer Komponenten nicht übereinstimmen. *Formal-semantische Mutation* – vollständige Symmetrie der formalen und semantischen Opposition, d.h. die verglichenen Sprichwörter weisen sowohl formal als auch semantisch gesehen nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern auch Unterschiede. *Lexikalische transpositionelle Variabilität* – partielle asymmetrische Beziehung bei formaler äquipollenter Opposition und bei solcher semantischen Identität, die auch differenzierende Merkmale aufweist. *Echte interlinguale Synonymie* – Beziehung von zwei Sprichwörtern in gegensätzlicher Opposition der formalen Disjunktion und semantischen Identität. *Interlinguale äquipollente Synonymie* – Beziehung der formalen Disjunktion und semantischen äquipollenten Opposition, wenn Sprichwörter mit differenter Komponentenstruktur identische extensionale Bedeutung haben, zugleich aber auch differenzierende intensionale Merkmale aufweisen. *Extensionale und intensionale Hyperonymie/Hyponymie* – Beziehung der formalen Disjunktion und semantischen privativen Opposition bei Sprichwörtern, die formal eine unterschiedliche Struktur haben, aber semantisch voneinander nur durch ein Merkmal abweichen.

Der progressive Ansatz, die Theorien der logischen und linguistischen Semantik zu verbinden, deren Rolle bei der Explikation semantischer Phänomene als komplementär wahrgenommen werden kann, ist zweifellos positiv zu bewerten. Es kann jedoch erforderlich erscheinen, den breiteren Gedankenkontext der Theorien (oder Teildisziplinen) zu berücksichtigen, deren Elemente interpretativ in die Deutung semantischer Beziehungen involviert sind.

Die Erforschung von den logisch-semantischen Beziehungen im systemlinguistischen Äquivalenzsystem indiziert die Aktualität einer profunden Erforschung der Sprichwörter und ihrer fremdsprachigen Parallelen im Diasystem der Sprache. Ďurčo geht mit einer experimentalen korpusbasierten Untersuchung weiter – *Diasystematische Differenzen von Sprichwörtern aus der Sicht der kontrastiven Parömiografie* (S. 121–142) – indem er die Gültigkeit der Parallelität von systemlinguistisch gesehen (semi)äquivalenten Sprichwörtern in der Sprachverwendung vom zeitlichen, territorialen, medialen, soziolinguistischen, (kon)textuellen, quantitativen, sprachnormativen, evaluativen und funktional-stilistischen Aspekt und der Maße der innersprachlichen Integration her überprüft. Damit gelingt es ihm die Problematik der Sprichwortäquivalenz aus einem neuen, noch wenig oder teilweise überhaupt nicht erforschten Horizont, in ihrer ganzen Komplexität darzustellen.

Ďurčo macht mit dem Artikel *Variabilität der Sprichwörter. Typologie der textuellen Variabilität von propositionalen Idiomen* (S. 145–161) auf eine Leerstelle der Phraseologie aufmerksam, nämlich auf die relative Festigkeit der Sprichwörter, d. h. auf die Regularitäten, die der Sprache als soziokulturelles Memkomplex bei der denkbaren unendlichen Variierung zu (re)produzieren erlaubt. Der Autor hebt in dieser Hinsicht die strukturellen Charakteristika und die Musterhaftigkeit der Sprichwörter hervor, die sich mithilfe der neuesten korpuslinguistischen Methoden tiefgründig erforschen lassen. In seiner Pilotstudie identifiziert er formale (*Variabilität mit elliptischen, substitutiven, kombinierten Varianten; Modellhaftigkeit des syntaktischen Aufbaus der Sprichwörter; Variationen bezüglich der Konnektoren bei der Sprichwortintegration im Text*) und paradigmatische (*Veränderungen der Wortform, Variieren der Komponenten, quantitative und qualitative syntagmatische Veränderungen*) Musterhaftigkeit im textuellen Usus von Sprichwörtern. Es ist eine präzise Darstellung mit einer umfangreichen Enumeration von Exemplifikationen.

Die Untersuchungen haben sich als innovativ und breit angelegt erwiesen. Sie umfassen die Sprichwortsemantik, Sprichwortäquivalenz, und die textuelle Variabilität der Sprichwörter. Der Band der Pilotstudien zeigt, ohne Anspruch auf die Vollkommenheit, die Leerstellen der kontrastiven Parömiographie auf und bereichert sie mit neuen Methoden und Ergebnissen sowie mit Indizien und Anregungen zur weiteren Forschung. Ein großer Beitrag besteht in der onomasiologischen und semasiologischen Identifizierungsmöglichkeit von Sprichwörtern in fünf Sprachen, die weitere heterogene Beziehungen auf inter-, intra- und translingualem Niveau zu erkennen hilft. Ein weiterer vielfältiger Beitrag besteht in der Kombination von Verflechtung der Sprichwort-Tradition mit technischen, methodischen und theoretischen Innovationen und der Pflege des kulturellen Sprachgedächtnisses, ausgehend von dem aktuellen geschriebenen Sprachgebrauch. Überraschend ist, wie inspirativ und produktiv die Änderung der Methodenverfahren auf eine umfassend erarbeitete Problematik wirken kann. Die Autoren haben mehrfach bewiesen, dass der Linguist, der sich nicht immer nur wiederholen, sondern stattdessen einen beachtlichen Beitrag in der Sprachwissenschaft leisten möchte, „*mit der Zeit gehen muss*“ und den Fokus verstärken sowie den Blickwinkel ändern sollte, um neue inspirierende Ergebnisse zu bekommen.

Schwachstellen der Publikation sind sowohl theoretisch als auch methodisch gesehen kaum zu bemerken. Die Publikation ist eher ein Beweis für die Skeptiker und Kritiker der Korpuslinguistik, dass diese in der Linguistik neue Perspektiven eröffnet, neue Aspekte in den Vordergrund

Autorinnen und Autoren

Mgr. Anita Braxatorisová, PhD.
Jazykové centrum
Inštitút celoživotného vzdelávania
Slovenská technická univerzita v Bratislave
Vazovova 5
SK–812 43 Bratislava
braxatoris.anita@gmail.com

prof. PhDr. Juraj Dolník, DrSc.
Katedra slovenského jazyka
Filozofická fakulta Univerzity Komenského
Gondova 2
SK–814 99 Bratislava
juraj.dolnik@uniba.sk

Dr. phil. Boris Blahak, M.A.
Institut für Germanistik
Deutsch als Fremdsprachenphilologie
Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
D–93053 Regensburg
boris.blahak@ur.de

Katedra germanistiky a slavistiky
Filozofická fakulta
Západočeská universita v Plzni
Riegrova 11
CZ–306 14 Plzeň
bblahak@zcu.cz

Mgr. Silvia Gajdošová, PhD.
Katedra nemeckého jazyka a literatúry
Pedagogická fakulta UK
Račianska 59
SK–813 34 Bratislava
silvia.gajdosova@gmail.com

Dr. Oksana Khrystenko
Institut für Germanistik
Universität Innsbruck
Innrain 52
A–6020 Innsbruck
Oksana.Khrystenko@gmx.net

Mgr. Jana Lauková, PhD.
Katedra germanistiky
Filozofická fakulta
Univerzita Mateja Bela
Tajovského 51
SK–97401 Banská Bystrica
jana.laukova@umb.sk

Dr. Orsolya Lénárt
Lehrstuhl für Kulturwissenschaften
Andrássy-Universität Budapest
Pollack M. tér 3
H–1088 Budapest
orsolya.lenart@andrassyuni.hu

Univ. Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann
Universität Wien
Institut für Philosophie
Universitätsstraße 7/III
A–1010 Wien
konrad.liessmann@univie.ac.at

Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.
Katedra germanistiky
Filosofická fakulta
Ostravská univerzita v Ostravě
Reální 5
CZ–701 03 Ostrava
martin.mostyn@osu.cz

Dr. Elena Pavlova
Institut für Deutsche Philologie
Universität Greifswald
Rubenowstraße 3
D–17489 Greifswald
pavlova_elena@ymail.com

Prof. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Katedra germanistiky
Filosofická fakulta
Ostravská univerzita v Ostravě
Reální 5
CZ–701 03 Ostrava 1
lenka.vankova@osu.cz

Mgr. Ervín Weiss, PhD.
Univerzita Konštantína Filozofa v Nitre
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Štefániková 67
SK–949 74 Nitra
eweiss@ukf.sk

Dr. Marta Wimmer
Institut für Germanische Philologie
Lehrstuhl für Österreichische Literatur und Kultur
Adam-Mickiewicz-Universität Poznań
Al. Niepodległości 4
PL– 61-874 Poznań
mwimmer@amu.edu.pl

Manuskripthinweise

Seite:
Format: ISO B5
Seitenränder: oben: 2,7 cm, unten: 1,7 cm, links: 2 cm, rechts: 2 cm.

Absatz:
Einzug: links: 0 cm, rechts: 0 cm
Sondereinzug: erste Zeile: 0,5 cm
Abstand: vor: 0 pt, nach: 0 pt, Zeilenabstand: einfach
Tabstopps: 0,5 cm, 1 cm

Schriften:
Normalschrift: Times Roman 10 pt
Beim Zitieren: Normalschrift, keine Kursivschrift verwenden
Buch- und Werktitel im Fließtext: Kursivschrift

Fußnoten:
Text der Fußnoten (9 pt, Sondereinzug: Hängend 0,3 cm)

Abbildungen und Graphiken:
Tabellen, Abbildungen und Graphiken durchgehend nummerieren: Abb. 1, Tab. 1 usw.

Aufzählungszeichen und Nummerierungen:
keine automatischen Aufzählungszeichen und nummerierte Listen verwenden, diese nur manuell eingeben

Bibliographische Angaben:
Bibliographische Hinweise in Text und Fußnoten sollen in Kurzform wie folgt gegeben werden:
... Altmann (1981) und Leisi (1971) haben gezeigt ...
... die Beiträge in Bolinger (1972c).
... vor kurzem ausführlich erörtert (vgl. Lipka 1990: 171ff.).
... wie bei Quirk/Greenbaum (1973: 406–429) besprochen.
Die Einträge sind nach den Nachnamen der Verfasser/Herausgeber alphabetisch zu ordnen. Mehrere Werke desselben Verfassers sind chronologisch zu ordnen. Bei gleichem Erscheinungsjahr ist zu unterscheiden mittels a, b, c usw. Der zitierten bzw. aktuellen sollte möglichst die erste Auflage nachgestellt werden. Auflagen werden möglichst mit Exponentenziffern angegeben. Zitierte

Nachschlagewerke sind, mit oder ohne übliche Abkürzungen, in alphabetischer Folge ihrer Titel anzugeben in KAPITÄLCHEN.

Beispiele:
(a) Wörterbücher
ALD5 = OXFORD ADVANCED LEARNER'S DICTIONARY OF CURRENT ENGLISH. Hg. Jonathan Crowther. Oxford: Oxford University Press ^{5}1995 [11948 Komp. A. S. Hornby].
LGWBDAF = LANGENSCHEIDTS GROSSWÖRTERBUCH DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE. Hgg. Dieter Götz, Günther Haensch, Hans Wellmann. Berlin etc.: Langenscheidt 1993.
W III = WEBSTER'S THIRD NEW INTERNATIONAL DICTIONARY OF THE ENGLISH LANGUAGE. Hg. Philip Gove. Springfield, MA: Merriam 1961 [Supplement 6000 Words 1976].

(b) Sonstige Literatur
Altmann, Hans (1981): Formen der „Herausstellung" im Deutschen. Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 106).
Altmann, Hans (Hg.) (1988): Intonationsforschungen. – Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 200).
Bolinger, Dwight (1972a): Degree Words. – The Hague, Paris: Mouton.
Bolinger, Dwight (1972b): „Accent is Predictable (if you're a Mind-Reader)." – Language 48. 633–644.
Grice, H. Paul (1975): „Logic and Conversation." – In: P. Cole, J. L. Morgan (Hgg.): Syntax and Semantics. Vol. 3: Speech Acts. New York: Academic Press. 41–58.
Leisi, Ernst (1953; ^{2}1971): Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen. – Heidelberg: Winter.
Vater, Heinz (1975): Werden als Modalverb. – In: J. P. Calbert, H. Vater (Hgg.): Aspekte der Modalität. Tübingen: Narr. 71–148. (= Studien zur deutschen Grammatik 1).

Informationen über Autor /Autorin:
bitte am Ende des Manuskripts den vollen Namen mit akademischen Titeln, Institut, Adresse des Instituts und aktuelle E-Mail-Adresse angeben (9 pt)

Aufsatztitel (16 pt, fett)
(eine Leerzeile 10 pt)
Verfassername (11 pt, kursiv)
(zwei Leerzeilen 10 pt)

1 Überschrift der ersten Untergliederung (11 pt, keine automatische Nummerierung)
(zwei Leerzeilen 10 pt)

Text (10pt, erste Zeile ohne Einzug) Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text.
Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text.
(zwei Leerzeilen 10 pt)

2.1 Überschrift der zweiten Untergliederung (10 pt, keine automatische Nummerierung)
(eine Leerzeile 10 pt)
Text (10pt, erste Zeile ohne Einzug) Text Text Text TeText Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text
Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text Text Text Text Text Text Text Text Text Textv Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text Text.
(zwei Leerzeilen 10 pt)

Literaturverzeichnis (11 pt)
(zwei Leerzeilen 10 pt)
Text des Literaturverzeichnisses (9 pt, Sondereinzug: Hängend 0,5 cm)
(zwei Leerzeilen 10 pt)

Annotation (11 pt)
(eine Leerzeile 10 pt)
Aufsatztitel im Englischen (9 pt, fett)
(eine Leerzeile 10 pt)
Verfassername (9 pt, kursiv)
(zwei Leerzeilen 10 pt)
Text der englischen Annotation, maximal 10 Zeilen. (9 pt)
(eine Leerzeile 10 pt)
Keywords: (9 pt, kursiv) Schlüsselwörter im Englischen, als Trennzeichen Kommas verwenden (9 pt).